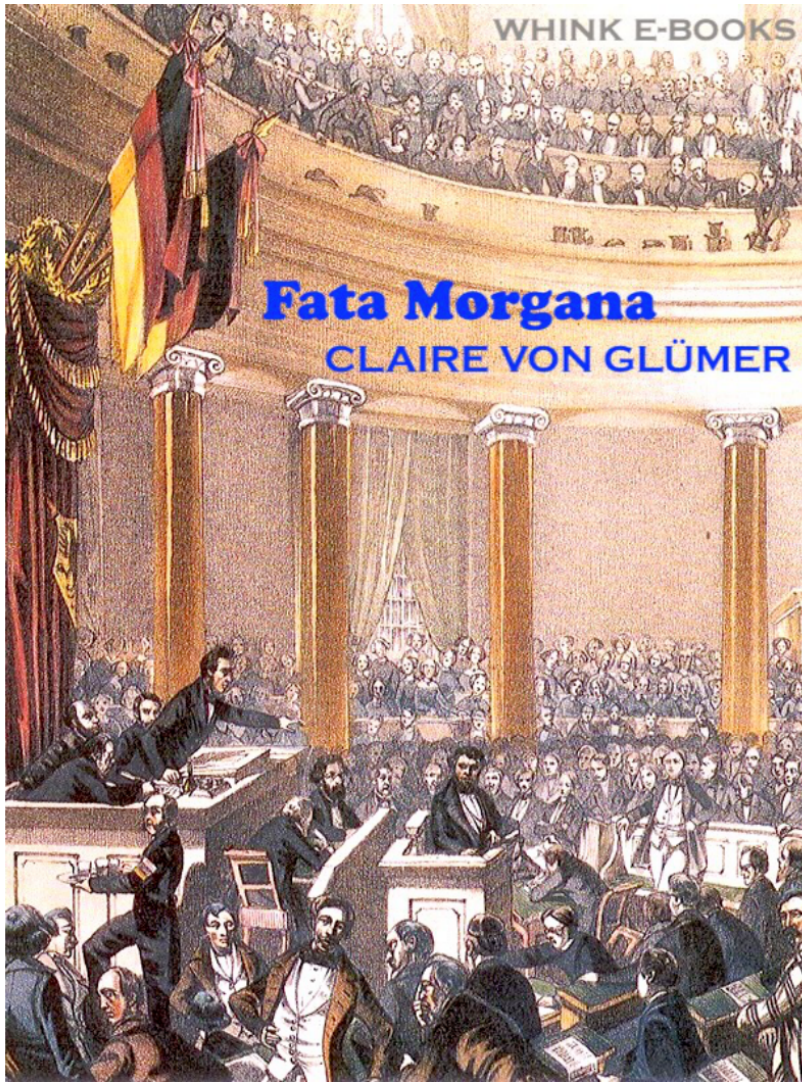
WHINK E-BOOKS
Fata Morgana
CLAIRE VON GLÜMER

Fata Morgana

Ein Roman aus dem Jahre 1848

Claire von Glümer

Leipzig
Verlag von Otto Wigand
1851

Inhalt

I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII.
VIII.
IX.
X.
XI.
XII.
XIII.
XIV.
XV.
XVI.
XVII.
XVIII.
XIX.
XX.

Zu diesem E-Book

I.

[3]
So che in via talvolta s'ommira
Una stella che stella non é.
Metastasio.

DIE STAMMGÄSTE der Burg Launeck waren im Jahre 1848 früher als gewöhnlich zum Genuß des Landlebens vereinigt; man wußte, daß der ehemalige Oberhofmarschall, Graf Laun, nur in der gewähltesten Umgebung leben mochte, und rettete sich darum gern aus den Gährungen des politischen Treibens in das alte Schloß, das mit Wällen, Thürmen, und Zugbrücken trotzig über den Strom hinblickt, der sich seit Jahrhunderten an seinen Grundmauern bricht.

Es war im Mai, ein frischer, duftiger Abend, aber im Salon waren die Vorhänge zugezogen und die Kerzen brannten. Der alte Graf las die Zeitun[4]gen mit verdrießlichem Gesicht; die schöne Adelgunde, seine Schwiegertochter, spielte Piquet mit dem Kammerherrn von Grimbach; Graf Egbert stand hinter dem Stuhle seiner Frau und schalt über ihr schlechtes Kartenspiel und die Generalin von Lingart, Adelgundens Mutter, durchblätterte noch einmal den köstlichen, enchantirenden Roman »aus der Gesellschaft«, von Ida, Gräfin Hahn-Hahn.

Im Hintergrunde des Gemachs saßen in einer von Epheu umzogenen Mauernische, Marie von Grimbach, die Schwester des Kammerherrn und Gräfin Hedwig, des Hofmarschalls zweite Frau. Des Hausherrn jüngere Söhne, Wolf und Kurt, bemühten sich, Mama und Cousine zu unterhalten, aber Marie zerpflückte träumerisch ihr Bouquet und Hedwig war verdrießlich: war es

doch auch, als hätten Adelgundens schöne Augen den Kammerherrn ganz bezaubert; er hatte für die übrige Gesellschaft weder Blick noch Wort.

— Wir sind, so lange ich denken kann, in jedem Sommer hier gewesen, meinte Kurt; aber so eintönig und unbehaglich wie diesmal ist mir Launeck noch nicht erschienen.

— Eintönig ist's hier immer, sagte Gräfin Hed[5]wig. Ich kann mich nie eines gewissen Schauers erwehren, wenn ich von fern die alten Thürme und Mauern und die hohen Bogenfenster der Burg wieder sehe. Es ist gar zu düster in allen Zimmern; überall die Spuren einer längst erstorbenen Zeit, die nicht zu unsern Freuden und Leiden paßt, die sich unsern Gewohnheiten nicht anschmiegt.

— Aber wir bringen doch die frische lebendige Zeit mit uns und verbinden sie mit der Vergangenheit, sagte Wolf. Ich liebe diese Räume; ich fühle mich nirgends so heimisch wie hier, nirgends so jung, und nirgends so voll Frieden und Freude.

— Weil Du ein Träumer bist, lieber Bruder! rief Kurt; weil Leute Deines Gelichters die Sonne nicht gern sehen, wie sie ist; und weil die bunten Fenster des alten Schlosses Dich der Mühe überhoben, romantische Brillen aufzusetzen. Ich wette, Cousine Marie, die wieder einmal »aus der Blumen Augen eine Sprache lernt«, ist ganz auf Deiner Seite. Marie drohte mit Blick und Hand.

— Hüten Sie sich vor Leuten unseres Gelichters, sagte sie lächelnd. Wir schicken Ihnen sonst einen Zauber, den wir von den Blumen oder Wolken lernten, und strafen Sie für Ihre Spöttereien. Uebri[6]gens bin ich nicht ganz auf Ihrer und nicht ganz auf Wolfs Seite. Launeck war mir früher unbeschreiblich lieb, aber in diesem Jahre finde ich mich nicht zurecht. Es ist Alles anders — ich weiß freilich nicht was.

— Verändert? das sei Gott geklagt, rief die Gräfin. Ueberall dieselben alten Draperien, die schwerfälligen Meubles, die goldgedruckten Ledertapeten, verblichener Atlas, verstaubter Sammet, Alles, Alles dasselbe, liebe Marie.

— Und die Terrasse mit den hohen Taxushecken, ergänzte Kurt,

das steife Blumenparterre im altfranzösischen Geschmack, die dunkle Allee, die bis zum Park hinführt, Sie finden Alles wieder; und die alten Ritter und Frauen schauen so stolz wie früher mit Helm und Bischofsmütze, mit Reifrock und Stuartskragen aus den goldenen Rahmen nieder…

— Und dieselben Gestalten, die in frühern Jahren das Schloß belebten, wandeln auch heute durch die Zimmer und Gärten, fiel Wolf dazwischen, und doch hat Cousine Marie ganz recht: es ist Alles verändert, das heißt wir sind verändert.

— Oho! rief Kurt, dagegen protestiren wir. Schöne Damen altern nie, und sieh mich nur einmal an: dasselbe heitere Gesicht, derselbe glänzende Bart, [7] dieselbe elegante Taille, und nicht ein Knöpfchen der Uniform ist anders als im vergangenen Jahre.

Wolf lächelte. — So war's nicht gemeint, sagte er, die Veränderung liegt tiefer; sie umfaßt und durchdringt unser ganzes Leben. Die Zeit rüttelt mächtig an Allem, was besteht — auch wir haben das Gleichgewicht verloren und fühlen instinctmäßig, so gern wir uns darüber täuschten, daß auch unsere Existenz Gefahr läuft.

— Bitte, lieber Wolf, nicht solche Gespräche, sagte die Gräfin mit einem Seitenblick auf den lesenden Gemahl. Den Papa bringst Du damit aus seiner Laune und ich werde so aufgeregt, daß ich die ganze Nacht nicht schlafe. Wenn ich an diese Zustände nur denke, wird mir ganz weh! — Sie hüllte sich fröstelnd in ihre Mantille. Man war verstimmt und schwieg. Ein Wagen rasselte über die Brücke und hielt vor der Haupttreppe. Die junge Welt stürzte an's Fenster. Wer konnte das sein? — Eine zweispännige alte Kalesche ohne Wappen, Kutscher und Diener in grauen Ueberröcken, gleichfarbigen Gamaschen und runden Hüten. Der Schlag wurde aufgerissen, ein schöner alter Mann mit hoher Stirn, weißem Haar und etwas unstätem Auge stieg aus.

[8] — Onkel Günter! riefen die Leutnants und eilten die Treppe hinab; der Graf warf die Zeitungen weg und ging mit Grimbach und Egbert dem Ankommenden entgegen; Adelgunde schob hastig

die Karten zusammen, die Generalin legte ihr Buch bei Seite und Hedwig strich sich die Locken glatt; nur Marie blieb ruhig und sah mit Erstaunen die Aufregung aller Hausgenossen.

Graf Günter trat ein; sein freundlicher Gruß, sein ungezwungenes Wesen ließen auf den ersten Blick erkennen, daß er aller Etiquette feind war.

Nach den ersten Begrüßungen zog er einen Brief hervor, den er mit den Worten — von Werner — seinem Bruder, dem Hofmarschall, überreichte. Dann wandte er sich zu seiner Schwägerin und sagte:

— Liebe Hedwig, ich habe Ihre Nachsicht anzuflehen, nicht allein wegen meines unberufenen Kommens, sondern auch wegen der Gäste, die mir folgen.

— Und die sind? fragte die Gräfin gespannt.

— Werner und seine Kinder, antwortete Graf Günter. Sie wissen wahrscheinlich nicht, liebe Hedwig, daß Werner entschlossen ist, wieder in Deutschland zu wohnen. Bis er sich irgendwo fixirt hat, habe ich ihm für seinen kranken Sohn und seine Toch[9]ter bei mir Aufenthalt geboten. Er nimmt es an. Als ich aber mit meiner Beschließerin die Zimmer musterte, fiel es mir schwer auf's Herz, wie wenig diese düstere Umgebung zur Erheiterung eines Kranken und zur Unterhaltung eines jungen Mädchens sich eignet. Ich dachte an Sie — nicht wahr, Sie nehmen uns gütig auf?

Die Gräfin verbeugte sich, Graf Günter küßte ihr verbindlich die Hand.

— Für heute beurlauben Sie mich, liebe Hedwig, sagte er, ich habe einige Geschäfte in der Nachbarschaft, hoffe aber, Sie in wenigen Tagen wieder zu sehen. Dann empfahl er sich mit einer Verbeugung der übrigen Gesellschaft und ging.

— Aber, liebe Hedwig, was will mein Bruder? fragte der Graf und legte den Brief zusammen, und die Mienen aller Anwesenden drückten dieselbe Frage aus.

— Was er will? rief die Gräfin und warf unwillig den Kopf zurück, wir sollen Werner mit seinen Kindern aufnehmen; eine

schöne Aussicht für unsere Sommerfreuden!

— Das geschieht in keinem Fall, sagte der Hof[10]marschall, wie könnte ich diesen Enthusiasten in meinem Hause dulden, in meiner Umgebung!

— Wir werden uns doch wohl bequemen müssen, meinte Egbert, wir sind zu abhängig von des Onkels Kasse, mithin auch von seinen Launen.

— Nun, sagte Adelgunde, darauf können wir es erst ankommen lassen. Bei dem Prozesse, den er mit seinem Gelde unterstützt, ist nicht allein unser Vermögen, auch unsere Ehre, mithin seine Ehre, betheiligt.

— Nein, liebe Adelgunde, so beurtheilt er die Sache nicht, sagte Hedwig; er urtheilt überhaupt immer anders als wir, und da Werners Familie gerade seine Achillesferse ist…

— So werde ich mich abermals fügen müssen! fiel unwillig Graf Laun dazwischen und griff wieder nach seiner Zeitung.

— Aber erzähle mir doch, was das Alles bedeutet, liebe Hedwig, bat Marie. Erzählen Sie, liebste Gräfin, fielen die Generalin und der Kammerherr ein; man setzte sich im Kreise und die Gräfin begann.

— Mein Schwiegervater hatte drei Kinder: aus erster Ehe meinen Gemahl und die schöne Ottilie, aus zweiter Ehe den Grafen Günter.

[11] — Graf Günter ist jünger als der Hofmarschall! rief die Generalin erfreut, und Alle stimmten ihr bei, daß man dem weißen Haar und den tiefgefurchten Zügen des Erstern, wenigstens zehn Jahre mehr zugesprochen hätte.

— Er ist doch gerade um zehn Jahre jünger als der Hofmarschall, fuhr Hedwig fort. Er soll in seiner Jugend etwas sehr Nachgiebiges und Schmiegsames gehabt haben, überhaupt ein liebenswürdiger Mensch und vollendeter Kavalier gewesen sein, bis nach mehrjähriger Abwesenheit Ottilie als Wittwe in das Haus der Eltern zurückgekehrt ist. Sie mag damals etwa 25, er 23 Jahre alt gewesen sein und sie hat ihm eine so heftige Leidenschaft eingeflößt, daß er von der Zeit an sich gänzlich umgeändert hat.

Seine Studien, denen er bis dahin den größten Fleiß gewidmet, hat er vernachlässigt, ist gar nicht mehr nach der Universität zurückgegangen; ist tagelang träumend, singend, dichtend im Walde umhergelaufen; hat Blumen gesucht für seine Schwester und doch nicht gewagt, sie ihr zu überreichen; ist oft wochenlang von Niemand gesehen worden, als vom Hirten oder Jäger und hat dann wieder einmal wochenlang das Schloß nicht verlassen, wo er Alt und Jung auf das Fürchterlichste [12] tyrannisirt hat, bis ein Vorwurf Ottiliens ihn zur Erkenntniß seines Fehlers gebracht und in die frühere Träumerei zurückgeworfen hat.

— Und Ottilie? fragte Marie.

— Ob Ottilie ihn geliebt hat, weiß ich nicht. Es wird von vielen Seiten behauptet, sie habe wegen ihrer Leidenschaft für den Bruder alle die glänzenden Partieen ausgeschlagen, die sich ihr dargeboten. Ihre Stiefmutter, eine vortreffliche Frau, starb indeß aus Kummer über das Unglück ihres Sohnes, wie man sagt, und da, in ihrem 30. Jahre noch, heirathete Ottilie den Baron Werner von Ringen, einen Enthusiasten und Freiheitsschwindler, den sie unmöglich geliebt haben kann. Sie ist ihm aber später mit beispielloser Treue ins Exil gefolgt, wo sie in Noth und Kummer ihre Kinder erzogen hat. Siebenzehn Jahre ist Werner, — den Namen Ringen führt er nicht mehr, aus Rücksicht für seine Familie wahrscheinlich — im Auslande gewesen. Seine Frau ist gestorben; sein kranker Sohn Heinrich kommt eben mit seiner Schwester Gertrud aus Italien zurück, und diese Gesellschaft ist’s, die man uns ankündigt.

— Auf Ehre, deliciös, ein wahrer Roman! rief Kurt.

[13] — Aber Du sagtest nichts mehr vom Grafen Günter, fiel Marie dazwischen, wie hat er nachher gelebt?

— Wieder ganz den Wissenschaften und später seinen Gütern, die ihm von seinem Großvater mütterlicher Seite zufielen. Er ist menschenscheu und sieht oft jahrelang kein anderes Gesicht als das seines Dieners und seiner Haushälterin. Ich kenne ihn erst seit anderthalb Jahren und habe ihn in dieser Zeit höchstens vier Mal

gesprochen.

— Er soll aber ein Vater aller Armen sein, sagte Wolf, das scheint mit der erwähnten Misanthropie schlecht zu harmoniren.

— Eigentlich weiß man nicht aus ihm klug zu werden, meinte Adelgunde; er ist ja selbst uns, seinen Verwandten ein Räthsel.

— Dessen Lösung ich wohl versuchen möchte, sagte Marie.

— Das glaube ich, liebe Cousine! rief Egbert, das ist jedenfalls etwas für Sie: etwas Dunkles, Verworrenes, Melancholisches. Ich muß aber gestehen, daß die nun ankommende Cousine mich bei weitem mehr interessirt.

[14] — Das ist allerdings etwas nie Dagewesenes, spöttelte Adelgunde. Demoiselle Werner, Cousine des hochgebornen Grafen Laun und Launeck! Schade, daß die Saison der Hofbälle vorüber ist; wir würden dort mit unserer schönen Cousine Fourore machen.

— Wenn sie Ottilien ähnlich ist, jedenfalls, sagte Wolf. Haben Sie nie das himmlisch-schöne Bild betrachtet, das so mild verzeihend in die Welt blickt, als trüge es in seinen Augen Versöhnung für jeden Schmerz? schon als Kind habe ich stundenlang vor dem Bilde gestanden und mich im Strahl seiner Schönheit gesonnt.

— O hört den Dichter! rief Kurt, spricht er nicht so sentimental, als trüge er für die todte Tante eine unglückliche Liebe im Herzen?

— Warum eine unglückliche? fragte Wolf. Glaube mir, ich verdanke dem schönen Bilde zum großen Theil die Entwicklung dessen, was man als poetische Begabung an mir liebt und bewundert. Ich brauchte mir nicht im Herzen das Ideal zu schaffen, das mich über die Mängel der Wirklichkeit erheben sollte; das Ideal trat von Außen an mich heran und das stumme Bild weckte meine ganze Seele.

[15] — Nun Gottlob, daß sie wacht, sagte Kurt, mir ist’s gleich, als ob das Bild, oder sonst etwas Todtes sie weckte; ich wende mich lieber dem frischen Leben zu und will der hohen Versammlung hiermit kundgeben, daß ich mir unter der Cousine — die ich übrigens nicht als Demoiselle Werner, sondern,

wie sich's gebührt, als Fräulein von Ringen vorzuführen bitte — gar nicht ein so mild-versöhnendes Wesen — war's nicht so, Wolf? — sondern eine leichtfertige hübsche Französin denke; ganz Glut, ganz Leben, wie das so ist in ihrem Adoptivvaterlande.

— Und ich sehe in ihr eine Emancipirte, eine Barrikadenheldin, die in der einen Hand die Tricolore oder das Banner der rothen Republik schwingt, in der andern den Säbel, der noch raucht vom Blute der Aristokraten und dabei das Ça ira mit dem Pöbel singt.

— O schrecklich, lieber Egbert! rief die Gräfin, ich könnte mit einer solchen Hausgenossin wahrlich keine Stunde leben.

— So ist sie nicht, sagte Adelgunde; nach Allem, was ich von ihrem Geiste und ihren Kenntnissen gehört habe, ist sie eher eine Gelehrte, eine femme litéraire, ein Blaustrumpf.

[16] — Ah mon Dieu, das ist vom Schrecklichen das Schrecklichste, meinte die Generalin. Meine Freundin, die Baronesse Wardenfels, hat sich seit einigen Jahren auf dies Fach geworfen. Sie trägt grüne Brillen, hat immer Tintenflecke an den Händen und Kleidern, und ihr drittes Wort ist: der Cicero, der Rousseau, der Cartesius, oder sonst so ein Grieche. En vérité c'est une horreur!

— En vérité c'est une horreur! wiederholte Kurt, der seine Heiterkeit über die neugeschaffenen Griechen kaum bemeistern konnte, und Wolf sagte:

— Ich glaube Sie von dieser Sorge befreien zu dürfen, gnädige Frau. Ich habe mehrere Briefe von Gertrud gesehen, und wenn ich auch nicht abstreite, daß sich darin ein klarer starker Geist zeigt, so ist mir doch ihr Gemüth noch bedeutender erschienen. Es liegt darin eine solche Frische und Fülle, ein solcher Reichthum von Poesie…

— O, lieber Bruder! sage doch nur gleich: sie ist eine Sappho, eine Corinna, eine Muse! rief Egbert und Kurt declamirte mit komischem Pathos:

— *»Blond von Haaren, blau von Augen,*

Und ein blond Gefühlsgewimmer!«

jedenfalls steht Cousine Gertrud sich am besten, wenn [17] sie meine Erwartungen realisirt. Und nicht allein die Cousine, sondern wir Alle. Ist sie aber so, wie Ihr sie zeichnet, so sage auch ich: en vérité c'est une horreur! habe ich nicht Recht, mein gnädiges Fräulein?

— Nicht so ganz, antwortete Marie; ich muß gestehen, daß Wolfs Urtheil mich für die Unbekannte eingenommen hat.

— O, mein Bruder! sehen Sie denn nicht, daß er in die Tochter des schönen Bildes verliebt ist? — Lieber Wolf, ich bitte Dich, nur keine Mesalliance!

Dies Donnerwort weckte den Kammerherrn aus seinem Schlummer; er lächelte wie immer, wiederholte: — nur keine Mesalliance! — nahm eine Prise und schaute tiefsinnig vor sich nieder, bis seine Gesichtsmuskeln erschlafften und wieder ausruhten in dem stereotypen, unvergleichlich leeren Lächeln.

— Es ist angerichtet, meldete der Diener. Graf Laun eilte auf die Generalin zu, und Hedwig legte ihre Hand auf den Arm des Kammerherrn, indem sie sagte:

— Aber bitte, lieber Grimbach, nun nichts mehr von der Cousine!

[18] — Meine gnädige Gräfin, ich bin wie immer, mit ganzer Seele bei Ihnen!

Und dahin rauschten sie zum Souper. »Où peuton être mieux, qu'au sein de sa famille.«

❄

II.

AN DEMSELBEN ABEND saßen in einem Zimmer des Hotels Fuchs zu Deutz ein Greis, ein Mann, ein Jüngling und ein Mädchen beisammen. Ihr lebhaftes Gespräch war von Wiedersehensfreude und Trennungsschmerz durchbebt; zuweilen schwiegen sie, wie von mächtigen Erinnerungen übermannt und blickten hinaus in die schimmernde Ferne des Abendhimmels. Der Rhein zog leise rauschend unter den geöffneten Fenstern hin; Glockentöne flogen von allen Thürmen über Fluß und Stadt, und der bleiche Jüngling, der dem Fenster zunächst in einem Lehnstuhl lag, sagte träumerisch vor sich hin:

— Heute ist's wieder einmal, als wäre Frieden auf Erden!

[19] Der Greis war Werner, der kranke Jüngling und das Mädchen seine Kinder, der Mann war der Maler Lorenz, der treue Freund und Reisegefährte jener Beiden.

— Es war ein Tag wie heute, sagte Lorenz, als ich vor zwei Jahren meine italienische Reise antrat und dem Rhein mit schwerem Herzen Lebewohl sagte. Ich fühlte, es war nöthig, mich ganz der der Kunst hinzugeben, um das Elend meines Vaterlandes zu vergessen, wo das freie frische Leben auf immer gehemmt schien. Nun habe ich mich selbst im Anblick des Schönen gestählt und finde mein Vaterland so stark, so kühn, so freiheitsmuthig, wie ich es kaum in meinen Träumen wünschte.

— Und sicher, wie der Rhein dem Meere zu, geht jetzt Deutschland dem Glück entgegen, rief Gertrud mit blitzenden Augen.

— Der Rhein verliert sich in fremdem Gebiet im Sande, sagte Heinrich; aber es war das richtigste Bild. Man sucht, man strebt,

bis sich Wunsch und Streben in Nichts verlieren.

— Du bist noch krank, mein Sohn; sagte Werner; obwohl viel älter und erfahrungsreicher als Du, bin ich viel hoffnungsmuthiger. Es mag wohl sein, [20] daß er jetzt eingeschlagene Weg uns nicht zum Ziele führt; ich glaube sogar, daß wir noch mehr als früher in Nacht versinken, oder daß unser Freiheitstraum in Blut und Thränen untergeht. Aber endlich einmal geht die Sonne auf, sie kündigt sich an in dem blutigen Morgenroth und verfolgt sicher und siegend ihre ewige Bahn.

— Aber welchen andern Weg als den betretenen sollten wir einschlagen, rief Lorenz, und welche andere Sonne sollte uns leuchten, als die, welche jetzt am Himmel stehend tausend Blüthen geweckt hat? Wo sahen Sie ein Volk kühner in seinem Kampfe und edler in seinem Siege? Mein Deutschland will nicht, daß die gefällte Götzeneiche die edlen Gesträuche, die hier und da wachsen, in ihrem Fall zerschmettern. Es will keinen Umsturz, sondern eine Umwandlung; keine zertrümmernde, sondern eine ruhig fortschreitende, aufbauende Revolution. Und damit Rath und That Hand in Hand gehen, überträgt es die errungene Macht hellsehenden, erfahrenen Männern, die seine Bedürfnisse kennen und die Mittel dieselben zu befriedigen.

— Mein lieber Freund, Sie sind jünger als Ihre Jahre! sagte Werner und legte die Hand auf die [21] Schulter des Sprechenden. Sie sind überdies Künstler und sehen Alles im Lichte des Ideals. Sie müssen so sehen, weil Ihr Auge beständig dem Schönen zugewandt ist, und was ist das Schöne anders, als der Inbegriff der vollendeten, zur Harmonie mit der Welt gewordenen Wahrheit? Sie leben über den Wolken, an Jovis Tische als Dichter der Farben; wir leben unter den Wolken und sehen, wie zwischen der Welt und der Sonne diese Dunstmassen sich häufen und zur Nacht verdichten. Wir sehen das »souveraine Volk«, von dem politische Poeten und poetische Politiker so viel reden und singen, als Sclave des Aberglaubens, der Roheit und Entsittlichung, als Sclave der Materie, der es zum Werkzeuge dienen muß, um sich vor Hunger

und Kälte zu sichern.

Und weil wir nun sehen und begreifen, daß sich mit diesem Zustande die Freiheit nicht einen läßt; weil wir begreifen, daß die politische Reformation einerseits als ein Traum — ein schöner Traum — anderseits als eine Lüge verschwinden muß, darum wenden wir uns der socialen Reform zu, von der allein der Grund zu dem neuen Leben gelegt werden kann, das uns noththut.

— Aber wie willst Du in den gegebenen Verhält[22]nissen oder vielmehr in den verschrobenen Zuständen, an denen mit eiserner Hand die Zeit jetzt rüttelt, Deine sociale Reform bewerkstelligen? fragte Heinrich. Muß nicht das matte Auge des lange Geknechteten sich erst zu erheben vermögen, um das Allgemeine zu sehen und achten zu lernen, ehe es sich auf das Ziel richten kann, das Du ihm vorzeichnest?

— Gerade umgekehrt, mein Sohn! Erst wenn in der nächsten Umgebung nichts ist, was den Geist in Sorge und Angst beschäftigt, kann der Blick den ganzen Horizont umfassen, und erst wenn das Streben nach des Lebens nothwendigsten Bedürfnissen nicht mehr alle Kräfte in Anspruch nimmt, begreift der Geist sein Recht und es wird ihm klar, daß der Mensch nicht allein vom Brode leben soll und kann.

— Und doch möchte ich Heinrich beistimmen, fiel Lorenz ein. Wenn Sie dem Volke, das leider, wie Sie sagen, den Geist in der Materie verkümmern ließ, ein gewisses Wohlleben so ohne Weiteres gewähren könnten, Sie würden sehen, daß der Genuß dieses langentbehrten Gutes die Masse gänzlich einschläferte; und sogar das Aufblitzen, das jetzt zuweilen als Nothschrei der Verzweiflung ertönt und in der Tiefe der Seele alle schlummernden Kräfte weckt, sogar dies [23] Aufblitzen würde nicht mehr sein, sondern eine tiefe stumme Nacht in allen Geistern.

— Und Du Gertrud? fragte Werner, auf welcher Seite siehst Du das Recht?

— Mir scheint es wie gewöhnlich in der Mitte zu liegen, lieber Vater. Daß nicht allein das geistige, sondern auch das materielle

Wohl des Volkes gehoben werden muß, ist gewiß. Aber nun Gott durch des Volkes Mund gesprochen hat, und die politische Reform zuerst ins Leben tritt, so denke ich wird sie der Grundstein sein, auf dem das fortgebaut wird, das Du sociale Reform nennst.

— Wo ist denn die gepriesene politische Reform! fiel Werner heftig ein; ich sehe nichts abgeändert als einige Formen, nichts errungen, nichts geschaffen, nichts angebahnt, was irgendwie ein Nationalleben sichern könnte. Was unsere Zustände so elend macht, ist nicht die Verwirrung und Zersplitterung in der Krone der deutschen Eiche: es ist das Absterben der Wurzel, welcher die nöthigen Nahrungsstoffe fehlen. Erst muß der Boden, der unseres Lebens Heimath ist, von dem wuchernden Unkraut unserer socialen Verhältnisse befreit sein; dann wird der Lebenssaft [24] schwellen und treiben, und dann mögen wir die abgestorbenen Zweige entfernen.

— Du möchtest also das, was sich jetzt regt, unterdrücken, und dann eine Bewegung in Deinem Sinne künstlich wecken?

— Du willst mich nicht verstehen, Heinrich! wer spricht von unterdrücken, wer kann unterdrücken? Alles Leben, alles Bewegen ist ewig, ist durch sein Dasein zum Sein berechtigt. Aber es zum Einzelnen und Ganzen in harmonische Verhältnisse zu bringen, das ist die Aufgabe derer, die auf der Höhe der Zeit stehen.

— Das ist's ja, was ich meine, rief Lorenz, und darum erscheint mir unsere Revolution von vornherein als eine organisirte, weil die Massen, trotz des Bewußtseins ihrer Kraft, sich willig unterordnen.

— Aber *wem* unterordnen sie sich? rief Werner bitter lachend. Bis jetzt haben die sogenannten Volksvertreter nur gezeigt, daß sie nicht fähig sind, die Reformatoren unserer Zustände zu sein.

Die Masse fühlt sich von bewegender, zermalmender Kraft durchdringen; sie stürzt sich auf das, was in nächster Nähe ihr hemmend entgegen tritt und fragt nicht, was die Stelle des zerstörten einnehmen soll. [25] Daß die Lücke ausgefüllt werden muß, sagt uns das innerste Gesetz des Lebens. Alles, was wir Sterben nennen, ist ja nur ein neues Werden, es muß daher

nothwendig auch im staatlichen Leben aus der Zerstörung ein neues Dasein erwachen. Das neue Sein zu ordnen, oder wie schon gesagt, zum Einzelnen und Ganzen in harmonische Verbindung zu bringen, das ist die Aufgabe des Reformators.

— Und diese Aufgabe, denke ich, wird unser Parlament lösen, erwiederte Lorenz. Daß die ersten Schritte unsicher sind, ist natürlich. Die Männer sind freilich theoretisch gebildet, aber die Praxis fehlt ihnen; wir wissen ja, daß alles Streben den Irrthum in sich faßt, daß es eben ein *Lernen* ist.

— Nein! rief Werner, nein! von der Vergangenheit kann der Reformator lernen, was er zu vermeiden hat. Aber *was* er schaffen, *wie* er organisiren soll, das muß ihm deutlich als Ideal vorschweben; das muß von vornherein prophetisch in seinem Geiste blühen.

— Aber warum am Dasein dieses großen, schöpferischen Genius verzweifeln? wenn er der Zeit nothwendig ist, wenn die Zeit für ihn reif ist, wird er uns gegeben.

[26] — Ja, Gertrud jeder Zeit wird ihr Erlöser geboren, aber die Zeit kreuzigt ihn.

— Und wenn er endlich zur Anerkennung kommt, warf Heinrich dazwischen, ist eine neue Zeit mit neuen Anforderungen da, und auf diese Weise sind Deine Erlöser ziemlich überflüssig.

— Bis jetzt haben sie wenigstens hauptsächlich erst theoretische Siege erfochten, antwortete Werner. Aber ich glaube, daß diese Epoche vorüber ist; ich glaube die Zeit ist gekommen, wo die Einheit alles Lebens uns so deutlich wird, daß Erkennen und Thun zugleich geboten werden.

— Wenn Du aber die Einheit alles Lebens anerkennst, lieber Vater, so mußt Du auch erwarten, daß sich gerade immer *das* entfaltet, was in der gegenwärtigen Temperatur der Welt gedeihen kann, meinte Gertrud.

— Hast Du vergessen, daß Venedey neulich sagte: »*man muß helfen, wenn Gott gutes Korn machen soll*.« Das ist eben der traurige Irrthum unserer Zeit, daß sie noch festhält an dem veralteten

Glauben und Hoffen der Kirche, welche die Menschen zum Dulden und Warten erzog, um weniger Widerstand gegen ihre eigennützigen Absichten zu finden; [27] und sie, wenn es gar zu schlimm wurde, auf den Himmel vertröstete, in den sie doch nimmer gelangen können, wenn sie nicht hier die ersten Stufen dazu bauen.

— Wohlan! wir wollen bauen, rief Lorenz, wir können nur nicht mit *einem* schöpferischen »Werde« die neue Welt ins Leben rufen.

— Aber wir müssen die Elemente kennen, aus denen sie entstehen soll und die wollen unsere Politiker nicht anerkennen, erwiederte Werner. Ich komme darauf zurück, Heinrich, daß Du sagtest: ich wollte die Strömung der Zeit hemmen, um eine andere künstliche Richtung einzuschlagen. Ich glaube, mein Sohn, es kann jetzt noch gar nicht von einer Strömung die Rede sein. Die Meereswellen haben zürnend ihre Dämme durchbrochen und überfluthen zerstörend alles Leben. Es kommt nun darauf an, die empörten Wogen zu bändigen und sie befruchtend durch das ganze Land zu leiten. Wollen wir sie aber in das Bett der politischen Reformation einzwängen, so werden sie bald wieder ihre Ufer überströmen. Wir müssen sie vertheilen in alle Kanäle des Lebens; wir das frische Element gleicherweise in Kirche und Staat, in Familie und Gesellschaft, in Politik und [28] Moral eindringen lassen; und um dies möglich zu machen, müssen die faulen Grundmauern des Bestehenden niedergerissen werden, und die erste dieser Mauern ist der Besitz.

— Communismus! riefen die Zuhörer überrascht und Gertrud ergriff des Vaters Hand. Werner lächelte.

— Warum gleich dies Gespenst herauf beschwören, sagte er. Glaubt mir, Kinder, es ist ein Gespenst nur; es kann nie und nimmer Leben gewinnen, weil es, die Bedingung des Lebens, das Vorwärtsstreben, das Ringen nach dem noch Unerreichten, aufhebt.

Nein, meine Lieben, wenn wir rütteln am Besitz, wie er jetzt ist, so geschieht das nur, um dem, was das Leben in Wahrheit fordert,

der Arbeit und dem Talente die Berechtigung an Erwerb zu sichern, die jetzt das Kapital fast ausschließlich in Anspruch nahm. Wir wollen jeder Thätigkeit das ihr gebührende Feld sichern und den Ertrag ihrer Arbeit; wir wollen, kräftiger als durch Verbot und Strafe, das Böse verbannen; wir wollen die Gesellschaft fester als durch Gesetze zusammenhalten und gliedern, und zwar: durch gemeinsames Interesse, durch ein stetes [29] Leben und Schaffen im Allgemeinen. Nur wenn allein aus dem Gedeihen des Ganzen der Einzelne Befriedigung und Wohlstand schöpft, wird das Ideal der Größe und Glückseligkeit erreicht, wonach wir uns sehnen, wonach wir in der Begeisterung der Jugend ringen und suchen und die wir nachher aufgeben und sogar belächeln als einen schönen, aber thörichten Traum.

Werner war aufgestanden, sein Auge leuchtete, seine kleine Gestalt schien von innerer Kraft gehoben, und in dem Ton seiner Stimme lag der bewältigende Zauber einer großen reinen Menschenliebe.

Seine Zuhörer schwiegen lange, endlich sagte Heinrich:

— Mein Vater, Du bist jünger als wir; ich glaube nicht mehr an das Vorwärtsschreiten im Leben. Ich sehe seit Jahrtausenden nur, wie ein Geschlecht das andere erzeugt, um ihm das Erbe seiner Noth, seiner Knechtschaft und Schwachheit zu hinterlassen.

— Du bist undankbar, Heinrich, sagte Gertrud. Wie mächtig wächst und blüht alles Gute und Schöne! und wenn Dein kranker Körper Dir nicht erlaubt, in die Höhe und Ferne zu schauen, so suche in nächster [30] Nähe die Lebensfreuden, die Jedem zugänglich sind. Sieh in das frische Leben des Jahres, in die Blüthenpracht der Natur, das wird Dir Muth und Freude geben.

Heinrich schüttelte den Kopf.

— Das ist ein kurzer Frühling, sagte er; es blüht wohl alles seine Zeit, aber dann stirbt es, und ihm wäre besser, es hätte nicht den kurzen Traum mit so bittern Schmerzen bezahlen müssen.

Der Kranke schien heftige Schmerzen zu haben; er legte die Hand auf die Brust und wurde noch bleicher. Dann sank sein Kopf

zurück, die Augen schlossen sich und er fiel ohnmächtig in Gertruds Arme.

❄

III.

HEINRICH KONNTE wegen seiner körperlichen und geistigen Ermattung nicht weiter reisen und verlangte eigensinnig, daß Lorenz bei ihm bleibe.

[31] — Du weißt nicht, sagte er, wie nothwendig Du mir zum Leben bist, wenn Du gehst, bricht meine letzte Kraft zusammen.

Lorenz blieb und bezog mit den Freunden ein Häuschen vor der Stadt, das in der Nähe des Rheines lag und ganz von Bäumen und Blumen umgeben war. Werner ging nach Frankfurt, und so waren die Reisegefährten wieder allein; während Lorenz in seinem provisorischen Atelier arbeitete, saßen Heinrich und Gertrud neben ihm. Dann flogen die Gedanken zur Vergangenheit zurück und verweilten wieder und wieder bei den schönen Herbsttagen in Neapel, dem Winteraufenthalt in Rom und der fröhlichen Heimreise, die von tausend Hoffnungen belebt und geschmückt war.

In diesem ruhigen Leben wurde Heinrich heiterer und stärker, und als der 8. Mai im frischesten, sonnigsten Morgen begann, nahm er die Einladung der Seinigen an, mit ihnen den Tag auf Nonnenwerth zu verleben. Das Dampfschiff trug sie schnell nach der kleinen Insel, es war noch mehr Besuch dort, aber sie fanden doch ein buschigtes, einsames Plätzchen zum Ruhepunkt.

— Wie still und warm es hier ist! sagte Hein[32]rich, der sich im Grase gelagert hatte. Die Lust ist von Blüthenduft erfüllt, das Wasser schickt seinen kühlen Hauch herauf, die Käfer und Bienen summen, man fühlt sich von den wollüstigen Tönen und Wehen wunderbar berührt — und wenn ich Euch diese Pracht, diese Freude mit genießen sehe, meine Lieben, dann wird mir das Leben

unaussprechlich werth: ich möchte gern noch bei Euch bleiben.

— Du wirst Dich noch lange mit uns freuen, lieber Bruder, sagte Gertrud und zerdrückte verstohlen eine Thräne. Du hast wohl vergessen, daß heute Dein Geburtstag ist? Sieh, darum haben wir Dich hierher geführt; Du magst es nicht, daß man Dir Kränze bringt, weil dann die armen Blumen verwelken müssen. Hier wird die ganze Umgebung zum Kranze.

— Und dann müssen solche Tage, die immer an schmerzlichen Erinnerungen reich sind, so oft als möglich in den heitersten Rahmen gefaßt werden, meinte Lorenz. Es ist, als ob die heitere Umhüllung das Trübe und Bittere unserer Gedanken milderte, als ob die Vergangenheit uns freundlicher entgegenträte, wenn wir sie in lieber Gesellschaft empfangen.

— Mit der Vergangenheit wird man schon fertig, [33] sagte Heinrich, aber die Zukunft?! Heute genießen wir die Schönheit und Fülle der Natur, wir beugen uns liebevoll zu den Blumen nieder; wir folgen träumerisch dem Flug der Wolken, dem Sonnenstrahl, der durch die Zweige spielt, und der singenden Lerche; wir athmen auf im frischen Frühlingswehen und fühlen mit lebensvollem Schauer, während wir über das Gras hinschreiten, das sich unter unseren Schritten beugt, daß wir ein reicheres, mächtigeres und dauernderes Leben in uns tragen als alles Dieses — und über's Jahr vielleicht umhüllen solche Halme unsere letzte Ruhestätte und Wolken und Strahlen, Lieder und Düfte ziehen über unser Grab.

— Verweile nicht bei diesen trüben Gedanken, lieber Bruder. Erinnere Dich, wie es im vergangenen Jahre war: Du lagst krank zu Bett; es regnete heftig und der Wind schlug die langen Fichtenzweige gegen Dein Fenster. Du phantasirtest, sahest draußen Riesen und Drachen, die Du bekämpfen wolltest, und ließest Dich durch meine Bitten nicht halten, so daß ich den Vater erst zu Hülfe rufen mußte. Und nun ist ein Jahr vergangen und Dich erfreuen schmerzenfreie heitere Stunden.

— Stunden, wie manches Leben sie niemals auf[34]zuweisen hat, sagte Lorenz. Glaube mir, Heinrich, wenn Dir auch viel versagt ist,

in der Liebe Deiner Umgebung ist Dir der beste Trost und die beste Freude gegeben.

— Ich müßte nur werth sein, diesen Trost und diese Freude mein zu nennen! nein, unterbrich mich jetzt nicht, liebe Gertrud, ich weiß alles, was Dein Herz Dir eingiebt, um mir zu widersprechen; aber laßt mich Euch endlich gestehen, was mich quält, was mich verzehrt und endlich tödtet. Ich möchte etwas *schaffen*, etwas Großes und Herrliches. Nicht um das Lob und die Liebe der Menge; nur um mir selbst sagen zu können: ich bin ein ganzer, ein tüchtiger Mensch. Aber weiter als bis zum Wunsche komme ich nicht; ich kann nichts wählen, nichts erfassen, nichts verfolgen — ich kann nichts *wollen* — Ihr wißt wohl nicht wie schrecklich das ist?

— Du bist krank, mein Freund, antwortete Lorenz, und trotz Deiner Krankheit beschäftigst Du Dich und schaffst auf Deine Weise.

— Was schaffe ich denn? zuweilen ein armes Lied, und was hat das für Bedeutung. Sieh, das Lied des Vogels der über mir von Zweig zu Zweig hüpft, ist ein köstlicher Ton in der großen Harmonie [35] des Lebens, denn es spricht die reine, volle Freude des Daseins aus; aber was ich singe und dichte, es ist immer ein Aufschrei des geängstigten Herzens, eine lang und unterdrückte, endlich hervorbrechende Wehmuth, ein thörigtes Wünschen, ein ohnmächtiges Ringen. Sollte nicht der Dichter immerfort versöhnend zwischen Ideal und Wirklichkeit stehen, und macht er uns nicht in den meisten Fällen des Lebens Widersprüche noch fühlbarer?

— Er weiset uns darauf hin, lieber Heinrich, sagte Gertrud, und zeigt uns immer wieder, daß die Versöhnung nicht von Außen kommt, daß sie in uns liegen muß; daß wir sie verklären, ausgießen sollen über Alles, was uns umgiebt; daß wir selbst dem Schmerz seinen Stachel und sein Gift nehmen müssen, und daß die Wehmuth um vergangenes Glück, um verblühete Hoffnungen und gestorbene Lieben die Freuden der Gegenwart nicht trübt. Diese

Wehmuth wirft nur einen sanften Schatten über unser Leben und alles Gute und Schöne gedeiht in seinem Schutze.

— Ich weiß, meine Gertrud, daß Du fromm und still das Leben trägst wie es ist, sagte Heinrich und reichte der Schwester die Hand. Es kann aber nicht [36] Jeder so ruhig durch's Leben gehen, so leicht seine Wünsche aufgeben und sein Herz besiegen.

— Ich scheine ruhiger als ich bin, lieber Heinrich, aber aus dem Ruhigscheinen wird endlich Ruhigsein — und wie leicht wird es, die eigenen kleinen Wünsche aufzugeben, wenn im Großen und Ganzen erfüllt wird, was man hofft und begehrt. In diesem Frühjahr bin ich wahrhaft glücklich. Es ist so blüthenreich, so hell und warm, als wollte die Natur die Auferstehung des Volkes feiern; mir ist immerfort, als wäre ein großer schöner Ostertag, und ich ginge wieder mit dem frommen, fröhlichen Kinderherzen zur Kirche und betete zu dem Gott, der aller Menschen Vater ist, der jeden ihrer Schritte kennt und leitet, und als stimmte Alles, Alles um mich her mit liebevoll bewegter Seele in den Jubelgesang ein: Christ ist erstanden!

— Ich habe Deinen Glauben und Deine Hoffnung nicht, liebe Schwester, ich glaube nicht, daß dem Volke der Erlöser gegeben ist und ich hoffe nicht, daß er ihm jemals gegeben wird.

— Das ist auch Folge Deiner Krankheit, sagte Lorenz; nicht allein die schnell überzeugte und begeisterte Jugend, auch der erfahrene Mann, der bedäch[37]tige Greis theilt unsere Erwartungen. Wie gern gäbe ich Dir die Freude dieser Zuversicht: sage mir, Heinrich, bist Du so hoffnungsarm, daß Du im entscheidenden Augenblick nichts für die Sache thatest, der wir angehören?

— Was nennst Du thun? mich mit Wehr und Waffen auf die erste beste Barrikade stellen, mich dort todtschießen lassen, vorher selbst vielleicht einige tödten, das ist nichts; das kann ich eben so wohl aus Verzweiflung, aus Langweile, aus Ruhmsucht wie aus Begeisterung thun. Aber diese Begeisterung würde mir fehlen; ich würde nicht glauben, daß mein Herzblut zum Dünger einer guten

Saat, mein Märtyrerthum zur Förderung einer guten Sache diente.

— Und ich glaube es doch, sagte Lorenz; wenn Deine Gesundheit Dir erlaubte, wieder mitten im Leben zu stehen und Deine Arbeit da zu suchen, so würde das Leben, mit allen seinen Interessen, seinen Wünschen, Irrthümern und Kämpfen Dich packen und Du würdest ihm gehören als sein getreuer Sohn.

— Wie gern lasse ich Dir diesen Glauben, erwiederte Heinrich; aber wir wollen uns den schönen Frühlingstag nicht durch vergebliches Wünschen und Beklagen verbittern. Ich hörte gern einmal wieder [38] eines der alt-französischen Lieder, deren Melodieen so weich und deren Worte so einfach sind: willst Du singen, liebe Gertrud?

Dir Schwester nickte und begann mit halblauter Stimme:

»Droben steht der Wald so still,
Wenn die Wind‘ nicht wehen;
Drunten liegt der Bach so still,
Wenn die Räder stehen;
Aber tief in meiner Brust
Ist nicht Ruh, nicht Rast,
Denn daß ich Dich lassen mußt‘,
Bricht das Herz mir fast.
Wenn der Sturm den Wald bewegt,
Darf er mächtig sausen;
Wenn das Rad die Wellen schlägt,
Darf der Bach erbrausen;
Doch das Herz, ob es auch bricht,
Schweiget ewig still,
Denn ihm wird die Liebe nicht,
Die es hören will.«

Die Töne verhallten; Heinrich war eingeschlummert, Lorenz blickte vor sich nieder, dann sah er Gertrud an und es war, als ob er sprechen wollte und das rechte Wort nicht finden könnte. Sie

fühlte das Peinliche dieses Schweigens und sagte, auf Heinrich deutend:

[39] — Die melancholische Weise hat ihn eingewiegt. Der Arme scheint noch recht matt zu sein und macht mir große Sorge.

— O Gertrud, entgegnete Lorenz, glücklich, wer bei solchem Liede schlafen kann; wen nur die Melodie, nicht der Inhalt berührt. Für ihn sind diese Worte auch nicht; ihm bleibt die treueste Liebe immer noch, aber Sie haben aus meinem tiefsten Empfinden gesungen: »Denn daß ich Dich lassen mußt', bricht das Herz mir fast!«

Er ergriff Gertruds Hand, sie zog sie leise zurück und sagte:

— Wir sehen uns ja bald wieder, lieber Freund, und für die kurze Trennung nehmen Sie den Trost mit, daß Sie zu jeder Zeit die alte, treue Freundschaft wieder finden. So gehen wir für kurze Zeit von einander, aber wir scheiden nicht.

— Sie wissen nicht, Gertrud, wie furchtbar weh Sie mir mit diesen Trostesworten thun. Daß Sie mein Fortgehen so ruhig läßt, daß Sie mir so gleichgültig Lebewohl sagen, daß Sie mich eben so gleichgültig willkommen heißen, wenn wir uns einmal wieder begegnen, das ist eben die bitterste Qual bei diesem Abschiede.

[40] — Sie sind ungerecht, Lorenz; ich bin nicht gleichgültig und ich dachte, Sie müßten wissen, wie hoch ich Sie achte, wie ich Ihnen vertraue und wie lieb Sie mir sind. Ich werde Sie sehr vermissen; ich werde Niemand haben, mit dem ich Wunsch und Hoffen theilen kann; und wenn ich mich einsam fühle, oder wenn trübe Gedanken mich beschleichen, werde ich in dem Andenken an Sie Trost suchen und werde ihn finden in dem Bewußtsein, daß Sie mir immer und trotz aller Entfernung ein treuer, brüderlicher Freund sind.

— Nein, Gertrud, weichen Sie mir nicht so aus. Sie müssen fühlen, daß ich für Sie mehr als brüderliche Liebe im Herzen trage. Soll dies Herz auch ewig schweigen, weil ihm nicht die Liebe wird, die es hören will?

Gertrud reichte ihm die Hand, sah ihm fest ins Auge und sagte:

— Lorenz, stören Sie unser Verhältniß nicht durch solche Fragen. Blicken Sie in die Vergangenheit: was ist aus dem geworden, das Sie Liebe nannten? Sie haben es verlassen, oder es hat sich von Ihnen losgerissen. Mein theurer Freund, in der Liebe suchen wir ein Etwas, das wir nie und nimmer finden. [41] Wir meinen es gefunden zu haben; wir glauben eine Zeit lang an die unwandelbare Sympathie, wir möchten unser tiefstes Empfinden, unser ganzes Sein dem geliebten Wesen zu eigen geben — und wir werden nicht verstanden. Unsere besten Freuden, unsere tiefsten Schmerzen gehören doch nur uns allein, wir sind einsam, einsamer als vorher, denn wir haben eine schöne Hoffnung verloren.

Lorenz zog seine Hand zurück.

— Sie halten also jede wärmere Empfindung für ein Unglück; jedes sich im Andern Suchen und Finden für Irrthum und Selbstbetrug? Sagte er und lächelte bitter.

— Nein, mein Freund! erwiederte Gertrud. Erinnern Sie sich, daß Platen sagt: »ich aber weiß, was wen'ge glauben, daß treue Freundschaft zarter ist als Liebe« und ich möchte hinzusetzen, daß sie *wahrer* ist. Vom Freunde erwarten wir kein solches ausschließliches Sichhingeben, wir sind dankbarer, weil wir den Werth seiner Treue anerkennen und genießen, ohne sie als ein Recht zu verlangen.

— Wenn sie die Liebe kennten, würde Sie nicht so sprechen, Gertrud.

[42] — Ich habe sie gekannt; aber weil ich sie gekannt *habe*, weil ich geliebt habe und nicht mehr liebe; weil ich nicht mehr an die Treue meines Herzens, an die Ewigkeit des Gefühls glaube, darum bin ich mißtrauisch geworden. Es heißt: wo die Leidenschaft aufhört, beginnt der Mensch zu leben; ich möchte gern menschlich, ruhig leben. Glauben sie mir, Lorenz, ich habe lange und schwer gelitten und gekämpft! Sie hatte den Kopf in die Hände gelegt, athmete tief und Lorenz sah, wie ihre Thränen zwischen den Fingern durchsickerten. Er wagte lange nicht sie anzureden, endlich fürchtete er aber, Heinrich möchte erwachen und

erschrecken, die Schwester in dieser Aufregung zu sehen; darum trat er näher und sagte:

— Gertrud, können Sie mir verzeihen?

— Ich habe nichts zu verzeihen, antwortete sie, und richtete das von Thränen überströmte Gesicht zu ihm auf. Ich habe mich von Erinnerungen überwältigen lassen, die ich für immer besiegt glaubte. Sie sehen, daß ich mir nicht angehöre, daß ich nicht frei über mein Herz und mein Lieben verfügen kann.

Aber was an Herzenswärme, an Vertrauen und Freudigkeit noch in mir ist, das gehört Ihnen, mein lieber Freund! Ich hoffe, daß Ihnen das Leben eine [43] reiche, schöne Liebe schenken wird; aber ich glaube, daß Ihnen auch im Genuß dieses Glückes die Freundin bleiben wird, die Ihnen jetzt die Hand reicht.

Er drückte diese Hand an seine Lippen.

— Immer, immer bist Du mein schönstes Glück! rief er und blickte voll Entzücken in das schöne Auge, das durch Thränen ihm zulächelte.

— Also still, heiter und hoffnungsvoll, mein Freund, mein lieber Lorenz! sagte sie, und überwältigt von dem seelenvollen Ton der geliebten Stimme sank Lorenz auf die Kniee und wiederholte:

— Still, heiter, hoffnungsvoll! Wenn Du mein Engel bist und bei mir bleibst.

Sie legte die Hand auf seine Stirn, beugte sich über ihn und ein leichter Kuß berührte seine Lippen; dann trat sie zurück und verhüllte das Gesicht. Und wie im Traume stand Lorenz auf und ging fort, ohne zu wissen, wohin, und ohne etwas von der Pracht des Frühlingstages zu sehen, der ihn umgab.

Auch Gertrud war noch in Gedanken und Erinnerungen versunken, als Heinrich erwachte und nach Lorenz fragte.

— Wir wollen ihn aufsuchen, sagte die Schwester; es rückt ohnedies die Mittagsstunde heran, und ich [44] muß mich als aufmerksame Wirthin zeigen. Und während sie lächelnd ihre Hand auf seinen Arm legte, blickte er in ihr klares Auge und dachte wieder: — könnte doch Jeder so ruhig durch’s Leben gehen, wie

meine liebe, heitere Gertrud! —

Als die Beiden langsam am Ufer fortgingen, sahen sie ihren Freund im lebhaften Gespräche mit einem alten Herrn auf sich zuschreiten. Je näher sie kamen, desto bekannter erschien Gertrud diese stolze Haltung des Kopfes, diese hohe Stirn, dies dunkle Auge und plötzlich rief sie, des Bruders Arm loslassend:

— Onkel Günter! und eilte dem Kommenden entgegen. Er hatte den Ruf gehört, schloß sie in seine Arme und hielt sie noch an seine Brust gedrückt, als Heinrich herbeikam.

— Mein lieben Kinder, sagte er dann, wie lange habe ich mich gesehnt, Euch zu umarmen und nun wird mir diese Freude nur auf wenige Stunden. Meine Geschäfte rufen mich erst nach meinen Besitzungen im Taunus und dann nach Frankfurt zu Euerm Vater.

— Er hätte uns gern zu Dir gebracht, sagte Heinrich, aber mein Unwohlsein hielt mich in Cöln zurück und auch er mußte nach Frankfurt.

[45] — Ich komme eben von Cöln, sagte Günter, wo ich Euch sehen und Euch bereden wollte, mit mir jetzt nach Launeck zu fahren, wo Ihr nach meinem und des Vaters Wunsch diesen Sommer verleben werdet.

Gertrud sah unwillkürlich zu Lorenz hinüber; er war sehr bleich geworden und als sie seinem Auge begegnete, wandte sie sich ab, erschreckt von dem tiefen Schmerz, der darin lag.

Heinrich hatte indeß des Onkels Vorschlag angenommen und auch Gertrud mußte es freundlich anerkennen, daß er sie der Unannehmlichkeit überhob, sich selbst bei den unbekannten Verwandten einzuführen.

— Nun werdet Ihr alle heute Mittag meine lieben Gäste sein, sagte Günter und ich werde die Freude haben, Euch zwei Vettern, Söhne des Launecker Onkels, vorzustellen, die vor Begierde brennen, Euch zu sehen.

Eine Stunde später saß die ganze Gesellschaft am Mittagstisch unter den grünen Bäumen; man war sehr heiter, aber unter Scherz und Lachen sandten sich Gertrud und Lorenz manchen

wehmüthigen Augengruß.

— Mir ist's nur leid, daß ich bei dem Erkennen [46] nicht zugegen war, sagte Kurt. Ich liebe solche Scenen à la folie, und daß diese besonders ergreifend war, kann ich mir denken. Sie glauben nicht, schöne Cousine, wie glühend Sie der Onkel schon unbekannter Weise geliebt hat.

— Nicht unbekannter Weise, sagte Günter. Wir haben seit vielen Jahren eifrig mit einander correspondirt und ich maße mir auf Gertrud das Recht eines Vaters an. Aber wunderbar ist's doch, daß Du mich sogleich erkannt hast.

— Ich habe mir Dein Bild oft angesehen, lieber Onkel, ich hätte Dich unter Tausenden herausgefunden.

— Solchen Erkennungstalents kann ich mich nicht rühmen, sagte Günter. Ich erwartete auch in Deinem Aeußern mehr Aehnlichkeit mit der Mutter, aber nur Dein Auge und Deine Stimme erinnern an Ottilie. Heinrich hingegen hätte ich gleich als ihren Sohn erkannt; das sind ganz ihre Züge, ihr Lächeln, ihre Haltung. Nur war sie frisch und fröhlich und Dich hat das lange Kranksein ernst, beinah trübe gestimmt.

— Sehr trübe, lieber Onkel, aber ich denke, das soll anders werden; mir ist's als athmete ich jetzt freier, [47] als kämen die Kräfte wieder, als hätte ich wieder Theil am Leben.

— Und in Launeck werden wir Alles aufbieten, Ihnen dies Leben angenehm zu machen, sagte Egbert. Es ist freilich ein altes, etwas düsteres Schloß, aber Sie finden dort liebenswürdige Gesellschaft, schöne Gärten, eine herrliche Gegend und eine ausgebreitete Geselligkeit.

— Und wenn Sie sich wacker halten, sollen Sie im Herbst die köstlichste Jagd genießen, sagte Kurt.

Heinrich lächelte. — Sie sind sehr freundlich, meine Herren, sagte er, aber das Alles, obwohl schön und begehrenswürdig, ist nicht für mich. Ruhe, ein gutes Buch, ein schattiges Laubdach, ein oder zwei befreundete Herzen, die Mitleid und Geduld mit dem Kranken haben, das schmückt mein Leben.

— Sie sollen das Alles haben, lieber Vetter, rief Kurt, nur darf Cousine Gertrud nicht zu den befreundeten Herzen gehören, die sich mit Ihnen abschließen. Auf die Cousine machen wir jetzt die heftigsten und gegründetsten Ansprüche.

— Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie die Honneurs des Hauses mit solchem Eifer machen, entgegnete Gertrud und will mich mit Ihnen vereini[48]gen, um den lieben Kranken für dies heitere Leben zu gewinnen.

— Mache Dir keine Illusionen, liebe Gertrud, sagte Graf Günter; das Leben auf Launeck ist nicht so gar heiter. Mein Bruder und mehr oder weniger seine ganze Umgebung, ist durch die Zeitereignisse sehr unangenehm berührt. Deine Ansichten sind denen aller, Deiner zukünftigen Hausgenossen entgegen; ich fürchte, daß es zuweilen zu Conflikten kommen wird, bitte Dich darum aber auch, so viel als möglich derartigen Erörterungen vorzubeugen.

— Aber, lieber Onkel, rief Kurt, wie mögen Sie so grausam alle meine Hoffnungen stören. Hier wollte ich unsterbliche Lorbeeren erringen, und nun bewegen Sie den schönen Feind zum Rückzuge!

— Hoffen Sie nicht zu kühn, sagte Lorenz, Fräulein Gertrud ist nicht so leicht zu besiegen.

— Je heißer der Kampf, desto größer der Ruhm, lachte der junge Held, und überdies ziehe ich nicht allein in den Kampf; ich habe zu Hause einen Bruder, der ebenfalls Soldat ist und auch Egbert wird mich unterstützen, nicht wahr?

[49] — Ich, jedenfalls antwortete der Angeredete, aber Wolf, schwerlich! Der zieht sich mit einem Sonett oder Madrigal aus der Affaire.

— Da kommen zwei Singvögel zusammen, sagte Günter; wie ist’s, Heinrich, ist in diesem Frühjahr die poetische Ernte ergiebig?

— Ich habe wenig begonnen und noch weniger vollendet, lieber Onkel. Die Eindrücke folgten so rasch, überstürzten sich förmlich, so daß zum Verarbeiten wenig Zeit blieb. Vielleicht kommt das Alles zur Blüthe, wenn ich mich nun in ein ruhiges Leben

einspinne.

— Gewiß, lieber Heinrich, auch mir geht es so, sagte Lorenz. Ich kann nicht arbeiten, während ich einsammle; ich muß sogar die Idee des Bildes lange mit mir herumtragen, muß sie innerlich, ich möchte fast sagen, unbewußt wachsen lassen, ehe ich sie als Werk in das Leben einführe.

— Mit welchem Fach der Malerei haben Sie sich am meisten beschäftigt, fragte Graf Günter.

— Eigentlich nur mit Landschaften, antwortete der junge Künstler und fügte erröthend hinzu: seit einiger Zeit habe ich aber auch Versuche im Portraitiren gemacht.

[50] — Und in diesen Versuchen hast Du Außerordentliches geleistet, sagte Heinrich. Gertruds Bild ist von einer seltenen Lebendigkeit.

— Das war aber auch ein interessanter Vorwurf, nicht wahr, Herr Lorenz? lachte der muthwillige Leutnant; auf das Wohl des schönen Urbildes, meine Herren!

— Ich danke, sagte Gertrud, die sich von Egberts beobachtenden Blicken unangenehm berührt fühlte, und dem Gespräche eine andere Wendung geben wollte. — Ich danke, aber mir gebührt nicht der erste Toast; mein Bruder ist heute Geburtstagskind und dann haben wir die Gewohnheit, unsere Feste anders einzuweihen: Es lebe, was wir hoffen.

— Was wir hoffen! riefen die Andern, nur Egbert meinte:

— Wir bringen uns damit gegenseitig ein Pereat, liebe Cousine.

— Wie oft bringt man sich das in Eueren Gesellschaften, sagte Graf Günter, und thut doch, als wäre man von der gegenseitigen Freundschaft überzeugt.

— In unsern Gesellschaften verabreicht man sich aber nur ein sanftes Gift, sagte Kurt, aber hier heißt [51] es: Auge um Auge, Zahn um Zahn; nicht wahr, mein Fräulein?

— So schlimm ist’s nicht, antwortete Gertrud. Wenn wir die Welt umformen und beglücken können, ohne irgend Jemand weh zu thun, so ist uns das am liebsten.

— In Ihrem Sinne gewiß, sagte Egbert, das heißt im Sinne aller Frauen, die weder befähigt noch berechtigt sind, das politische Leben und seine Kämpfe zu verstehen oder gar daran Theil zu nehmen.

— Das ist ein Fehdehandschuh, den ich kampfbegierig aufnehme, rief Gertrud; also gehören Sie auch zu den Schrecklichen, welche die Frauen am liebsten unter Schloß und Riegel halten; ihnen hier und da ein Stückchen vom Leben zeigen und dabei sagen: »das soll Euer sein, so Ihr niederfallt und uns anbetet,« das heißt, wenn Ihr mit unsern Augen sehet, mit unsern Ohren höret und kein Urtheil habt, als etwas gutheißen oder doch allenfalls dulden.

— O, fahren Sie fort, schöne Cousine! rief Kurt, fahren Sie fort! ich sehe schon, wie Sie ganz Launeck revolutioniren, wie alle Damen der Burg sich bewaffnen und von ihren Tyrannen »Recht und Freiheit« begehren.

[52] Gertrud lachte. — Hören Sie wohl, sagte sie, eben fährt das Dampfschiff mit Musik vorüber. Sie spielen: »Was ist des deutschen Vaterland?« und wie die Musik und Poesie, so nehmen alle Künste am politischen Leben Theil und nur wir Frauen sollten davon ausgeschlossen sein?

— Das Dampfschiff mahnt uns aber auch an die Heimkehr, meinte Graf Günter; denn morgen Mittag reisen wir, nicht wahr, meine Kinder?

Als Gertrud das kleine weiße Haus betrat, das sie nur noch für eine Nacht beherbergen sollte, wurde ihr das Herz recht schwer. Sie konnte es in ihrem Stübchen nicht aushalten und ging noch einmal in das Atelier, in dem sie so trauliche Stunden verlebt hatte. Auf der Staffelei stand ein fast vollendetes Gemälde: das Colloseum in Mondscheinbeleuchtung. Lange stand sie vor dem Bilde und dachte an den treuen Freund, dem sie Lebewohl sagen sollte auf unbestimmte, vielleicht auf lange Zeit.

Da trat er in das Zimmer. Er wollte die Bilder einpacken. — Denn morgen, sagte er, wenn Ihr fortgeht, bleibe

auch ich keine Stunde länger.

— Auf Wiedersehen denn zu morgen und für heute Gutenacht! sagte Gertrud.

[53] — Ja, das arme Morgen habe ich noch, aber dann, Gertrud?

— Dann, mein Freund, dann, das Wiedersehen!

Sie schloß die Thür, er trat an's offene Fenster und blickte lange in die warme Nacht hinaus. Freude und Schmerz stürmten durch seine Seele, und der grauende Morgen fand ihn noch, bleich und traurig, unter seinen Bildern.

❄

IV.

In der Heimath fand Lorenz die Mutter schwer erkrankt und ganz verlassen; die Schwestern waren in der Ferne verheirathet, der einzige Bruder war Soldat und stand in Mainz. So kam der Maler gerade recht, um die alte Frau zu pflegen, zu trösten und ihr zuletzt die Augen zuzudrücken.

Was sollte er nun länger in dem verödeten Hause? Im Kampfe mit dem Leben besiegt man am ersten trübe [54] Erinnerungen und die Wunden des Herzens, sagte sich Lorenz, darum wollte er zunächst den Bruder begrüßen und dann nach Frankfurt.

Als er aber das Vaterhaus zuschloß und sich sagte, daß er es wohl nie wieder betreten würde, wurde ihm das Herz recht schwer, und als der alte Nachbar, dem er den Schlüssel brachte, treuherzig meinte:

— Bleiben Sie hier, Herr Lorenz, hier ist's still und gut, was Sie denken und schaffen gedeiht draußen nicht; war es ihm wie eine bedeutende Mahnung. Aber das dauerte nicht lange, er *wollte* gehen und bald sagte er aus der Ferne dem Städtchen das letzte Lebewohl.

Bei Caub sah er den Rhein wieder und bestieg das Dampfschiff. Es war der 21. Mai. Ein Schweizer, der auf der Heimreise begriffen war und aus Cöln kam, fragte ihn: ob er schon wisse, daß heute in Mainz die Bürgerwehr aufgelöst werden solle?

Lorenz lachte. — So steht es jetzt nicht um uns, sagte er, das Volk ist zu stark und zu ruhig, als daß ihm solche Insulten geboten werden könnten.

Der Schweizer bekam Respekt vor dem souverä[55]nen deutschen Volke und schwieg, und Lorenz vergaß bald alle

Tagesinteressen, denn alle schönen Punkte, an denen er vorüberzog, weckten schöne Erinnerungen, »alte liebe Lieder.«

Er kam nach Mainz. Durch die Straßen zogen starke Patrouillen, aber die Frommen gingen zur Kirche, die Spaziergänger zogen aus den Thoren, die Durstigen suchten die Schenken; es war ein Sonntag wie alle Sontage.

Abends saß auch Lorenz mit seinem Bruder Arnold im Wirthshause zum Goldstein.

— Die gute Mutter, sagte der junge Mann und fuhr mit der Hand über die Augen; sie war gar zu brav und lieb! Gott habe sie selig und vergelte ihr im Himmel, was sie an uns gethan hat.

— Amen! antwortete Lorenz und fügte mit einem Blick auf seine Umgebung hinzu: ein wunderlicher Ort zu einem de profundis.

Er hatte Recht. An allen Tischen saßen Soldaten; sie tranken und schrieen, aber es waren keine Ausbrüche der Freude.

— Die Kameraden ärgern sich, antwortete Arnold auf des Bruders Frage; das Bürgerpack wird täglich [56] unverschämter, sie spielen Soldaten, machen uns durch alberne Nachäfferei, lächerlich, und thun dabei, als wenn das Heil der Welt auf ihren Schultern läge.

— Aber Arnold! Du bist Bürger gewesen, ehe Du Soldat warst, und wirst es wieder sein, wenn Du den bunten Rock lange bei Seite gelegt hast.

— Lorenz, ich bitte es mir aus, nichts gegen des Königs Rock, fuhr Arnold auf. Ich bin ein guter Bruder, aber das merke Dir, vor Allem bin ich preußischer Soldat.

— Herr, rief ein alter Bürger, der mit seinem Schoppen am Ende des Tisches saß, wer's mit dem Vaterlande gut meint, nennt sich nicht Preuße und nicht Oesterreicher, der sagt mit Stolz: ich bin ein Deutscher! Seht Ihr? und dabei zeigte er auf die Kokarde an seiner Mütze.

— Oho, schwarz-roth-gold, alter Knabe, lachte ein Soldat, der vom andern Tische herzutrat; das meine Antwort, dabei griff er

nach der Mütze des alten Mannes.

Dieser verbarg die Gefährdete, der ziemlich betrunkene Soldat faßte statt dessen das Glas des Bürgers, leerte dasselbe auf einen Zug und warf es unter den Tisch.

[57] Der Lärm wurde überall heftiger.

— Ich sage Euch, schrie ein riesiger Unteroffizier und schlug auf den Tisch, daß die Gläser klirrend zusammenstießen, ich sage Euch, es ist eine Schande, das so zu dulden! den Kerl, dem Soiron, ich hätte ihn erdrosselt und zermalmt bei dem ersten Worte gegen die preußischen…

— Ach was! rief einer seiner Kameraden, toben und drohen thut's nicht. Sitzen nicht überall diese Hallunken, diese naseweisen Spießbürger?

Ein gutmüthiger Handwerker stand auf, er wollte begütigen.

— Meine Herren Soldaten, sagte er, man hörte ihn nicht.

— Hallo! fort mit ihnen, schrie der wüthende Haufen. Nun wurden auch die Bürger laut.

— Ihr wollt Soldaten sein? rief Einer. Raufbolde seid Ihr, Bluthunde, Räuber!

— Allons, Kameraden, es gilt, drauf, drauf! schrie die Gegenpartei, und bald war jedes Wort unverständlich: ein wüstes Geschrei, zusammenkrachende Meubel, klirrende Flaschen, Gläser und Fensterscheiben, dazwischen Fluchen und Stöhnen der Verwundeten.

[58] Vergebens hatte sich Lorenz bemüht, den Bruder zurückzuhalten. Wuth und Rache schnaubend hatte er sich unter die Kämpfenden gestürzt, und als seine Kameraden als Sieger den mit Trümmern besäeten Kampfplatz verließen, folgte er ihrem Rufe:

— Zum Grünwald! Zum Grünwald! —

Lorenz war unverletzt geblieben; er hatte sich während des Handgemenges auf die Defensive beschränkt, denn nichts war ihm verhaßter, als solche Wirthshauskämpfe Halbbetrunkener. Er half nun den Herbeieilenden die Verwundeten fortbringen und ging

dann in trüben Gedanken durch die Straßen, um wo möglich seinen Bruder zu finden. Ein junger Mann, anscheinend aus dem Handwerkerstande, gesellte sich zu ihm.

— Ach Herr, sagte er, es ist eine schwere Zeit; sie reden alle vom schönen, großen, freien Vaterlande, man soll sich freuen, aber man kommt nicht recht dazu. Man zankt, man grollt, man prügelt sich endlich und das giebt immer neue und immer größere Erbitterung.

— Was ist denn die erste Ursache zu dem Streite? fragte Lorenz.

[59] — Ja Herr, das ist das alte Lied, wie's immer vom Soldaten und Bürger gesungen wird. Die Soldaten haben den bunten Rock und die blanke Waffe, da meinen sie, der Bürgersmann muß Respect haben, wenn sie kommen und ja sagen, oder doch schweigen, wenn sie sprechen. Das thut der Bürger aber nicht mehr, und darum giebt's Reibungen.

— Mit einiger Klugheit müßten sich die vermeiden lassen, meinte der Maler.

— Ach, mein Herr erwiderte der Handwerker; da sind zum Beispiel die Frauenzimmer, die sind alle wie des Teufels, wenn ihnen solche bunte Jacken in den Weg kommen? Hat nun Einer jahrelang einen Schatz gehabt, dem er's treu und ehrlich meint, so muß es ihn doch verdrießen, wenn plötzlich so ein elendes Soldatengesicht dazwischen tritt und sein Glück stört. Der gute Bursche sprach mit weinerlicher Stimme, er mochte wohl aus Erfahrung reden.

— Es sind aber noch andere Dinge im Spiel, sagte ein älterer Bürger, der hinzugetreten war. Im März hat es hier, wie Sie vielleicht wissen, einige Ruhestörungen gegeben, welche durch die Streitsucht preußischer Soldaten veranlaßt wurden. Wir führten Beschwerde, die Bürger bekamen Waffen, die Bür[60]gerwehr wurde gebildet und das verdroß das Militair. Die Soldaten lachten und spotteten über uns, wir blieben ihnen gerade nichts schuldig; man sagte sich gegenseitig immer mehr Bitteres…

Geschrei herbeiströmender Volkshaufen unterbrach den

Erzählenden; Lorenz und seine Begleiter wurden mit fortgerissen. Sie kamen in die Nähe des Theaters; in einiger Entfernung fiel ein Schuß, furchtbares Wuthgeheul antwortete darauf, es wurde wiederholt geschossen; mehrere Soldaten kamen tobend und säbelschwingend die Ludwigsstraße heraufgelaufen; aus der Hauptwache stürzte die Bürgerwehr, trotz der Einreden ihrer Offiziere. Der Kampf wurde allgemein.

Eine neue Bewegung der ihn umgebenden Masse riß Lorenz weiter fort. In einer engen Gasse fand er seinen Bruder und mehrere andere Soldaten im Kampfe mit dem wüthenden Volke.

— Bruder, um des Himmels Willen, komme zu Dir! rief Lorenz und faßte den jungen Mann am Arme; aber betäubt von Wein und Blutgier erkannte ihn derselbe nicht.

— Kerl, schrie er, laß mich los! laß mich los! und hieb zornig auf den Bruder ein; der Säbel fuhr [61] durch des Malers linken Arm. In diesem Augenblicke stürzte sich einer aus dem Volkshaufen auf den Soldaten:

— Stirb, Elender! stirb Hallunke! rief er. Arnold schrie, bäumte sich hoch auf und sank dann in des Bruders Armen zusammen, den er mit seinem Blute überströmte.

Lorenz raffte alle Kräfte zusammen, um den Sterbenden aus dem Gewühl zu retten; schon hatte er die Schwelle des nächsten Hauses erreicht und pochte heftig gegen die verschlossene Thür, als ein Schlag auf den Hinterkopf ihn gleichfalls bewußtlos niederstreckte. Als er wieder zum Leben erwachte, lag er in einem engen Stübchen, das eine Oellampe nur matt erleuchtete. Ein Arzt war beschäftigt, seine Wunden an Kopf und Arm zu verbinden.

— Mein Bruder, wo ist Arnold? war des Erwachenden erste Frage.

Er bekam keine Antwort. Aengstlich suchten seine Augen nach dem Vermißten. In einem Winkel der Stube lag ein Todter; ein Mädchen kniete laut schluchzend daneben und küßte seine Hände und Lippen. Lorenz erkannte seinen Bruder.

[62] Ein junger Mann trat ein; er ging auf das weinende Mädchen

zu und faßte ihre Hand.

— Siehst Du, Liesbeth, sagte er, so straft der liebe Gott Deine Untreue — da liegt er nun und Du bist unglücklich Dein Lebenlang.

Die Arme verhüllte das Gesicht, der junge Mann stürzte fort. Lorenz suchte sich aufzurichten.

— Bleiben Sie liegen, sagte der Arzt, Sie haben viel Blut verloren; Ruhe ist Ihnen vor Allem nöthig. Dann ging er fort.

Aber Lorenz hatte keine Ruhe; nach einiger Anstrengung gelang es ihm, sein Lager zu verlassen. Er trat zu dem Todten; die gebrochenen Augen, der geöffnete Mund, die verzerrten Gesichtszüge boten einen schrecklichen Anblick.

Mein armer, guter Bruder! sagte der Maler, dann wandte er sich und ging. Wohin? das wußte er selbst nicht. In den Gassen standen überall lebhaft redende Gruppen.

— Bis um zehn Uhr soll die Bürgerwehr entwaffnet sein, wurde gesagt, sonst wird die Stadt beschossen.

— Das Vereinsrecht und die Preßfreiheit wird uns genommen.

[63] — Das Standrecht wird verkündigt.

— Es wird wahrlich nicht besser bis die Franzosen kommen und uns helfen.

Dagegen erhoben sich heftige Protestationen; die Leute erhitzten sich immer mehr. Lorenz wollte zwischen sie treten, um sie zur Ruhe anzumahnen, aber er fühlte sich furchtbar ermattet. Der Verband am Arme hatte sich gelöst, das Blut strömte heftig und der Verwundete konnte sich kaum bis zum nächsten Hause schleppen. Dort setzte er sich auf die Thürschwelle und suchte sein Taschentuch, um den Arm zu verbinden, aber ihm schwindelte und halb bewußtlos fiel er gegen die Thür. Nach einer Weile wurde diese von innen geöffnet, zwei Männer treten heraus, der Schein einer Lampe fiel auf des Malers Gesicht.

— Es ist Lorenz, sagte der Jüngere der Männer, gewiß, er ist’s, ich hätte ihn unter Tausenden wieder erkannt.

— Aber er stirbt, rief der Andere, er stirbt! und richtete den Verwundeten sorgfältig auf.

Erstaunt sah Lorenz die Beiden an, die ihn stützten und ins Haus führten, er konnte sich aber nicht erinnern, sie gesehen zu haben. Sie brachten ihn in ein Zimmer des Erdgeschosses, baten ihn, sich auf ein [64] Bett zu legen und verbanden seine Wunden aufs Neue. Dann gaben sie ihm etwas zu trinken und ermahnten ihn, ruhig zu sein und wo möglich etwas zu schlafen.

— Ich wache bei Ihnen, sagte der Jüngere; und morgen bringen wir Sie sicher aus der unglücklichen Stadt.

— Aber sagt mir, begann Lorenz.

— Still, mein Sohn, fiel der Aeltere ein und legte ihm die Hand auf die Brust; morgen erfährst Du Alles, jetzt mußt Du ruhen. Er griff nach dem Pulse des Verwundeten und gab ihm noch einmal zu trinken; dann verließ er das Zimmer und der jüngere Mann setzte sich mit einem Buche an den Tisch, welcher in der Mitte der Stube unter der Hängelampe stand. Lorenz sah einen schönen Kopf, scharf geschnittene, feine Züge, aber vergebens mühete er sich, dies ausdrucksvolle Gesicht unter seinen Erinnerungen wieder zu finden. Ein Geräusch auf der Straße schreckte den Lesenden auf; er wandte den Kopf, zwischen den glänzend schwarzen Haaren sah Lorenz eine Tonsur.

Indeß wurde dem Kranken der Kopf schwerer und schwerer, und seine Gedanken verwirrten sich: bald sah er Gertrud sich liebevoll über ihn neigen; dann [65] stand wieder der junge Geistliche neben ihm und hüllte ihn in Mönchskleider; dann lag er in der Peterskirche zu Rom im offenen Sarge und die Todtenmesse wurde über ihn gelesen. Werner war der Priester und die Engel der Syxtinischen Madonna waren die Chorknaben; später war er im Kampfgewühl und sah den Bruder neben sich fallen, endlich versank er in ruhigem Schlaf. Das Knarren einer Thür weckte ihn, er schlug die Augen auf, aber vom Licht geblendet schloß er sie wieder und blieb ruhig liegen, denn er fühlte sich sehr matt.

— Wie geht es dem Kranken? fragte die Stimme des älteren Mannes.

— Er schläft, antwortete der Andere.

— Desto besser, sagte der Erstere, wir haben so noch Einiges zu besprechen. Er schwieg und schien nachzusinnen, nach einer Weile fragte der Jüngere, diesmal aber in italienischer Sprache:

— Wie ist's mit dem Prozeß Launeck?

— Der Prozeß ist um keinen Schritt weiter gerückt, antwortete der Gefragte. Die von uns der Signora übergebenen Documente sind für unächt erklärt; es handelt sich nun darum, daß die im Schlosse verborgenen Papiere gefunden werden.

[66] — Wohl, mein Vater! ich denke, die Signora…

— Die Signora ist zu Allem bereit, mein Sohn; ich weiß, mit welchem Erfolge Du Dich ihrer Seelsorge unterzogen hast. Es handelt sich aber nicht allein um das Finden, sondern um die Art des Findens. Es muß dabei mit möglichstem Eklat zu Werke gegangen werden; wir Beide dürfen anscheinend gar nicht die Hand im Spiele haben. Ich halte darum für gut, daß ich gar nicht gesehen werde, und daß Du nur einen kurzen Besuch bei der Signora machst und dann weiter gehst, das heißt, Abschied nimmst.

— Ich verstehe; Sie wünschen, daß ich unsichtbar helfe.

— Richtig! Du begreifst, daß Alles darauf ankommt, die Sache als Privatangelegenheit, als eine süße kleine Familienrache erscheinen zu lassen, und uns wird um so weniger Verdacht treffen, je wüthender sich die Signora geberdet. Ueberdies weiß Niemand, welches Interesse wir in der Sache verfolgen.

— *Wir* wissen es selbst nicht, erwiederte der junge Mann.

— Du bist neugierig, Matteo? fragte der Andere und fügte nach einigem Besinnen hinzu: Es kann zu [67] Deiner Ausbildung dienen, so höre denn, mein wackerer Schüler.

Matteo rückte dem Alten näher und dieser fuhr fort.

— Durch das Gewinnen des Prozesses fallen, wie Du weißt, die Güter Launeck, Warburg, Ellerbusch und Glöben an die Signora und schließlich an deren Tochter. Diese tritt in das Kloster della santa croce und übergiebt diesem das ganze Vermögen. Das Kloster santa croce wünscht den Weinberg zu haben, den unser

Orden bei Neapel besitzt; wir tauschen und werden somit Herren zu Launeck, Warburg u. s. w.

— Vier Güter für einen Weinberg! rief Matteo, der Alte lachte.

— Diese Güter sind so verschuldet, daß wir große Opfer bringen müssen, um sie ganz unser zu nennen, sagte er.

— Aber dann begreife ich nicht…

— Du begreifst nicht, wie, noch immer nicht? rief der Alte. Launeck am Rhein, Warburg in Thüringen, Ellerbusch im Harz, Glöben in der Mark — und Du begreifst nicht!

— Verzeihung, mein Vater, sagte der junge [68] Mann im Tone tiefster Beschämung, jetzt habe ich begriffen.

— Wohlan, so höre weiter; ich habe andere Pläne, zu deren Ausführung ich Deine Hülfe brauche. Erinnerst Du Dich der Prozession am Frohnleichnamstage des vergangenen Jahres? Sr. Eminenz der Kardinal Bardini bemerkte an diesem Tage, daß unter den Kerzenträgerinnen keine schöner wäre, als Theresia Guardi.

Matteo stieß einen leichten Schrei aus.

— Hieltest Du Sr. Eminenz für einen Heiligen? fragte der Alte höhnisch.

— Weiter, mein Vater, weiter! rief der junge Geistliche.

— Nun wohl, Sr. Eminenz geruhten neulich, mich nach dem Befinden des schönen Engels zu fragen. Ich erzählte, was ich zu sagen für gut fand: Erbschaftsangelegenheiten, Reise nach Deutschland u. s. w. Man fragte noch mehr: wie hat die Kleine gelebt, wie wird sie künftig leben? Ich sprach vom Kloster; man bedauerte: So viel Jugend und Schönheit auf immer begraben! nun wußte ich genug. Kardinal Bardnini ist die rechte Hand eines gewaltigen Mannes, den wir um jeden Preis beherrschen [69] wollen, und wenn wir den Kardinal durch Theresia unser nennen, ist Alles gut.

— Und? ich verstehe wieder nicht, sagte Matteo.

— Ist auch vorläufig nicht nöthig. Das Wie und Wann wird sich schon finden; ich verlange jetzt nichts, als ein Bild der Schönen, um ihr Andenken bei dem edlen Kardinal zu erhalten.

— Darum fragten Sie nach dem Maler!

— Darum fragte ich nach dem Maler. Er hat die letztverstorbenen Söhne der Signora gemalt, er wird, ohne Verdacht zu wecken, in ihrem Hause Eingang finden. Dann mag er sich Theresia mit Künstleraugen anschauen und aus dem Gedächtniß ihre Züge einem Madonnenbilde leihen. Das Bild der Eminenz geschickt in die Hände zu spielen, ist meine Sorge. Das Uebrige findet sich, Du verstehst mich also: ich verlange von Dir das Madonnenbild.

— Ja, mein Vater!

— Und so bald als möglich. Ferner brauche ich ein schwarzes Ebenholzkästchen mit Silber eingelegt und mit der Chiffre F. W. A. v. L. versehen, einen Abdruck des gräflich Laun'schen Wappens und etwas vergilbtes Papier.

[70] — Das Alles ist besorgt, erwiederte Matteo, Sie finden es in meinem Zimmer Nr. B. 3—4.

— Gut, mein Sohn! Du weißt, was übrigens zu thun ist.

— Ja, mein Vater. Und wann reisen wir?

— Es ist drei Uhr; wenn es der Zustand des Patienten erlaubt, im Laufe des kommenden Tages.

Der Alte ging. Matteo kreuzte die Arme über der Brust und ging im Zimmer auf und nieder. Zuweilen murmelte er unverständliche Worte, dann schlug er sich mit geballter Faust vor die Brust und Stirn, endlich fiel er auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Die Lampe ging aus. Matteo bemerkte es nicht. Lorenz war wieder eingeschlummert, und die Sonne stand schon hoch als er erwachte, und das schöne bleiche Gesicht des jungen Geistlichen über sich gebeugt sah.

— Wie geht es, mein Freund; sagte Matteo und seine Stimme war so klar, sein Blick so sanft, daß sich Lorenz verwundert fragte: ist es derselbe Mensch, dessen unterdrückte Wuth, dessen heftigen Schmerz ich vor einigen Stunden mit ansah?

[71] — Mir ist besser, antwortete er, aber wie steht es draußen?

— Alles ist ruhig, oder scheint doch ruhig, antwortete der Italiener; da man aber nicht wissen kann, wie bald der Sturm wieder ausbricht, wäre es rathsam, wir gingen bald. Oder wünschen Sie hier zu bleiben?

— Nein, sagte er Maler, mein Plan ist nach Frankfurt zu gehen.

Matteo sah ihn eine Weile durchdringend an, dann wiederholte:

— Nach Frankfurt! nach Frankfurt! ich begleite Sie, und vielleicht verlange ich von Ihnen einen Dienst, der… er stockte und schlug die Augen nieder. Der Maler richtete sich auf.

— Vollenden Sie, bat er, was könnte mir erwünschter sein, als mich für die Hülfe dankbar zu beweisen, die Sie dem Fremden so gütig gewährt haben?

— Dem Fremden nicht, sagte der Geistliche. Erinnern Sie sich des Knaben noch, den Sie vergangenen Winter aus der Tiber retteten? es war mein Bruder, mein lieber einzige Bruder. O, ich habe damals Ihre Hände geküßt — ich hätte Sie gern [72] wiederholt meiner vorigen Dankbarkeit versichert — aber ich konnte Sie nicht wiederfinden.

— Der Franziskanermönch, welcher mir dankend zu Füßen fiel, von dem ich mich damals kaum losmachen konnte…

— Der Franziskanermönch war ich, fiel Matteo ein. Sie haben mich nicht erkannt; sie sahen mich damals gar nicht an, Sie wollten sich nur so schnell als möglich aus der Menge retten; aber ich! auf den ersten Blick habe ich Sie in dieser Nacht erkannt.

— Aber Ihre Bitte? fragte der Maler.

— Heute nicht, in Frankfurt sage ich Ihnen Alles und bitte um Ihre Verschwiegenheit.

Die Thür wurde geöffnet, Matteos Gefährte trat ein; er begrüßte den Kranken und gab dem jungen Geistlichen, der ihm demüthig die Hand küßte, seinen Segen.

— Wird uns mein theurer Vater begleiten? fragte Matteo.

— Nein, mein Sohn! Du weißt, welche traurige Pflichten mich nach Frankreich rufen.

— Sie gehen mit heitrer Stirn und stolzer Tugend Ihre schwere

Bahn, mein Vater, erwiederte der [73] junge Mann; dann wandte er sich zu Lorenz und fügte hinzu:

— Mein Freund, Pater Alamus, ist der wahre Christ, der überall hilft, tröstet und verzieht, und Nichts für sich begehrt.

— Dein Lob beschämt mich, theurer Sohn, erwiederte der Pater und reichte ihm die Hand; ich freue mich aber darüber, weil es ein Zeichen Deiner kindlichen Anhänglichkeit und Deines dankbaren Herzens ist. Auch Sie, mein junger Freund, werden dies edle warme Herz kennen lernen, fuhr er fort, zum Maler gewendet; wie oft hat mir Matteo von dem Retter seines Bruders erzählt.

— Auch ich möchte das Lob der Dankbarkeit verdienen, sagte Lorenz, kann ich, darf ich hoffen, mich jemals für Ihre gütige Hülfe…

— Kein Wort davon, mein Sohn, sagte würdevoll Pater Alamus. Wir haben nur die einfachste Pflicht der Menschlichkeit erfüllt. Wenn Matteo sie mit besonderer Freude ausübte, so liegt das eben in Ihrem Verdienst um seinen kleinen Liebling, seinen Bruder.

— Ich gehe nun, sagte er nach einer Pause; pflege Deinen Kranken, bringe ihn, wenn Du kannst, [74] an den Ort seiner Bestimmung, suche für unsern wohlthätigen Zweck die Reichen und Mächtigen zu interessiren und folge mir sobald Du kannst.

— Wo treffen wir uns? fragte Matteo.

— Bis Ende Juni in Paris; leb‘ wohl, mein Sohn.

— Euren Segen, Vater!

Der junge Mann beugte das Knie. Pater Alamus legte die Hand auf seine Stirn, flüsterte ihm einige, für Lorenz unverständliche Worte zu, grüßte diesen und ging.

Als Matteo sich zu dem Maler wandte, trug sein schönes Gesicht den Ausdruck tiefen Schmerzes.

— Das Scheiden von ihm, den ich wie meinen Vater liebe, durchbohrt mir immer die Seele, sagte er; er ist ohne mich sehr einsam in der Welt, und doch bedarf sein gütiges Herz der Liebe, als der einzigen Belohnung, die es zu schätzen weiß.

Lorenz dachte an die nächtliche Scene und schwieg; endlich

sagte er:

— Sie begleiten mich nach Frankfurt?

— Ja, mein Freund, ich sammle für milde Zwecke; die schreckliche Zeit hat manche Familie ins [75] Elend gestürzt, wir wollen für die Witwen und Waisen sorgen.

Dem Maler schwindelte; war denn das lange Gespräch der beiden Priester ein Krankheitsphantasie?

❄

V.

AUF DEN FRANKFURTER Promenaden trafen Werner und Günter mit Roderich, dem Bevollmächtigen eines kleinen deutschen Staates zusammen.

— Das Parlament hat wenigstens das Gute, langgetrennte Freunde wieder zu vereinigen, sagte der Letztere und schüttelte den ehemaligen Schulkameraden die Hand. Werdet Ihr länger hier bleiben?

— Ich nicht, sagte Günter. Mir war eigentlich nur darum zu thun, Werner zu sehen und zu sprechen, und im Vorübergehen beschaue ich mir einmal wieder die Narrenbühne des Lebens, auf welcher jetzt so großes Geschrei ist.

— Noch immer der Alte! lachte Roderich. Wahr[76]lich, Freund, Du solltest länger hier bleiben; nichts ist unterhaltender, als diese Komödie voll Würde und Wichtigkeit, welche die Leute sich selber aufführen, und nichts komischer, als wenn aus dem wundervoll drapirten Ernste des deutschen Volksvertreters die Schellenkappe der Thorheit oder der jesuitische Fuchsschwanz hervorschauen.

— Mich unterhält das nicht, sagte Günter; entweder macht es mir das Herz krank oder es ekelt mich an, so daß ich lieber heute als morgen in meine Einsamkeit zurückgehe.

— Mir scheint es doch, als ob Ihr Beide die Sache von der falschen Seite betrachtet, meinte Werner. Auch ich bin mit der Art und Weise des Fortschreitens nicht einverstanden; aber doch hat für mich das Ganze den Ernst und die Würde eines großen, historischen Ereignisses.

— Unsere Ansichten sind sich natürlich schnurstraks entgegen, erwiederte Roderich. Du bist für Befreiung begeistert und glaubst

daran; Günter legt an Alles den großen Maßstab des Alterthums und fühlt sich darum überall verletzt und getäuscht; ich stehe im wirklichen Leben und berechne die Möglichkeiten als Diplomat. Aber wie, Du bist nicht zufrieden, [77] Werner? Möchtest Du uns lieber den Hecker'schen Schaaren in die Hände gegeben sehen?

— Gewiß nicht, sagte Werner. Das Beispiel der nachbarlichen sogenannten Republik hätte mich geheilt, wenn ich noch in solchen Träumen befangen wäre. Nein, ich verwerfe dieses politische Treiben und verlange dagegen eine durchgreifende sociale Umgestaltung.

— Oho, rief Roderich, dann stehst Du auf ganz falschem Boden! An der Macht und Nützlichkeit der neuen deutschen Götter zweifeln, ist Hochverrath in den Augen dieser Herren und in denen des Volkes. Hüte Dich, nicht aufs Neue zum Märtyrer einer zu früh geborenen Idee zu werden.

— Zu früh geboren ist sie nicht; sie entspricht unsern Bedürfnissen und wird darum zur Geltung gelangen. Wenn die Aerzte in der Paulskirche der kranken Zeit nicht aufzuhelfen wissen, so werden Andere zu sprechen und zu handeln wagen.

— Unser Freund ist unverbesserlich, sagte Günter; ich begreife nicht, wie man für diese Menschen, die sich wohl zu Zeiten aufregen, schreien, Fahnen schwenken und dreifarbige Kokarden tragen, eigentlich oder doch nur vor dem goldenen Kalbe das Knie beugen und ihr [78] eigenes kleines Ich über Alles lieben und verehren; wie man für diese begeisterungslose, kleinliche, verdummte Masse etwas Anderes haben kann, als mitleidsvolle Verachtung und höchstens den *Wunsch*, daß es besser mit ihnen sein möchte.

— Mit dem Wunsche geht das Suchen nach Verbesserung Hand in Hand; und wenn man für irgend etwas strebt, arbeitet und leidet, wird man es auch bald lieben, entgegnete Werner. Nur aus der Liebe zu dem eigenen Streben, zu der uns eigenthümlichen Lebensbethätigung erwächst ja die blinde Hingebung, das Sichopfern und Verzehren für irgend eine Idee oder eine

Persönlichkeit, welche für uns diese Idee repräsentirt. Ein Herzog von St. Simon zum Beispiel, der zehn Jahre lang keinen höheren Wunsch, kein eifrigeres Streben hat, als von Ludwig XIV., der für ihn die Macht, die Schönheit, die Majestät des Göttlichen darstellt, einen gütigen Blick, ein gütiges Wort zu erhalten; dieser Mann, der den Meisten vielleicht als ein feiger Diener der Gewalt, als Sclave der Launen eines Vornehmen erscheint, ist mir durch die Ausdauer im *Leiden* der *Unterordnung* wahrhaft bedeutend. Er wäre in anderen Verhältnissen ein unbeugsamer Republikaner, ein treuer Freund, ein [79] enthusiastischer Kämpfer geworden. Und wie er sich als einzelne Persönlichkeit dem Könige zu eigen gab, so lag mit ihm das ganze Jahrhundert dem Königthum zu Füßen. Jetzt huldigt es vor Allem dem Besitze; und das ist ein bedeutender Fortschritt. Es wird endlich auch den wahren Gott, die freie Selbstbestimmung zum Guten und damit den rechten Lebensgenuß finden.

— Wie Du in dem Umsichgreifen des Materialismus einen Fortschritt sehen magst, begreife ich nicht, sagte Günter. Lieber sehe ich die Menschen im Staube vor der wirklichen oder eingebildeten Größe, als in dem unersättlichen Ringen nach Gütern, welche die Wenigsten zu genießen und Niemand zum Wohl des Ganzen zu gebrauchen versteht.

— Da kommt, »eine der Zierden des Parlaments, eine Säule der Zukunft,« wie neulich eine entzückte Dame sagte, rief Roderich; er mag unsern Streit ausfechten helfen. Du mußt ihn kennen, Werner, er ist wie Du im Exil gewesen.

— Es ist Venedey, sagte Günter; auch ich kenne ihn, wie man sich eben nach flüchtigem Begegnen kennt. Wer ist aber der junge Mann, der eben zu ihm tritt?

[80] — Auch ein Parlamentsmitglied, antworte Roderich; der österreichische Dichter Hartmann, der von Mondschein und Blumen, Freundschaft und Liebe, Leben und Sterben für das Vaterland singt, und darum wohl so eifrig bemüht ist, die letzten Tage dieses zu opfernden Daseins zu genießen. Ich werde Euch

einander vorstellen und wir können zusammen nach der Paulskirche gehen.

Nach den ersten Begrüßungen wurden die Ankommenden mit den Inhalte des früheren Gesprächs bekannt gemacht, und Werner sagte:

— Meine Freunde haben mich nicht ausreden lassen; ich meinte, daß in dem Streben nach Besitz unbewußt die persönliche Befreiung angebahnt wird. Der Besitz ist nicht allein vom Zufall der Geburt abhängig; er kann durch Arbeit, durch Kenntnisse und Talente erworben werden. Allerdings stehen diesem Erwerben noch immer Hindernisse entgegen, welche oft die ausdauerndste Thätigkeit, die glücklichste Begabung nicht besiegen. Alles strebt aber darnach, die Schranken wegzuräumen, und sobald sie beseitigt sind, und nur, *wenn* sie es sind, gelangen wir auf den rechten Weg, zu der rechten Freiheit.

— Nach einer Richtung, allerdings, sagte Venedey; [81] aber diese Richtung möge Jeder in seinem Kreise und für sein Interesse einschlagen; wir haben für den Augenblick eine höhere Aufgabe: wir müssen vor allen Dingen ein Nationalleben, ein *Nationalbewußtsein* schaffen; müssen im Innern die Volksfreiheit und nach Außen die Unabhängigkeit Deutschlands, als einer Großmacht, gründen und fördern.

— Das ist gewiß eine schöne und große Aufgabe, erwiederte Werner, aber Sie werden sie nimmermehr erfüllen, wenn Sie sich nicht auf den Boden der Praxis stellen. Aus dem materiellen Wohlsein des Volkes kann allein das Nationalbewußtsein entstehen, wie aus diesem Bewußtsein die Macht nach Außen und die innere Kraft erwachsen. Wollen Sie Wälder anpflanzen, so müssen Sie jeden Baum pflegen und schützen. Geben Sie darum erst dem Einzelnen, was er bedarf, das Uebrige findet sich von selbst.

— Das ist nun wieder unmöglich, lieber Freund, meinte Roderich; die Verschiedenheit der Meinungen, die Feindseligkeit sich widerstrebender Interessen sind noch größer im gewerblichen

als im staatlichen Leben. Diesen Augiasstall zu reinigen, bedarf es herkulischerer Kräfte und höherer Einsichten, entschuldigen [82] Sie, meine Herren, als unser Parlament aufzuweisen hat.

— Diese Einsichten sind im Parlament vertreten, rief Werner; von der größten Bedeutung für die Richtung meiner Wünsche ist das Auftreten Eisenstucks aus Sachsen, der schon am 22. dieses Monats einen Antrag eingebracht hat, in welchem er um Hülfe für die gestörte Volksarbeit bittet. Das ist der rechte Weg, das ist die wahre Aufgabe des Vaterlandes. Organisation der Arbeit, Schutz der Production und dem Handel, und auf diesen Grundlagen den Haushalt des Staates gründen und ordnen. Und dadurch gelangen wir zu der Brüderlichkeit, welche Sie Alle wünschen, welche bis jetzt aber nur als Fahneninschrift existirt hat.

— Unmöglich, unmöglich! sagte Günter; eben so unausführbar wie das Streben dieser Herren. Gesetzt den Fall, die deutschen Regierungen gingen Hand in Hand mit ihnen nach einem Ziele, würden dadurch die Wünsche des Volkes erfüllt und dessen Bedürfnissen Rechnung getragen?

— Und nun gar Brüderlichkeit! fiel Roderich ein; glaube mir, das Volk bedarf immer eines Götzen, durch dessen Wort und Blick es sich geehrt und begna[83]digt fühlen kann. Ob diese gnädige Herablassung *Einer* von Gottes Gnaden oder Mehrere ausüben, die auf andere Weise dazu berufen sind, das bleibt sich gleich.

— Doch nicht so ganz, meinte Venedey; wenn wir uns dem selbstgewählten Oberhaupte, das heißt, dem Repräsentanten des von uns selbst geschaffenen und ins Leben geführten Gesetzes unterordnen, so unterordnen wir uns damit nur der eigenen Vernunft, das heißt, wir sind frei auf die einzig mögliche Weise: wir bewegen uns in der nach bestem Wissen gewählten Ordnung.

— Das Wort Ordnung hat, unseren Zuständen gegenüber, etwas sehr naiv Komisches, sagte Roderich.

— Wie Sie das verstehen, begreife ich nicht ganz, fiel Hartmann ein, Sie müßten sonst etwa das ganze Leben der Zeit komisch finden. Freilich, es ist auch komisch, daß das Volk sein Blut für

etwas Anderes verspritzt, als für die Herren von Gottes Gnaden, daß es etwas Anderes will, als ein gnädiges Lächeln, daß es sich selbst erkennt und seine Vertreter ehrt.

— Junger Mann, sagte Roderich lächelnd, Sie verstehen mich falsch. Wahrscheinlich sehen Sie in [84] mir den Fürstendiener. Der bin ich nicht. Aber ich bin der Verfechter der alten Ordnung, weil ich diese Ordnung für die jetzt allein mögliche halte…

— Und doch unterhandeln Sie mit dem neuen Zustande, Sie haben somit doch sein Leben und die Berechtigung dazu anerkannt, warf Venedey ein.

— Verstehen wir uns recht, sagte Roderich. Wir unterhandeln, das heißt, wir geben dem, was Sie den neuen Zustand nennen, Zeit und Gelegenheit, sich auf sich selbst zu besinnen, und erwarten, daß dies namenlose Etwas finden werde, daß es eben ein Scheinen, daß es ein Nichts ist.

— Herr Legationsrath! fuhr der junge Dichter auf, Werner trat begütigend dazwischen.

— Ich hoffe, meine Herren, wir streiten nicht, sondern wir sprechen uns aus. Würde in der Paulskirche weniger gestritten und mehr *gesagt*, wahrlich, wir hätten schon mehr errungen.

— Sie sind unbillig, sagte Hartmann verdrießlich. Das Parlament beginnt seine Thätigkeit erst, lassen Sie ihm Zeit, es wird schon sprechen und handeln..

— Schwerlich, erwiderte Günter, schwerlich wird es handeln; wir Deutschen handeln nie, wir träumen, wir hoffen.

[85] — Die Zeiten sind vorüber, Herr Graf, antwortete Venedey, ich weiß, daß wir, ich meine Deutschland, viel gelernt und nichts vergessen haben.

— Die Behauptung ist stolz, meinte Werner, aber ich wünsche von Herzen, sie bestätigt zu sehen.

— Du wünschest vergebens, sagte Roderich. Seien Sie aufrichtig, meine Herren; lassen Sie uns gestehen, daß in der ersten Sitzung des Parlamentes der Maßstab für seine ganze Thätigkeit gegeben ist. Wir zogen ein, das Volk jauchzte, wir waren von dem

Ernst unserer Aufgabe erfüllt, und wie Sie, lieber Venedey, damals aus meiner Seele sagten: wir waren mit ernstem, religiösem Sinn gekommen — was geschah — die Kirche wiederhallte von ekelhaftem Gezänke über die Ordnungsfrage: so lange aber die Ordnung selbst zur Quelle der Unordnung wird, so lange, meine Herren, sehe ich Anarchie.

— Aber wer bringt diese Anarchie über uns, rief Hartmann; wächst sie von unten auf, oder…

— So lange überhaupt Anarchie vorhanden ist, sind *alle* Zustände krank, und an allen muß gebessert werden, fiel Werner ein. Wir reden so viel von der Untheilbarkeit alles Lebens und doch beachten wir [86] nicht die Winke der Natur. Wir lernen nicht; wir wollen *erfinden*, wo nur *aufzufinden* wäre. Nehmen Sie welchen Organismus Sie wollen, ist der eine Theil krank, so leidet das Ganze; so ist's jetzt mit dem Menschheitleben. Die Parlamente helfen uns eben so wenig, wie religiöse Concile und freie Gemeinden.

— Ich ahne schon, wohin Sie uns führen wollen, sagte Venedey; aber glauben Sie mir, Ihre Socialreform ist ein Traum, der vielleicht nach Jahrhunderten Leben gewinnt. Jetzt müssen wir am politischen Gebäude der Gegenwart und Zukunft bauen.

— Sie da, mein wackerer Nachbar! rief Roderich einem vorübergehenden Handwerker zu. Wie steht's, Meister, seid Ihr noch recht zufrieden mit dem Parlamente?

— Ei, schönen guten Morgen, Herr Legationsrath, schönen guten Morgen, meine Herren! erwiderte freundlich der Angeredete. Zufrieden mit dem Parlamente? nun das versteht sich! wer ein eigenes Haus hat, der kann schon zufrieden sein; der Miethzins ist noch einmal so hoch als sonst, die Arbeit geht gut, und das viele Militär giebt meinem Schwiegersohne, dem Wirth in Rödelheim, gar viel zu verdie[87]nen. O ja, nur alle Jahre so ein nettes Parlament! empfehle mich, meine Herren.

— Da haben Sie ihren gepriesenen Volksenthusiasmus, sagte Günter. Das rechnet und rechnet; und wo ein paar Groschen mehr

zu finden sind, da ist das Rechte.

— Der Frankfurter ist freilich wie Sie da sagen, erwiederte Hartmann, aber der ist überhaupt mehr Krämer als Mensch.

Roderich lachte. — *Menschen* finden Sie noch weniger als Patrioten, sagte er. Was werden Sie, die Patrioten par-excellence, uns heute zum Besten geben?

— Die Berichterstattung über die Mainzer Vorfälle und den Zitz'schen Antrag steht auf der Tagesordnung, sagte Venedey.

— Vortrefflich, erwiderte Roderich; wir werden also erfahren, wie der Preuße, der Oesterreicher, der Rheinländer, der Hannoveraner die Sache ansieht. Von Deutschland ist vielleicht auch ein Bischen die Rede und das Weitere liegt, wie bisher, in *Gottes* Hand.

— Ich weiß nicht, Herr Legationsrath, wie Sie beständig angreifen und verdächtigen mögen, wo Sie, [88] aus der Fülle Ihrer Erfahrung, rathen und helfen sollten, sagte Hartmann gereizt.

— Mein lieber junger Freund, antwortete Roderich lächelnd, wäre das Parlament, was es könnte und sollte, ich würde nicht, wie Sie sagen, es angreifen und verdächtigen. Meinen Sie, es wäre mir kein Schmerz, nachdem ich mein Leben lang nichts gethan habe, als meinen Fürsten statt der *Durchlaucht* die *Hoheit* zu erkämpfen, oder die Heirath dieser und jener Prinzeß mit diesem und jenem Fürsten anzubahnen und abzuschließen, um, wo es endlich etwas zu thun giebt, dies Thun wieder mit dem alten Staub und Moder befleckt zu sehen?

— Von diesem Staub und Moder wollen wir uns schon befreien, meinte Venedey, besonders wenn es Ihrer Partei Ernst ist, uns zu helfen.

— *Wem* zu helfen? fragte Günter. Glauben Sie mir, ich verkenne den schönen Enthusiasmus nicht, der Viele unter Ihnen beseelt; aber die Mehrzahl von allen Parteien wird durch Eigensucht, Eitelkeit und ähnliche Motive geleitet.

— Die edle deutsche Gründlichkeit spielt auch eine entsetzliche Rolle, sagte Werner. Blicken wir nach Mainz: es entsteht ein

Wirthshausstreit, er wird zum [89] Straßenkrawall, langgennährte Erbitterungen machen sich Luft, es kommt zu den bedauerlichsten Excessen. Natürlich mußte dem Uebel Einhalt gethan werden. Aber wie? anstatt die Schuldigen zu bestrafen, die Unruhigen unschädlich zu machen, wird die ganze Stadt ihrer Rechte und Freiheiten beraubt und die Ueberwachung des widernatürlichen Zustandes denen anvertraut, die beim Streite durchaus nicht neutral geblieben waren. Solchen Mißbräuchen mußte sich das Parlament widersetzen.

— Und hat es das nicht gethan? fragte Venedey.

— Aber wie hat es sich widersetzt! es ernennt Commissionen zur Prüfung der Sachlage, das war vernünftig. Aber wozu nun noch die zweite Commission zur Prüfung des Berichts? ist nicht das ganze Haus zur Entscheidung competent? nein, erst wieder Professoren-Weisheit in den Brei gerührt, damit vor lauter Vorsicht und Klugheit *Nichts* gethan werde!

Sie bogen um die Ecke der Catharinenpforte. Zwei große, schwarz gekleidete Frauen von einem Knaben in Livree begleitet, kamen ihnen entgegen. Die eine blieb stehen und rief:

— Il conto Gunterio Laun! Und ging dann eilig weiter.

[90] — Welche Bekanntschaft? fragte Werner.

— Ich kenne die Dame nicht, erwiderte Günter und wandte sich an Hartmann mit der Frage:

— Was wird das Resultat der heutigen Verhandlung sein?

Der junge Mann zuckte die Achseln.

— Ich fürchte, sagte er, nicht wie wirs wünschen.

— Gewiß nicht, sagte Werner. Man wird zur Tagesordnung übergehen und so den ernsten schlagenden Beweis geben, daß die Macht, die man nutzen sollte und nicht zu nutzen versteht, ein Riesenschwert in Zwergeshänden ist.

Venedey schüttelte den Kopf und entgegnete:

— So wenig Hoffnung habe ich nicht, ich glaube, es wird das Notwendige geschehen und wir beweisen heute, allen Unglückspropheten zum Trotze, daß wir mit Rath und That der

jungen Freiheit zur Seite stehen.

— Die Unglückspropheten wollen gern im Irrthum sein, sagte Roderich, aber die Erfahrung wird leider ihre Worte bestätigen. Gestern sprach ich einen der Abgeordneten, einen sehr einflußreichen, verständigen Mann, er war der Meinung: daß man in dieser Angelegenheit zur Tagesordnung übergehen müsse, [91] in Erwägung 1, daß man zu größeren Aufgaben berufen sei und seine Kraft nicht unnöthig zersplittern dürfe. In Erwägung 2, daß die Sachlage nicht gehörig ergründet sei; in Erwägung 3, — aber was kann es helfen, daß ich das trostlose Lied Ihnen wiederhole? Sehen Sie, meine Herren, da steht Ihr Tempel, Viele sind mit gläubigem Herzen dahin gegangen, aber…

— »Es wird ihr schöner Glaube
gebrochen in der Welt —«

fiel Roderich, den jungen Dichter parodirend, ein.

Hartmann lächelte erfreut. Der Diplomat kannte seine Gedichte, gewiß, er war trotz seines politischen Pessimismus ein liebenswürdiger Mann.

Mehrere Abgeordneten begrüßten Venedey und Hartmann; Roderich empfahl sich ihnen und suchte mit seinen Freunden einen guten Platz auf der schon sehr gefüllten Zuhörertribüne. Ehe sie sich durcharbeiten konnten, wurde ihnen von einem der Diener ein Billet übergeben. — Ein Knabe in Livree hat es eben gebracht, sagte der Mann.

»Dem hochgebornen Grafen, Günter Laun, hier«, las Roderich; ein duftendes Billet von Frauenhand. Günter, Günter!

[92] Der Graf erbrach es; auf der darin liegenden Karte stand: »Carlota Guardi, geb. Gräfin Laun«, und mit Bleistift darunter geschrieben: »Man erwartet den Grafen so bald als möglich zur Besprechung wichtiger Familienangelegenheiten.« Dann folgte die genaue Angabe der Adresse.

Das Protokoll war verlesen, der Präsident klingelte und die

beginnenden Verhandlungen nahmen die Aufmerksamkeit der Freunde in Anspruch.

❄

VI.

Es dämmerte schon, als Graf Günter sich von seinen Freunden losmachen und die Wohnung der Signora Guardi aufsuchen konnte; er fand ein kleines Haus mitten im Garten, das aber, trotz der blühenden Umgebung, mit seinen dichtverhüllten Fenstern einen unfreundlichen Eindruck machte.

Der Besuch schien erwartet zu sein, denn ehe Graf Günter die Glocke ziehen konnte, wurde von dem kleinen Diener geöffnet, der dann leise die Thür schloß, [93] auf den Fußspitzen über den Corridor eilte und die Flügelthür zum Salon öffnete.

Das Zimmer war mit ernster Pracht decorirt: die Draperien der Wände, Fenster und Thüren waren von schwarzem Sammet mit Silberfranzen; die ebenfalls mit schwarzem Sammet überzogenen Meubles von Ebenholz mit Silber inkrustirt; ein kostbarer Kronleuchter von alt-venetianischer Arbeit trug acht brennende Kerzen; ein sehr bunter türkischer Teppich und eine Menge schöner Blumenbouquets milderten in etwas das Düstere der Einrichtung.

Günter hatte Zeit, seine Umgebung zu mustern, ehe die Vorhänge der Seitenthür aufgehoben wurden und die Signora eintrat. Es war dieselbe hohe Gestalt, die ihm am Morgen begegnet war; wie damals, war sie auch jetzt ganz schwarz gekleidet und aus dem zurückgeschlagenen Spitzenschleier schaute ein bleiches, von Schmerzen durchwühltes Gesicht, das von großen schwarzen Augen schauerlich belebt wurde. Sie trat hastig auf den Grafen zu, reichte ihm die Hand und redete ihn italienisch an:

— Mein Bruder, sagte sie, wir haben uns nie gesehen und haben uns unbekannter Weise feindlich gegenüber gestanden. Das

Unrecht habe ich einge[94]sehen und bitte nun zugleich um Ihre Vergebung und Ihre Hülfe.

— Signora, erwiederte der Graf, Sie werden es erklärlich finden.

— Mein theurer Bruder, fiel sie ein, Ihre Verwunderung ist zu natürlich; aber die heilige Jungfrau wird mir beistehen und mir das Bruderherz zuwenden, dessen ich so dringend bedarf. Setzen wir uns, wir haben viel zu besprechen.

Sie lehnte sich in die Sophakissen und schien eine Weile nachzusinnen. Graf Günter betrachtete mit Interesse das ausdrucksvolle Gesicht, das trotz der Zerstörungen, welche Alter und Leiden in einem Menschenantlitz verursachen, die Spuren seltener Schönheit zeigte. Nach einer ziemlich langen Pause sagte sie:

— Graf Günter, Sie sind der einzige Sohn des verstorbenen Friedrich und der verstorbenen Martha von Laun, geborne von Wengern?

Günter bejahte.

— Also mein einziger rechtmäßiger Bruder, fuhr sie fort, denn die sogenannte Ehe des Grafen Friedrich mit Antonie von Grimmbach wurde zu Lebzeiten meiner Mutter vollzogen und ist darum ungültig.

[95] — Signora, erwiederte der Graf, Sie werden sich erinnern, daß alle von Ihnen eingereichten Documente als unächt zurückgewiesen sind, auch sind sie höchst unvollständig.

Die Augen der Italienerin glänzten in unheimlicher Freude, als sie antwortete:

— Die Documente sind ächt, und was zu ihrer Beglaubigung fehlt, wird nächstens und zwar in Launeck selbst gefunden werden.

— In Launeck? fragte der Graf, halb ungläubig, halb erstaunt.

— In Launeck, wiederholte sie; es ist eine wunderbare Geschichte, aber ich fürchte, Sie zu ermüden.

— Bitte, Signora, auf meine lebhafte Theilnahme können Sie rechnen.

Sie schwieg wieder eine Weile, dann begann sie:

— Unsern Vater, — möchten meine Gebete seine Qual erleichtern! — unsern Vater habe ich nie gesehen. Ein Jahr nach seiner heimlichen Vermählung mit Angela Caldo verließ er Rom und kam nie wieder. Auch meine Mutter erinnere ich mich nicht gesehen zu haben, als bis ich im Alter von 12 Jahren an ihr Krankenbett beschieden wurde. Die Signora stand auf; mit über der Brust gekreuzten Armen stand [96] sie vor Günter, sah ihm starr ins Auge und fuhr mit bebender Stimme fort:

— Weißt Du, wie man bei uns liebt, wo die Herzen lebendiger schlagen? Meinst Du, bei uns könnte sich ein Weib in Sehnsucht verzehren und in feiger Liebe zu dem Manne, der sie mißhandelte?

Als Angela sich und ihr Kind, ihre arme Carlota verlassen sah, wurde sie sterbenskrank, aber nur aus Haß und nicht zu befriedigendem Rachedurst. Ihre Mutter hatte [sie] schon verloren, ihr einziger Bruder wollte von einem Prozeß nichts wissen, vielleicht glaubte er auch nicht an die Ehe der Schwester — kurz er brachte sie ins Kloster della santa croce, wo sie von den Nonnen verpflegt wurde und bald darauf ihre Gelübde aussprach.

Als ich sie sah, lag sie im Sterben. »Mein Kind, das waren ihre letzten Worte, mein theures Kind, gieb mir den einzigen Trost, der mir das Scheiden von der Erde erleichtern kann.«

Ich fiel an ihrem Bette auf die Kniee und weinte. »Schwöre mir, fuhr sie fort, Dein Leben der Rache zu weihen, schwöre mir, als Wunsch und Hoffnung und Ziel diese Rache zu verfolgen.«

In den abgemagerten Händen hielt meine Mutter, [97] oder wie sie im Kloster hieß, Schwester Maria-Angela, ein Amulet vom Holze des heiligen wahrhaftigen Kreuzes der Erlösung; sie gab es mir zum Kuß, und wie meine Lippen das Heiligthum berührten, fühlte ich eine unbeschreibliche, wunderbare Kraft in mir; ich war kein Kind mehr; ich fühlte in einem Augenblick Haß, Mut und Beharrlichkeit in mir erwachen. Der Sterbenden blieb nur die Kraft, mir die nöthigen Verhaltungsmaßregeln mitzutheilen und mir die Papiere zu übergeben, deren ich zum Verfolgen meiner Rache bedurfte; zugleich wurde meine junge Seele dem sehr ehrwürdigen

Pater Bernardo vom Orden der Jesuiten empfohlen und so lange er mir zur Seite stand war Alles gut. Er leitete meinen Unterricht; er stärkte mich durch seine herrlichen Ermahnungen zu meiner Aufgabe; er zeichnete mir mit seltener Umsicht die Wege vor, die sich gehen sollte, um meine Pfeile sicher ins Herz des Verräthers und seiner gottverfluchten Familie zu schleudern. Aber er starb, der große Mann, und damit begann mein Unglück und meine Sünde. Ich war 16 Jahre alt, als ich Antonio Guardi kennen lernte. Wie er war, wie er liebte, wie ich ihn liebte, das sagen alle Worte nicht, und wie er meinetwegen seiner ganzen Familie [98] trotzte, so vergaß ich, um ihm anzugehören, die Aufgabe meines Lebens. Vierzig Jahre vergingen. Wenn ich mich erinnere, wie reich an unsäglichen Freuden sie waren, kann ich noch nicht glauben, daß diese Jahre als Sünden auf mir lasten.

Sie bekreuzte sich, faltete die Hände, blickte zum Himmel auf und rief mit unterdrücktem Weinen:

— Und doch waren es Jahre der Schuld, denn ich hatte einen heiligen Eid gebrochen, hatte einer irdischen Liebe das Dasein geweiht, was dem heiligen Kreuze der Erlösung gehörte — ich bin fürchterlich gestraft! Seit neun Jahren habe ich nicht aufgehört zu weinen. Mein Antonio starb, ihm folgten nach und nach unsere fünf Söhne und mir ist nichts geblieben, als mein jüngstes Kind, meine Teresa. Sie wird mir helfen bei dem, was noch zu thun ist, und dann gehen wir beide in die Einsamkeit des Klosters, wo trauernde Herzen die beste Ruhestatt finden.

— Und was bleibt zu thun? fragte Günter.

Carlota sah ihm fragend ins Auge und sagte:

— Hast Du Dich entschlossen, Hand in Hand mit mir zu gehen? Wir haben das gleiche Interesse, die unrechtmäßigen Erben zu vertreiben.

— Signora, erwiederte Günter, ich bin nach wie [99] vor der Meinung, daß Ihre unglückliche Mutter das Opfer eines Betrugs geworden ist und ich…

— Nein, nein, schrie die Italienerin und ergriff Günters Hände,

nein! ich bin wahrhaftig die einzige rechtmäßige Tochter des Grafen Launeck, so wie Du sein einziger männlicher Erbe bist. In den Tagen meines Glückes, fuhr sie sanfter fort, hatte ich Alles aus den Augen verloren; aber als mein Gewissen unter Schmerzen erwachte und der Himmel meiner geängstigten Seele in dem Pater Alamus einen neuen Schutzengel sandte, erhielt ich anfangs nur ungenaue Nachrichten aus Deutschland, so daß ich auch Dich voll Haß verfolgte. Verzeihe mir diesen Irrthum.

— Ich habe nichts zu verzeihen, Signora; ich fühle Mitleid mit Ihrem Schmerz; ich möchte Sie trösten, aber nicht so, wie Sie es wünschen. Darf ich offen sein?

— Gewiß, mein Bruder.

— Sie haben nur eine Tochter, und Sie haben dies Kind für das Kloster erzogen?

— Ja, denn ich wollte Teresa lieber nie so glücklich sehen, als ich es gewesen bin, damit sie später nicht so leiden muß, wie ich gelitten habe — und [100] dann — sie muß auch büßen helfen, was Eltern und Großeltern verschuldeten.

— Noch eine Frage, Signora, und glauben Sie, daß ich sie nicht aus eitler Neugier thue: Sie sind reich?

— Der Himmel hatte mir fünf Söhne geschenkt, jeder derselben hätte sich reich nennen können; das Alles fällt nun an Teresa.

— Und durch Teresa an das Kloster? Fragte Günter.

Carlota bejahete.

— Nun wohl, fuhr er fort, wenn Ihr Kind dem Kloster bestimmt und für das eintönige Nonnenleben erzogen ist, so führen Sie dasselbe sobald als möglich dorthin. Durch das Leben in der Gesellschaft setzen Sie die arme Kleine manchen Begegnungen aus, die ihr verderblich werden können.

— Und der Prozeß! rief die Signora.

— Das ist's, worauf ich zurückkommen wollte, erwiederte Günter. Durch das Gewinnen Ihres Prozesses würde dem Kloster della santa croce kein Vortheil errungen. Die Güter Warburg, Ellerbusch und Glöben sind stark verschuldet und Launeck ist

Mannslehen.

[101] Aus den Augen der Italienerin blitzte dieselbe unheimliche Freude, die Graf Günter schon einmal bemerkt hatte, als sie, nur den letzten Theil seiner Rede beachtend, darauf erwiederte:

— Also auch das wissen Sie nicht! aber wie sollten Sie auch — es ist ja Alles in Ihrer edlen Familie auf Lug und Trug gegründet, Launeck ist nicht Mannslehen.

Graf Günter begann an dem Verstande der Dame zu zweifeln.

— Sie sehen mich überrascht an, sagte sie; Ihr Erstaunen wird noch zunehmen. Als im Jahre 1568 dem Grafen Egbert, Edel von Laun, nach langjähriger kinderloser Ehe eine Tochter geboren wurde, verwandelte der Kaiser aus Anerkennung für des Grafen Verdienste, die Burg Launeck und alle dazu gehörenden Besitzungen in ein Kunkellehen. Später wurde dem Grafen noch ein Sohn geboren und nach dem Tode des Kaisers blieb Alles beim Alten. Nur die ältesten Söhne, die Erbherren auf und zu Launeck, haben von dieser kaiserlichen Bestimmung von Geschlecht zu Geschlecht erfahren und haben gern die Hand zum Betrug geboten.

[102] — Und wie haben Sie das erfahren, Signora? fragte Günter mit ungläubigem Lächeln.

— Ach, das war's, was ich erstens schon erzählen wollte, sagte sie, mit der Hand über die Stirn und Augen fahrend; mein Gedächtniß wird schwach! Ein unbeschreiblich schmerzliches Zucken fuhr über ihr Gesicht und sie seufzte tief, ehe sie fortfuhr:

— Es war in der Zeit meiner schwersten Buße, die um so schwerer war, da ich sie noch nicht als solche erkannte. Mein Antonio und zwei meiner Söhne waren gestorben, der eine lag hoffnungslos darnieder und die zwei anderen trugen die Spuren der gräßlichen Krankheit. Ich war der Verzweiflung nahe. Oft lag ich Stunden lang auf den Knieen vor dem Bilde der schmerzenreichen Jungfrau — ich trug ja wie sie den Dolch im Herzen, aber ich konnte nicht lächeln und beten wie sie und weinte, ich raste, ich fluchte dem Leben und mir — o, ich habe schwer gesündigt! Das arme Weib verhüllte das Gesicht, ihr ganzer Körper bebte in

furchtbarer Aufregung, als sie den Kopf erhob, war sie noch bleicher als vorher, aber die Starrheit der Züge war gebrochen und das wildblickende Auge tauchte sich in immer feuchteren Glanz.

[103] — Und doch hat die Gebenedeihte Mitleid mit mir gehabt, fuhr sie fort. Als ich eines Tages wieder von Qualen zerrissen zu ihren Füßen lag, trat ein Priester zu mir und nannte mich beim Namen. Ich hatte ihn nie gesehen, aber sein Anblick, sein ganzes Wesen gab mir Vertrauen. Meine Tochter, sagte er, die sündige Kreatur soll weinen, nur so versühnt sie den Fürsten der Gerechtigkeit — aber Deine Thränen sind nicht die der Buße und Reue, und doch hast Du schwer gesündigt. Ich blickte überrascht zu ihm auf, in der Rechten hielt er ein Amulet aus dem Holze des wahrhaften Kreuzes der Erlösung. Meine Mutter! schrie ich auf — Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart wurden mir mit einem Male fürchterlich klar. Mein Bruder, von dem Augenblicke an war ich gerettet! Pater Alamus, so hieß mein Schutzgeist, nahm sich meiner verirrten Seele väterlich an, und erst, als er die wahre Buße in mir fand, entdeckte er mir, auf welche wunderbare Weise ihn der Himmel und die heil'ge Jungfrau zu meinem Heil ausgesendet hätten. Mit besonderer Verehrung der heiligen Mutter zum gemarterten Herzen ergeben, hatte er oft zu dem wunderthätigen Bilde gebetet. In einer hellen Nacht, als er betend in seiner Zelle gekniet — obwohl Weltgeistli[104]cher, wohnte er immer in den strengsten Klöstern — in einer hellen Sommernacht also, war sie ihm erschienen, hatte ihm meinen Namen genannt und ihm geheißen, mich zu retten, darauf hatte sie die Hände ausgestreckt, die sonst über dem zerrissenen Herzen gefaltet lagen, und diese Berührung hatte den frommen Alamus in Verzückung geworfen. In diesem Zustande hatte er wie mit einem Zauberschlage von meinem ganzen Leben Kunde erhalten und hatte deutlich gesehen, wo in Launeck die Papiere liegen, die auf die Heirath meiner Mutter sowohl, als auch auf das Erbrecht des Geschlechtes Laun Bezug haben.

— Und warum reklamirten Sie nicht gleich? fragte der Graf.

— Die Zeit war noch nicht erschienen, antwortete sie mit trübem Lächeln. Der Kelch des Leidens mußte bis auf die Hefen geleert werden. O, mein Heiland, wie hab‘ ich ihn geleert! O heil’ge Jungfrau, Mutter mit dem blutenden Herzen, erbarme Dich meiner!

Günter sah mit unaussprechlichem Mitleiden auf die gebeugte Gestalt.

— Signora, sagte er, ihr die Hand reichend, nur Gott kann trösten in solchen Schmerzen.

— Er hat getröstet, erwiederte sie; er hat meinem [105] verödeten Leben eine hohe Arbeit gegeben, er hat mich zum Werkzeuge seiner Gerechtigkeit, seiner Strafe und Rache erkoren — er züchtigt durch mich die Hoffärtigen und Klugen. Und nicht wahr, Günter, mein Bruder, mein einziger Bruder, Du hilfst mir?

— Carlota, weißt Du, was Du begehrst? ich soll Dir helfen eine Familie zu zerstören, die nach Recht und Gesetz ihr Eigenthum und ihren Namen behauptet? ich mag Dich nicht verwunden, ich will nicht gegen Menschen, die Du achtest, Verdächtigungen ausstoßen; aber nach Allem, das ich höre, ist mir so viel klar, daß die Betrogenen in Gefahr sind, unbewußt Betrüger zu werden, und wenn ich auch dem Zwecke…

— Kein Wort mehr, rief die Signora heftig, kein Wort mehr, oder bei allen Heiligen ich vergesse, wen ich vor mir habe! Also auch Du, fuhr sie gemäßigter fort und lies die erhobenen Hände gefaltet wieder sinken, auch Du bist einer der klugen, kalten Männer, die nicht mehr glauben, daß ein Richter im Himmel thront. Auch Du nennst das fromme Kind, das begnadigt wird mit den Himmlischen zu verkehren, Betrüger und Heuchler! O Ihr Heiligen alle, erbarmt Euch dieses Sünders — er ist mein Bruder, ich [106] liebe ihn als solchen — ich will ihn retten, o helft mir!

— Signora, sagte Günter fest und streng, Sie haben mich zu einer Besprechung über wichtige Familienangelegenheiten rufen lassen. Sind Ihre Hoffnungen und Pläne aber nur auf Träume

gegründet, so können Sie von dem vernünftigen Manne weder Trost noch Rath erwarten und begehren. Haben Sie aber irgend einen bestimmten ausführbaren Wunsch, zu dessen Erfüllung ich beitragen kann, so sprechen Sie, und seien Sie meiner Hülfe versichert. Er war aufgestanden, die Italienerin sah ihn eine Weile durchdringend an, endlich sagte sie langsam und feierlich:

— Verblendeter, willst Du mich einschüchtern? — die Erde mit dem Himmel im Kampfe! aber die Heiligen…

— Signora, ich bat um Ihre Befehle, wiederholte Günter ungeduldig.

— Hören Sie denn meine Wünsche, sagte sie und setzte sich wieder, auch ihn zum Sitzen einladend. Ich bin nie in Launeck gewesen, aber ich kenne es ganz genau durch die Beschreibungen des Pater Alamus. Unser Vater, heil'ge Mutter Gottes bitte für ihn! bewohnte dort ein großes Zimmer — Sie müssen es [107] ja kennen. Fünf tiefe Fensternischen und dazwischen breite Spiegelwände nehmen die Länge desselben ein — jetzt ist es zur Bibliothek umgeschaffen, aber die alten Ledertapeten sind hinter den Schränken geblieben — und unter diesen Tapeten ist das geheime Fach verborgen, aus dem ich meine Beweise zu holen wünsche. Ich wollte Sie darum bitten, mich unter irgend welchem Namen dort einzuführen, damit ich suchen und finden kann.

— Signora, antwortete der Graf, ich würde Sie und mich dadurch in eine zweideutige Stellung bringen. Ueberhaupt hasse ich alle Umwege, sie führen langsam zum Ziel und nehmen unnöthige Zeit und kostbare Kräfte in Anspruch. Sagen Sie mir, wo Sie die geträumten Papiere zu finden hoffen. Sie verkehren mit ehrenhaften Männern, wir werden suchen, wenn Sie wollen, in Ihrer Gegenwart, und das Resultat der Nachforschungen wird entscheiden.

— Nein, sagte sie fast unwillig, die Zeit ist noch nicht da. Glauben Sie denn, daß ich mich auf mein eigenes Wissen und Wollen stütze, glauben Sie denn nicht, daß die Himmlischen mir zur Vollziehung ihres Willens mit Rath und That zur Seite stehen?

ich muß selbst dort schauen und prüfen; jeder meiner [108] Schritte ist mir vorgezeichnet und ich handle und dulde im Auftrage des Himmels, wenn ich dort mir und andern Verlegenheiten, Beleidigungen und Schmerzen zuziehe.

— Signora, wir werden uns über diesen Punkt schwerlich einigen. Wir sind hier im Lande des Denkens, Sie kommen aus der Heimath des Glaubens, der blinden Unterordnung der Vernunft unter eine heillose…

— Mann des Entsetzens, kein Wort, kein Wort mehr! weißt Du nicht, daß diese Gotteslästerungen auf mich zurückfallen, die sie hervorruft? Höre jetzt meine letzte Erklärung. Ich lebe um die Schmach meiner Mutter zu rächen, um den entehrten, den vor Gott entehrten Namen meines Vaters auch vor den Menschen mit Schmach zu belasten; ich lebe um den Schauplatz so vieler Schandthaten, die Güter, welche einst in den Händen reiner Christen waren, und die nun von Ketzern bewohnt werden — ich weiß ja leider, daß alle Nachkommen meines unglücklichen Vaters in dem Unglauben ihrer Mutter erzogen sind — ich lebe also, um diese Güter, den Besitz gottesfürchtiger Menschen, wieder zu erringen. Du hast erstens [109] gesagt, ihr Besitz würde mir keinen Gewinn bringen. Elender, meinst Du, ich opfere meine Ruhe, meine Kraft und die letzten Tage eines vielbewegten Lebens dem eiteln Mammon. O Günter, mein lieber Bruder, begreife doch, daß ich nichts will, als die hohe göttliche Mission erfüllen, die mir gegeben ist!

Meine Mutter jammert in den Qualen des Fegefeuers, meine Gebete können ihre Pein nicht erleichtern, bis ich ihren letzten Willen erfüllt habe. Mein Antonio, dem ich im Leben nur Glück und Liebe gegeben habe, ist durch mich zu derselben Pein verdammt, weil ich ihm durch einen Eidbruch angehörte und meine Söhne, o meine heißgeliebten Kinder! sieh, Günter, fuhr sie hastiger fort und sprang wieder auf, sieh, das scheucht mir den Schlaf von den müden Augen, das nimmt mir jede Freude am Leben, das macht mir sogar Teresa's Anblick zur Qual. Denn wenn

ich das glühende Gesicht des Kindes küsse und dabei denken muß, daß fünf eben so schöne, reine, herrliche Seelen, wie die ihrige, durch mich vom Himmel ausgeschlossen sind — o ihr Heiligen, ist nicht jede Schuld durch dies marternde Bewußtsein gebüßt? Und doch muß ich täglich, stündlich mit heißen Thränen bitten: erhalte mir das Leben, mein Gott, erhalte es mir! [110] wenn ich aus der Welt ginge, ehe ich meine Aufgabe gelöst habe, es wäre gräßlich!

Das Gesicht der Signora war in diesem Augenblicke so furchtbar verzerrt, daß Gü[n]ter fürchtete, sie in Wahnsinn ausbrechen zu sehen.

— Signora, sagte er, ich bemerke mit Beschämung, daß ich auf Ihre angegriffene Gesundheit keine Rücksicht genommen habe. Es ist spät, erlauben Sie mir, mich zurückzuziehen — erlauben Sie mir, daß ich wiederkomme.

Sie schien nachzusinnen; in diesem Augenblicke rief eine helle Stimme in der Hausflur:

Matteo, o santa croce! Matteo reverendissimo padre mio!

Die Signora fuhr auf: — Matteo hier, rief sie; ja Graf Günter, dann bitte ich Sie selbst, mich jetzt zu verlassen; aber nicht wahr, wir sehen uns wieder?

— Wir sehen uns wieder sagte Günter und küßte die Hand, die sie ihm zum Abschied reichte. An der Thür des Salons begegnete er einem schönen, jungen Mann in Reisekleidern, wahrscheinlich der freudig begrüßte Matteo; ihm folgte eine hohe, jugendliche Gestalt, das Gesicht sah Günter nicht, aber [111] er vermuthete, daß es Teresa wäre, ging mit stummem Gruß an ihr vorüber und athmete erleichtert auf, als er unter den leise rauschenden Bäumen stand und die helle Nacht ihn mit Sternenglanz und Mondenschein umfing.

Am Eschenheimer Thore traf er Werner, er nahm des Freundes Arm und sagte im Weitergehen:

— Du glaubst an die baldige Erlösung der Menschen. Hättest Du eben wie ich, die wilde Offenherzigkeit einer zur Religion erhobenen Rachsucht, eines durch Priesterschlauheit genährten

und geleiteten Fanatismus gesehen, gewiß, Du wärest in Deinem Vertrauen wankend geworden.

❄

VII.

GRÄFIN HEDWIG ÜBERSAH die Anordnung des Kaffeetisches unter den Linden der Terrasse und siehe da, es war sehr gut; der Hofmarschall setzte sich zu ihr und rauchte schweigend seine Cigarre. Nach einer Weile kamen die Söhne des Hauses; schon von Wei[112]tem hörte man sie heftig streiten, und Kurt rief, sobald er den Eltern nahe war:

— Mama soll entscheiden! wir streiten über unsere letztangekommenen Gäste.

— Merkwürdig, sagte der Hofmarschall, täglich höre ich dies Streiten und doch scheinen mir die Kinder ganz harmlos.

— Stille Wasser sind tief, meinte Egbert; aber davon war eben nicht die Rede, wir erinnerten uns an das Abendgespräch im Salon vor der Ankunft unserer Gäste und ich behauptete, daß wir alle uns in der Cousine getäuscht haben.

— Ich war Egberts Meinung, sagte Kurt, aber mon cher frère war nach seiner löblichen Gewohnheit wieder in Opposition gerathen und doch liegt sein Irrthum ganz deutlich zu Tage.

— Wie so? fragte die Gräfin; ich kann mich wirklich nicht besinnen.

— Du erzähltest uns Ottiliens Leben, liebe Mama, sagte Wolf, und darauf erzählte jeder von uns, was er in der unbekannten Cousine zu finden hoffte…

— Oder fürchtete, fiel Egbert ein, denn hoffnungsreich waren nur meine Herren Brüder. Kurt, [113] weil er überall das Plaisir herausfindet, und Wolf, weil er überall nach poetischen Schätzen gräbt.

Der Hofmarschall lachte und die Gräfin meinte:

— Zu dieser Schatzgräberei wird er bei Gertrud wenig Anstrengung brauchen; sie ist nichts weniger als verschlossen oder geheimnißvoll.

— Aber wir verlieren das Ziel, sagte Kurt; wir bitten Sie, meine hochverehrten Herrschaften, nach bestem Wissen und Gewissen zu entscheiden: ob nicht wir Alle uns in Gertrud getäuscht haben?

— Und vor allen Dingen Bruder Wolf, fügte Egbert hinzu, denn er hat in Gertrud das verjüngte Ebenbild der todten Tante erwartet.

— So schön wie Ottilie ist sie nicht, sagte die Gräfin.

Wolf sah eine Weile sichtlich verstimmt in die Ferne, dann sagte er:

— Ich habe damals, so viel ich weiß, von Gertruds Aeußerm gar nicht gesprochen.

— Mon Dieu, schon wieder Gertrud! sagte die mit Adelgunden und dem Kammerherrn herzutretende Generalin. Ich begreife nicht, daß Sie alle nur das Mädchen beachten. Niemand spricht von dem jungen [114] Manne, Niemand bemerkt seine wundervolle tournure.

— O ja, Mama! rief Adelgunde; ich habe vom ersten Augenblick seine Schönheit und Eleganz bemerkt.

— Und darin bist Du Kennerin, sagte Egbert mit dem Finger drohend.

Der Kammerherr sah sich vorsichtig um. — Marie ist nicht da, sagte er, so darf [ich] gestehen, daß mir in der Gesellschaft dieser Geschwister nicht ganz wohl ist. Nicht daß ich das Mindeste gegen ihre dehors einzuwenden hätte, im Gegentheil, sie sind beide tout-à-fait, comme il faut, aber, aber… mir ist doch, als gehörten sie nicht zu uns.

— Ach, lieber Grimbach, das Wort kam recht aus meiner Seele, rief Gräfin Hedwig. Es ist wahr, sie betragen sich immer nett, Gertrud besonders hat ein sehr distinguirtes Wesen; aber man spricht nicht mehr so unbefangen, man fühlt sich nicht à son aise.

— Das ist jetzt überall so, sagte der Hofmarschall; morgen in der Gesellschaft bei Fürst Lerma werdet Ihr dasselbe finden; und

wie gewählt war sonst der Cirkel!

[115] — In größerer Gesellschaft kann man sich leichter mit wenigen absondern, meinte die Generalin; ich freue mich sehr auf morgen, wir finden uns doch einmal wieder so recht im heimischen Element, inmitten der crème de la société.

Heinrich kam, auf den Arm der Schwester gestützt, langsam die Allee herauf, Marie ging neben ihnen.

— Weißt Du, liebe Schwester, sagte der Kranke, daß ich eine auffallende Aehnlichkeit zwischen Wolf und dem Chevalier Valdor finde?

— Meine schöne Rose, rief Gertrud und bückte sich hastig, um die fallende wieder aufzunehmen. Die arme Blume, sie ist zerknickt!

— Nicht zu retten, sagte Heinrich; aber antworte mir, Gertrud, findest Du die Aehnlichkeit nicht auch?

— Ja, lieber Bruder! erwiederte sie kurz.

— Es ist wirklich auffallend, fuhr Heinrich fort; derselbe Anstand, die Haltung des Kopfes, sieh nur, eben streicht Wolf mit der Hand über die Stirn und Augen, gerade wie Valdor, wenn er trübe Gedanken verscheuchen wollte. Hab‘ ich nicht recht?

[116] — Mir scheint es auch so, antwortete Gertrud mit so bebender Stimme, daß Marie sie überrascht ansah; Heinrich bemerkte nichts und begann wieder:

— Es geht aber auch bis in die kleinsten Einzelheiten: das Aufblitzen der Augen, wenn er lebhaft spricht, der ergreifende Ton der Stimme, wenn er zum Herzen sprechen will — es ist ganz merkwürdig mit dieser Aehnlichkeit und mich wundert nur, daß Du nicht schon früher dasselbe bemerkt hast; ich bin oft in Versuchung, ihn Valdor zu nennen. Es waren schöne Zeiten, nicht wahr, meine Gertrud?

— Bitte, liebster Heinrich, sprich nicht davon! sagte das Mädchen und faltete die Hände mit solchem Ausdrucke von Schmerz, daß Marie darüber erschrak, Heinrich aber, in dem gewöhnlichen Egoismus des Kranken nur mit sich selbst

beschäftigt, achtete nicht weiter darauf und erwiederte einfach:

— Wie Du willst, liebe Schwester, ich wußte nicht, daß es Dir unangenehm sein könnte; ich hielt Valdor für Deinen Freund, so wie er der meine gewesen ist.

Sie kamen zum Kaffeetisch, wo die Gräfin als liebenswürdige Wirthin die Honneurs machte; aber es wollte heute kein allgemeines Gespräch zu Stande [117] kommen. Kurt spielte mit dem Jagdhunde; Wolf zerschlug einen armen Busch; Egbert flüsterte mit seiner Frau; die übrigen Damen senkten die Augen auf und nieder. Die Gedanken der Generalin hatten sich wahrscheinlich immer tiefer in den crème de la société versenkt; nach einer langen Pause sagte sie:

— Die Fürstin Lerma ist eine höchst liebenswürdige Frau und von großem Geschmack. Sie fragte neulich, woher wir Deine Toque hätten kommen lassen, liebe Adelgunde, und fügte hinzu: sie sieht wahrhaft reizend aus auf dem schönen blonden Kopfe der Gräfin.

Adelgunde lächelte erröthend, Hedwig sah ärgerlich drein, aber ein Seitenblick, der sie überzeugte, daß Grimbach nichts von der Rede der eiteln Mutter gehört, beruhigte sie wieder und sie konnte freundlich sagen:

— Gewiß, liebe Generalin, Adelgunde sah den Abend köstlich aus. Haben Sie für morgen eine eben so schöne Toilette? und wie ist's mit Ihnen, liebe Gertrud, haben Sie vielleicht einige Befehle für meine Kammerjungfer?

— Ich danke, liebe Tante, erwiederte Gertrud, Sie erlauben mir bei Heinrich zu bleiben, nicht wahr?

[118] Die Generalin athmete erleichtert auf, die Gräfin war sehr zufrieden, sagte aber im Tone sanften Vorwurfs:

— Liebe Gertrud, ich mag Sie in keiner Weise geniren, aber es thut mir leid, daß Sie so früh allen Freuden entsagen wollen.

— Kommen Sie mit, Gertrud, bat Wolf. Es wird Sie interessiren. Ihre Erzählungen aus Paris haben mir bewiesen, daß Sie viel Sinn für die Geselligkeit haben.

— Später vielleicht, erwiederte Gertrud, aber morgen, nicht

wahr, morgen bleibe ich hier?

— So eigensinnig! rief Egbert.

— Mein Gott, Gertrud, Sie sind wohl krank, sagte Marie, Sie sind ganz blaß geworden und zittern, was ist Ihnen?

— Gertrud, liebste Gertrud! rief Heinrich erschreckt.

— Es ist nichts, erwiederte sie; ein schnell vorübergehendes Frösteln.

— Erlauben Sie, daß ich Ihren Shawl hole? sagte Wolf und eilte fort, Kurt folgte.

— Nicht wahr, Mama, Sie sorgen, daß Adelgunde morgen wieder bewundert wird, sagte Egbert [119] zu der Generalin; ich lasse mich gern um meine schöne Frau beneiden. Dabei überstreute er sie mit Rosenblättern.

— Verräther! rief die schöne Frau, meine armen Locken, wenn ich nun Besuch bekäme!

Lachend entzog er sich ihrem fürchterlichen Zorne.

— Du bist doch recht glücklich, liebe Adelgunde, sagte die Gräfin Hedwig nach einer Pause — es vereinigt sich Alles, um Dir das Leben so angenehm wie möglich zu machen.

— Gewiß, erwiederte Adelgunde, das bin ich auch; anfangs freilich, Du erinnerst Dich wohl daran, Mama, konnte ich mich nicht recht im Ehestande finden. Hier in Launeck ist's freilich recht hübsch, besonders wenn die umliegenden Güter gegen die Mitte des Sommers wieder alle bewohnt sind; aber die Warburg ist doch gar zu einsam; ach und der lange böse Winter dort und die Einsamkeit!

— Einsamkeit! erwiederte die Gräfin; ach, liebe Adelgunde, Du hast Deine Mutter bei Dir, hast den heitern Egbert und Dein reizendes Kind.

— Ja, rief die junge Frau, das fühle ich auch; ich sagte ja auch nur von der ersten Zeit. Jetzt em[120]pfinde ich niemals das geringste ennui, aber Du arme Hedwig, der Winter in Launeck!

— Ach, sagte die Gräfin, das ist eine schreckliche Zeit. Ich frage mich oft: warum muß denn das Leben so langweilig sein?

— Aber, liebe Hedwig, erwiederte Marie, es müßte Dir ein Leichtes sein, Dein Leben zu schmücken.

— Wenn ich Deine Neigungen hätte, antwortete die Gräfin in etwas gereiztem Tone; aber ich mag nicht den ganzen Tag über ein Buch gebückt oder am Klavier sitzen. Ich verlange Leben, Bewegung, Unterhaltung, les intrugues du salon mit einem Worte.

Wolf kam mit dem Shawl zurück.

— Mama, sagte er, ein Wagen, wenn ich nicht irre, der des Grafen Wardow, ist eben im Schloßhofe vorgefahren.

— Graf Wardow, schön, schön! rief Hedwig und eilte dann an Wolfs Arm zur Begrüßung der Kommenden.

Die Generalin warf einen besorgten Blick auf Adelgundens Toilette:

— Viens mon enfant, sagte sie, Dein Mann hat Dich schrecklich maltraitirt; Du mußt Dir die Locken [121] ordnen lassen und einen anderen Canezous anziehen; Du bist ganz chiffonirt.

Sie gingen; Marie sah ihnen lächelnd nach und sagte nach einer Weile:

— Ein sonderbares Leben, ein trauriges Leben!

— Meinen Sie? fragte Heinrich. Ich denke, daß man in dieser Beschränkung der Wünsche glücklich, wenigstens ruhig lebt.

— Haben Sie die Klagen der Cousinen nicht gehört? erwiederte Marie. Auch diese engbegrenzten Wünsche werden oft nicht erfüllt und dann machen sie Schmerzen.

— Und Schmerzen, deren man sich eigentlich schämen muß, sagte Gertrud. Ich kann wenigstens nicht leugnen, daß ich für diese Leiden eine Theilnahme habe, die etwas von … Geringschätzung in sich trägt.

— Sie machen auch auf mich diesen Eindruck, antwortete Marie, aber ich suche das zu bekämpfen; die Armen können ja nichts thun, um sich daraus zu retten.

Heinrich sah sie fragend an, sie fuhr fort:

— Das begreifen Sie nicht? Sie haben ein so interessantes Leben geführt, daß Sie sich schwerlich [122] einen Begriff von der

Eintönigkeit unserer Existenz machen können. Wir werden in der Gesellschaft, für die Gesellschaft erzogen: die schönste Toilette, ein eleganter Tänzer und zuletzt eine gute Partie, das ist das Ziel unserer Wünsche, und nach der Heirath heißt es wieder: die schönste Toilette, ein eleganter Tänzer!

— Aber warum sind Sie so ganz anders? fragte Heinrich, Sie legen in dies Leben einen Sinn, Sie wissen daraus einen Genuß zu schöpfen.

— Nur indem ich es *meinem* Leben als Folie unterlege.

— Ich verstehe, sagte Gertrud; und Ihr Leben beginnt, wo das in der Gesellschaft aufhört: ein Stillleben unter Blumen und Büchern und Melodien. Aber ich glaube, Sie kennen noch ein anderes Leben. Verzeihen Sie, Marie … ich glaube, Sie haben viel gelitten.

Marie erröthete flüchtig, aber sie blickte der Fragenden offen ins Auge und erwiederte:

— Ja und nein; alles, was ich bekämpft und ertragen habe, hat nur in mir gelebt. Ich habe nie etwas besessen, was des Wunsches werth gewesen [123] wäre und habe darum nie etwas verloren, was ich beklagen könnte.

Es lag so viel Schmerz in diesen Worten, ein ganzes Leben ohne Freude und Zweck, daß Heinrich und Gertrud keinen Ausdruck für ihr Mitgefühl fanden. Marien mochte das Schweigen peinlich sein, sie fuhr nach einer Weile lächelnd fort:

— Und doch, Sie glauben nicht, welch ein unsäglicher Reiz auch in der Langweile liegt, wenn sie zur Gewohnheit geworden ist. Es giebt dem Geiste eine schöne Sicherheit, wenn man weiß: so und so lange wird das Eskurial, dann Aranjuetz, dann Madrid der Rahmen unserer Thaten sein.

— Und da diese Thaten auch zu berechnen sind, fiel Heinrich ein, in ihrem Wesen nicht allein, sondern in ihrer Frucht sogar, die jedenfalls der Hausorden durch alle Klassen hinauf sein wird, so ist freilich ein solcher Lebenslauf, von dem Anfang auf hohem Stammbaume bis zum Ende in hoher Familiengruft, himmlisch klar vor dem Edeln ausgebreitet, der durch Gottes Gnaden dazu berufen

ist. Marie lachte.

— Sie sprechen vom Leben der Männer, sagte sie, das hat doch in der That noch mehr als unser Leben. Sie streben doch nach Etwas, es mag noch [124] so gering sein. Aber wir leben nur so hin; und ist ein Jahr vorüber und es fällt uns ein zu fragen: was haben wir gewonnen? oder auch nur: was haben wir gewollt? ich fürchte, wir können uns selbst nicht antworten.

— Sind Sie nicht ungerecht? fragte Gertrud. Ich glaube irgend ein Ziel ist einmal in jedem, auch dem beschränktesten Frauenleben.

Marie erröthete wieder und sann eine Weile, ehe sie antwortete:

— Ich verstehe Sie, liebe Gertrud und will Ihren Gedanken ohne Umschweife aussprechen. Sie wollen sagen: jedes Weib liebt einmal. Aber wenn dem Weibe nie das Liebenswerthe begegnete, wie dann?

— Irgend einmal begegnet es ihm gewiß, sagte Heinrich.

Marie sah ihn an, es zuckte wie Lächeln und Weinen um ihre Lippen, dann wurde sie sehr blaß, dann wieder roth und sie wandte den Blick ab, als ihr Heinrichs Auge begegnete. Gertrud bemerkte es nicht, denn sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Heinrich war wunderbar bewegt. Er stand auf und trat an die Brüstung der Terrasse. Unten rauschte der Strom, drüben lagen die Berge im Sonnenlicht; [125] Schiffe zogen vorüber, Vögel und Wolken zogen vorüber — ihm war, als müßte er den Wandernden zurufen: bleibt hier, hier ist meine schöne, warme Heimath.

Während er so von Blumen umgeben, von Sonnenlicht übergossen, an der Mauer lehnte und träumte und glücklich war, betrachtete ihn Gertrud mit unaussprechlicher Wehmuth. Zu Marien gewendet, sagte sie endlich:

— Wenn ich ihn so schön und lieb vor mir sehe, wird mir der Gedanke an die bevorstehende Trennung zur bittersten Qual.

— Trennung! wiederholte Marie, die den Sinn der Worte nicht faßte, Trennung, liebe Gertrud?

— Sterben, sagte die arme Schwester und verhüllte das Gesicht,

man hat mir alle Hoffnung genommen.

— Unmöglich! rief Marie, unmöglich! und in Gedanken fügte sie hinzu: das Schöne, das Liebenswerthe kann nicht sterben!

Sie alle hatten nicht bemerkt, daß ein Mann in faltigem Reisemantel die Allee herauf kam; er war groß und schlank, seine Gesichtsfarbe, sein dunkles Haar, sein schwarzes Auge ließen den Südlander in [126] ihm erkennen. Er näherte sich den Damen mit ernstem Gruße und fragte mit ausländischen Accente:

— Finde ich den Herrn Grafen Günter Laun auf Launeck?

— Graf Günter ist, soviel ich weiß, in Frankfurt, antwortete Marie, aber sein älterer Bruder, der Hofmarschall, ist hier.

Der Fremde schüttelte den Kopf. — Wissen Sie nicht, wann Graf Günter zurückkehrt? fragte er wieder.

Die Damen wußten es nicht und riefen Heinrich herbei.

— Was schreibt der Onkel über seine Heimkehr? fragte Gertrud.

— Nichts Bestimmtes, antwortete Heinrich; aber wenn Sie wünschen, daß ich ihn von Ihrem Hiersein benachrichtige…

— Sie sind sehr freundlich, fiel der Fremde ein, ich gehe nach Frankfurt; aber vielleicht erlauben Sie mir, hier einige Zeilen an den Grafen zu schreiben und mich Ihnen als einen alten Bekannten desselben vorzustellen: Bartholomeo Caroni, Bildhauer aus Genua. Heinrich erwiederte die Vorstellung und [127] fragte den Italiener, ob er vielleicht dem Hofmarschall sein Anliegen vortragen könnte.

— Ich glaube nicht, sagte er; so viel ich weiß, handelt es sich um eine Ueberraschung für den Herrn Grafen; ich soll ein Standbild des verstorbenen Besitzers von Launeck liefern, das in der Bibliothek aufgestellt werden soll. Eigentlich bin ich gekommen, um mir das Lokal anzusehen und vor Allem nun ein Portrait des verstorbenen Grafen, das, wie ich höre, im Schlafzimmer des Hofmarschalls hängt, zu beschauen, das müßte aber geschehen, ohne daß es der Graf bemerkte.

— Wie wäre es denn, liebe Marie, ginge das nicht morgen? fragte Gertrud.

— Gewiß, erwiederte sie, und wenn Sie das Führeramt

übernehmen wollen — Sie werden uns ja doch nicht begleiten?

— Schön, so wird's gehen, rief Heinrich. Wollen Sie morgen etwa um acht Uhr Abends wieder kommen, Herr Caroni, so verspreche ich Ihnen ungestörtes Zusammensein mit dem Bilde. Aber wollen Sie jetzt erst schreiben?

— Das ist nun überflüssig, erwiederte der Künstler; mein Schreiber sollte nur nach der Möglichkeit [128] der Schloßbesichtigung fragen, Sie erlauben also, daß ich morgen wiederkomme? Er verbeugte sich und ging.

— Ein herrliches Abentheuer, sagte Marie, aber Gertrud, fürchten Sie sich nicht? — morgen Abend, ziemlich allein, und der Fremde mit den schönen Banditenaugen.

— Mein Bruder ist ja da, lachte Gertrud, aber mir wird doch Angst — Heinrich, denke nur, wenn es ein Dieb wäre?

— Welche Thorheit, sagte Heinrich; willst Du aber lieber, daß ich's den Vettern sage?

— Sagen Sie's zu Kurt und Wolf, aber nicht zum Grafen Egbert, meinte Marie; der ist zu philiströs, der sagte Ihnen gleich: »Nicht vorgestellt! ganz unbekannt! und dennoch durft' er's wagen«, da kommen die Vettern.

Heinrich erzählte von dem Besuch und der Bitte des Fremden.

— Schön, sagte Kurt; ich wollte, es wäre etwas Anderes dahinter; es gäbe doch ein Abenteuer, etwas Lärm, etwas Kampf und vielen Ruhm. Denke doch, Wolf, wenn wir mit Siegestrophäen beladen in die Lerma'schen Salons zurückkehrten!

[129] — Zurückkehrten? was willst Du damit sagen? —

— Aber wahrhaftig, mon cher frère, das liegt doch klar zu Tage; ich will, wenn ich nach Kräften complimentirt und fetirt habe, hierher zurückkehren und Lorbeern ernten.

— Ich bin dabei, sagte Wolf und fügte zu Gertrud gewendet hinzu: ich muß Sie doch schützen.

Gertrud bückte sich über ihre Arbeit und schien ihn nicht zu hören. Kurt entwarf die tollsten Pläne zur Bekämpfung der möglichen Gefahren, aber ihm wurde einsilbiger geantwortet, so

daß er zuletzt aufsprang und rief:

— Was Ihr nun heute wieder habt, Alles in Wehmuth, in Träumen, es ist unausstehlich und unbegreiflich, denn es ist noch heller Tag, und kein »Mondschein schläft auf den Blüthen.« Ihr seid undankbar!

Im Salon sind die reizenden Töchter des Grafen Wardow und ich komme, um Euch Alle einzuladen, hinaufzukommen; ich vergesse, wie gewöhnlich, alles Andere in Eurer liebenswürdigen Gesellschaft — und Ihr beachtet mich nicht einmal — Lebt wohl! Er [130] stürzte fort, die Andern folgten lachend der erhaltenen Einladung.

Im Salon wurde Thee getrunken, von dem Feste bei Lerma's gesprochen, von Toiletten erzählt, einige alte Scandalosa aufgefrischt, einige neue angedeutet: man amüsirte sich göttlich.

Marie und Heinrich sahen sich an, sie erinnerten sich des Gesprächs im Garten, Gertruds Gedanken waren gar nicht in der Gesellschaft. Sie setzte sich an das geöffnete Fenster und blickte in den ruhigen Abend hinaus; sie dachte an Vergangenheit und Zukunft und wenn ein schmerzliches Lächeln um ihre Lippen zuckte, so blickten die Augen doch heiter ins Leben, sie durften ja hoffen.

Die Stunden vergingen, man empfahl sich und fuhr ab. Vor dem Souper suchte Jeder eine einsame Stunde in seinen Zimmern. Als Gertrud an ihr Fenster trat, lag ein duftender Strauß darin und ein Billet; es waren Verse:

»Ein selig Frühlingsträumen
Durchbebt die stille Welt,
Die weicher Mondenschimmer
In seinen Armen hält.

Viel Sternenaugen winken
Der Erde freundlich zu,
Und alles Leben feiert

In andachtsvoller Ruh.

Der Blumen würz'ger Athem,
Des Wassers leises Lied,
Das sanfte Blätterrauschen,
Das durch die Zweige zieht.

Ach! Alles führt die Seele
Zum Lebenslenz zurück;
Zu ferner Morgenröthe,
Zum ersten Liebesglück.

Was längst in weiter Ferne
Verschwunden und verhallt,
Ersteht und grüßt uns wieder
In duftiger Gestalt.

Doch mit dem schönen Bilde
Der längstentschwundnen Zeit,
Erwacht und weint auf's Neue
Das alte Herzeleid.«

»Erwacht und weint aufs Neue das alte Herzeleid«, wiederholte Gertrud, das waren ihre Gedanken, wer hatte sie in Worte gekleidet? Heinrich? nein, es waren nicht seine Schriftzüge, er hatte auch den Salon nicht verlassen. Ein anderer Name tönte ihr im Herzen. Sie erröthete. Wolf? flüsterte sie und [132] brach in Thränen aus. Weinte sie um Wolf oder um Valdor? Sie wußte es selber nicht, aber sie weinte heftig und immer heftiger, und als die Glocke zum Souper rief, mußte sie erst am offnen Fenster die Augen abkühlen.

❄

VIII.

WÄHREND IM SCHLOSSE Alles mit den Vorbereitungen zu dem Lerma'schen Feste beschäftigt war, suchte Gertrud ihr Lieblingsplätzchen. Es war eine Bank am äußersten Ende des Gartens, von dichtem Gebüsch umgeben und von Kastanien beschattet. Heinrich war viel spazierengegangen und hatte sich ermüdet in sein Zimmer zurückgezogen. So war Gertrud ganz allein und freute sich dieser Ruhe.

Ein Gewitter war vorübergezogen; auf Blumen und Blättern lagen helle Tropfen, ein warmer Hauch stieg aus der gesättigten Erde, zwitschernd bereiteten sich die Vögel zur Nachtruhe, in der Ferne rauschte [133] der Fluß und am Abendhimmel hingen schwere Wolken von der Sonne golden umsäumt.

Gertrud war noch von der Aufregung des vergangenen Abends durchbebt, aber der Frieden, der sie hier umgab löste den Schmerz in Wehmuth auf; sie weinte, aber die Thränen erleichterten ihr das Herz. Sie hörte Schritte auf dem feuchten Sande, es war ihr unangenehm, jetzt *unterhalten* zu werden und sie wollte fortgehen, aber es war zu spät; eine hohe Gestalt trat aus dem Gebüsch hervor, es war Graf Günter. Gertrud reichte ihm schweigend, lächelnd die Hand, er sah ihr lange ins Auge.

— Thränen, mein liebes Kind, sagte er dann, was bekümmert meine liebe Gertrud?

— Die Wolken zerfließen im Abendroth, antwortete sie, meine Schmerzen zerrinnen in Hoffnung.

— Ich glaubte, Du wärest frei von dieser Frauenwehmuth, sagte Günter und führte Gertrud zur Bank zurück; ich glaubte, Du wärest stark genug, mit der Vergangenheit abzuschließen und ruhig die

Zukunft zu erwarten.

— Und die Gegenwart bringst Du nicht in Rechnung?

[134] — Die Gegenwart, liebes Kind, macht Dir die Gegenwart Kummer? die häuslichen Verhältnisse etwa, die verschiedenen Lebensansichten, der Uebermuth der Vettern? sind sie unzart gegen Dich oder Heinrich gewesen? willst Du mit mir nach Wengerau?

Launeck verlassen! Gertrud erschrak, sie fürchtete vom Onkel verrathen zu werden und sagte, vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben nicht ganz, was sie dachte, als sie auf Günters besorgte Fragen antwortete:

— Mein lieber Onkel, hier hat mir Niemand weh gethan.

— Aber was ist denn, Gertrud, ich sehe Dich wirklich betrübt, um Deine Lippen zuckt es schon wieder wie verhaltenes Weinen. Sag', liebes Kind, ängstigst Du Dich um Heinrich?

— Mein armer Bruder! in diesen Worten verhüllte sich Gertruds Schmerz, sie legte den Kopf an Günters Schulter und weinte bitterlich.

Er ließ ihr Zeit, sich auszuweinen; dann strich er sanft mit der Hand über ihre Stirn und sagte:

— Mein liebes Kind, ich weiß, daß Du ihm eine treue Schwester gewesen bist; ich weiß, daß Du ihn [135] sehr geliebt und sehr um ihn gelitten hast, aber willst Du ihm nicht Ruhe gönnen? Gertrud schluchzte heftig, sie fühlte zum ersten Male, daß sie nicht mehr auf Heinrichs Genesung hoffte. Auch Günter wurde weich, das Mädchen in seinen Armen erinnerte ihn an die Mutter, die er so sehr geliebt hatte.

— Glaube mir, Gertrud, das Leben trennt oft mehr noch als der Tod, sagte er. Das hatte Gertrud auch empfunden, es that ihr wohl, hier verstanden zu werden; sie drückte die Hand des Grafen; Beide schwiegen wieder eine lange Weile, Beide durchlebten in Gedanken eine reiche, schmerzenreiche Vergangenheit und hörten nicht, daß leichte Schritte dem Bosquet sich näherten. Es war Gräfin Hedwig; sie wollte Günter bitten, das Lerma'sche Fest mit ihnen zu genießen, und fand nun zu ihrem unbeschreiblichen

Erstaunen das weinende Mädchen an seine Brust geschmiegt. Gertrud erschrak vor dem zornigen, spöttischen Aufblitzen in den Augen der Gräfin, Günter bemerkte es nicht, denn schnell gefaßt, wandte sie sich mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit zu ihm, um ihre Bitte vorzutragen.

— Ich danke, sagte der Graf; Sie wissen, liebe Hedwig, daß ich alle Gesellschaften meide, und heute [136] muß ich überdies mein liebes Kind zu trösten suchen.

Der Gräfin schwebte eine bittere Antwort auf der Zunge, aber sie bezwang sich und ging mit dem lebhaften Bedauern, die Gesellschaft des Schwagers entbehren zu müssen.

Gertrud hatte sich indeß beruhigt, die Augen trocknend erzählte sie dem Onkel von dem Besuch des Italieners, der heute wieder kommen wollte.

— Bartolomeo Caroni? sagte Günter, vortrefflich, er hat lange auf sich warten lassen. Laß uns zum Schlosse gehen, fuhr er fort, um ihn bei Heinrich zu erwarten.

Sie gingen; die Wagen waren vorgefahren. Der Hofmarschall fuhr mit seiner Frau, Egbert mit Adelgunden, Marien und der Generalin; Wolf und Kurt hatten unbegreiflicher Weise darauf bestanden, zu reiten, und Grimbach war, um jugendlich zu scheinen, ihrem Beispiel gefolgt.

Die Kammerjungfern halfen die Damen mit ihrem Atlas und Sammet, mit ihren Spitzen, Blumen und Federn gehörig im Wagen zu etabliren, man fuhr ab.

— Du scheinst verstimmt, ma chère amie! sagte der Hofmarschall; hast Du Dich wirklich so sehr über [137] den Eigensinn der Kinder geärgert? was werden Lerma's denken? suche Dich zu calmiren ma bonne.

— Ach, lieber Eduard, antwortete sie mit einem schweren Seufzer, wenn es nur solche Bagatelle wäre! ich habe es aber immer geahnt, daß diese Ringens, diese Gertrud besonders, uns zum Unheil ins Haus gekommen sind.

— Gertrud, wie so? Die Gräfin seufzte wieder.

— Denke nur, lieber Laun, sagte sie, als ich eben in den Garten ging, um Deinen Bruder zu bitten, mit zu fahren, fand ich Gertrud in seinen Armen.

— In seinen Armen! nun, aber ich begreife nicht…

— Du begreifst nicht! rief Hedwig, aber mein Gott, wenn er die Gertrud heirathete?

— Heirathete! aber Hedwig! dem Grafen wurde ganz wunderlich zu Muth. Seine Frau wußte keinen Trost.

— Aber, Hedwig, so sprich doch, ich bitte Dich, was ist zu thun?

— Weiß ich's denn? fragte sie klagend. Die Hülfe ist hier theuer.

— Die Kinder fortschicken, geht gar nicht an…

[138] — Um Gottes Willen, fiel sie ein, dann nimmt er sie nach Wengerau, und dann ist Alles verloren.

— Nein, es ist wahrhaft schändlich! rief der Graf. Hast Du Dich nicht etwa geirrt? wie war es denn?

— Sie saßen Hand in Hand auf der Bank unten im Bosquet, sie hatte den Kopf an seine Schulter gelegt und weinte, und er hielt sie mit dem rechten Arme fest an sich gedrückt.

— Wenn sie sich verlobt hätten! rief der Hofmarschall.

— Das glaube ich nicht, sagte Gräfin Hedwig, sie sahen Beide zu unglücklich aus. Sie kann sich vielleicht noch nicht entschließen, er ist schon so alt; und eine Närrin ist sie, trotz allem ihren Verstande, eine Närrin, die nichts auf Rang und Güter giebt.

Der Hofmarschall athmete erleichtert auf. — Wenn es so ist, sagte er, müssen wir die Hoffnung noch nicht aufgeben. Besinne Dich, Hedwig, was ist zu thun?

— Wir wollen Egbert fragen, antwortete sie, Du weißt, er ist klug.

— Ja, Egbert wird helfen, meinte er, Egbert ist klug und fein! wenn man uns nur bei Lerma's nichts [139] anmerkt, allons ma chère amie, suchen wir heiter zu scheinen.

Die Gräfin drückte das Gesicht in das duftende Bouquet, das ihr

Grimbach überreicht hatte, als sie wieder aufblickte, strahlte sie im freudigsten Lächeln.

— C'est bien, c'est charmant, rief der Hofmarschall entzückt und küßte Hedwigs kleine Hand; Du bist wahrhaftig tout-à-fait grande dame!

Sie blickte in den großen Wagenspiegel, eine elegante Toilette, eine vollendet schöne Haltung, ein interessantes, blasses Gesicht von braunen Locken umrahmt, schaute ihr entgegen; gewiß, sie mußte gefallen. — Das Leben ist doch schön! dachte sie, und ob sie wohl tanzen würde? Ihre Gedanken wurden immer heiterer. —

Indeß saßen Günter, Gertrud und Heinrich plaudernd beisammen bis der Italiener kam; er wurde vom Grafen freundlich, fast herzlich empfangen und bald darauf von ihm nach den Zimmern geführt, die er zu sehen wünschte.

Die Bibliothek war, wie Carlota Guardi sie beschrieben hatte, ein großes Zimmer, das fünf Fenster in tiefen Nischen nur spärlich erleuchteten. Hohe Bücherschränke verdeckten zum Theil die alten, goldgepreß[140]ten Ledertapeten; die Möbel und Vorhänge waren von schwerem Seidendamast, aber die Farben waren verblichen und die tiefen Falten wurden nie von Staub ganz frei.

— In diesem Zimmer ist mein Vater gestorben, sagte Günter, und es ist seit mehreren Jahren die Lieblingsidee meines Bruders, hier das Standbild des Verblichenen aufzustellen. Glauben Sie, lieber Caroni, dasselbe nach dem Portrait arbeiten zu können, daß Sie eben gesehen haben.

— Ich glaube es, antwortete der Bildhauer, aber wünschenswerth wäre es mir allerdings, das Bild noch öfter zu sehen.

— Das würde nicht gut möglich zu machen sein, aber ich besitze ein Miniaturgemälde des Vaters, würde das genügen?

— Wahrscheinlich, sagte Caroni; haben Sie es hier?

— Ich habe es immer in meiner Schatulle, sagte der Graf, ehe Sie gehen, werde ich es Ihnen holen; vorher aber, lieber Caroni, eine Frage: haben Sie auf Ihren Kreuz- und Querzügen durch

Italien nie einen reichen Kaufmann, Antonio Guardi, gekannt?

[141] Ein sonderbares Lächeln flog über das Gesicht des Künstlers als er erwiederte:

— Antonio Guardi, ja! er wohnte in Pisa.

— Ganz recht, sagte der Graf; kennen Sie auch seine Frau, Carlota?

— Auch Carlota habe ich öfter, nach des Mannes Tode sogar gesehen, sie ist sehr unglücklich…

— Und sehr überspannt, fiel der Graf ein; wenn Sie die Familie so genau kennen, wissen Sie vielleicht auch etwas von Pater Alamus, den die Dame öfter erwähnt.

— Sie kennen die Dame? fragte der Italiener mit dem Ausdruck großen Erstaunens. Ich habe lange nichts von ihr gehört, können Sie mir sagen, wo sie ist?

— In Frankfurt, erwiederte der Graf, aber Sie überhörten meine Frage nach dem Pater Alamus.

— Pater Alamus, erwiederte Caroni in gleichgültigem Tone, war, wenn ich nicht irre, eine Zeit lang der Beichtvater der Signora.

— Und jetzt? wo ist er jetzt?

— Das weiß ich nicht genau, ich habe nur gehört, daß ihm eine Mission nach fernen Welttheilen [142] übergeben wurde. Darf ich fragen, warum Sie so großes Interesse an ihm nehmen?

Der Künstler sah den Grafen durchdringend an. — Ich kenne ihn gar nicht, antwortete dieser; aus den Erzählungen der Signora Guardi hatte ich gegen dieses Subject einen Argwohn geschöpft, den ich nach Ihrem Bericht aber aufgeben darf. In fernen Welttheilen wird der fromme Mann seine Intriguen wenigstens nicht weiter spinnen.

Der Italiener öffnete die Lippen, aber sich besinnend unterdrückte er seine Worte und trat an’s Fenster, als wollte er die Gegend übersehen.

— Kommen Sie, lieber Caroni, sagte der Graf; Sie essen mit uns; es sind nur die Kinder zu Haus, die Sie gestern gesehen haben.

— Liebenswürdige Wesen, antwortete der Andere, ich ginge gern zu ihnen zurück, aber, lieber Graf, wir dürfen unser Geheimniß nicht den Bedienten preisgeben. Holen Sie mir das kleine Bild, ich warte hier und gehe dann, unbemerkt, wie ich gekommen bin.

— Klüger ist es so, wenn auch nicht besser, sagte der Graf und ging das Bild zu holen. Ehe er sich von dem Künstler trennte, verabredeten sie sich in Frankfurt zu treffen.

[143] Als Wolf und Kurt zurückkamen, fanden sie den Onkel mit Heinrich und Gertrud beim Souper. Sie ärgerten sich, daß Alles so in der Ordnung zugegangen war und Kurt befahl, ihm gleich das Pferd wieder vorzuführen.

— Ich bleibe hier, sagte Wolf; hätte ich gewußt, daß Onkel Günter gekommen ist, ich wäre gar nicht fortgegangen.

— Laßt uns in den Garten gehen, bat Heinrich; der Abend ist so mild, es kann mir nicht schaden.

Sie gingen. Das Mondlicht lag auf den Bergen, spiegelte sich im Rhein und goß ein unsicheres Licht durch die Lindenzweige auf die Gestalten der Spaziergänger. Heinrich hatte des Onkels Arm genommen, Gertrud folgte mit Wolf. Lange sprachen sie nicht, endlich sagte der junge Mann:

— Sie sind so traurig, liebe Gertrud, gefällt es Ihnen nicht mehr in Launeck?

— Gewiß, antwortete sie und gab sich Mühe, einen heitern Ton in ihre Stimme zu legen, gewiß gefällt es mir hier — aber ich habe viel um Heinrich zu sorgen.

— Der arme Heinrich! sagte Wolf; finden Sie etwa, daß es ihm schlimmer geht?

[144] — Er wird matter und matter; seine glänzenden Augen, seine erhöhte Farbe, seine wachsende Lebenshoffnung, ach! Alles ängstigt mich.

Wolf faßte Gertruds Hand: — Arme, liebevolle Schwester! sagte er. Ich habe nie eine Schwester gehabt, fuhr er nach einer Pause fort; wie glücklich ist Heinrich! was gäbe ich darum, so von einer

Schwester, so von Ihnen geliebt zu werden.

Gertrud zitterte; es war dieselbe seelenvolle Stimme, die früher so oft von Liebe zu ihr gesprochen hatte; sie blickte auf, der Mondschein fiel auf Wolfs ausdrucksvolles Gesicht — es war Valdor, der neben ihr stand, die Eichen der Pyrenäen rauschten über ihr, die Garonne brausete dort unten, in der Ferne verhallten Lieder und Glockentöne, die Heerden zogen wohl über die Berge, oder die Contrebandiers mit ihren Maulthieren.

Gertrud bemerkte nicht, daß Heinrich mit dem Onkel in dem Schatten der Allee verschwand, daß sie mit Wolf allein auf der vom Mondschein übergossenen Terrasse stand, und daß er den Arm um sie legte und sie an sich zog; aber seine Stimme weckte sie aus ihren Träumen.

[145] — Gertrud, sagte er, kann der Bruder Dein ganzes Herz ausfüllen? ich will Dir mehr als Bruder sein, mein Leben lang. Ihre Augen begegneten sich, sie sank an seine Brust, er küßte sie heftig und Beide konnten lange keine Worte finden.

— Kann ich's denn glauben, sagte er endlich, daß mir Dein Herz gehört, daß ich der Erste bin, für den es schlägt?

Sie schüttelte traurig den Kopf. — Nein, sagte sie, der Erste nicht. Meinst Du, ich hätte nie etwas gefunden, das mir liebenswerth erschienen wäre?

Auch Wolf wurde traurig, er antwortete nach einer Pause, indem er sie wieder heftig an sich drückte:

— Also ist es wahr, was ich so oft geahnt habe, wenn ich Dich sinnend in die Ferne blicken sah? ich habe es geahnt und doch nicht glauben wollen. Also hat die Vergangenheit Ansprüche an Dich, also bist Du nicht ganz mein, wie ich mit ganzer Seele Dein eigen bin?

— Geliebtes, wildes Herz, sagte sie sanft und strich mit der Hand über seine blitzenden Augen; laß mich über die reichere Gegenwart die reiche Vergangenheit vergessen.

[146] Aber er wollte nicht zufrieden sein. — Wie magst Du die Vergangenheit reich nennen, sagte er, die Vergangenheit, die Du

ohne mich gelebt hast? was ist mir die ganze Welt ohne Dich, und wie soll ich glauben, daß Du mich liebst und immer lieben wirst, wenn Du eine andere Liebe aufgegeben und vergessen hast?

— Du bist ungerecht, sagte Gertrud; die Liebe habe ich nicht aufgegeben und nicht vergessen, aber das Leben hat sie zerrissen. Und ist es nicht die alte, ewige Liebe, die mir in Dir wieder auflebt?

Er ließ sie in seinen Armen und wandte sich ab. — Geh, sagte er, Du liebst nicht, Du weißt nicht, was Liebe ist, Du gehst von einer Blume zur andern, weil sich alle zu Dir wenden und für Dich duften, und aus Mitleid giebst Du jeder einen freundlichen Blick. — Wie Du weinst? Gertrud, bin ich schuld an Deinen Thränen? Gertrud, sprich, ich beschwöre Dich! Gertrud, ich habe Dich nicht kränken wollen; ich glaube, daß Du mich liebst, ich war unsinnig. Gertrud, ich glaube an Dich! und glaube auch, daß ich in Dir glücklich bin.

Und nun küßte er wieder ihre Hände, ihre Augen, ihren Mund und sprach ihr mit tausend Liebesworten [147] zu, und als Günter und Heinrich die Allee herauf kamen, fanden sie die Beiden mit heiterem Auge und lächelndem Munde.

❄

IX.

ES WAR SCHON SPÄT, als Gräfin Hedwig am folgenden Morgen den Frühstückstisch in ihren Zimmern serviren ließ; sie fragte nach ihren Hausgenossen.

— Bis auf den Herrn Grafen Egbert, die junge Frau Gräfin und Frau Generalin von Lingort, haben alle Herrschaften im Speisesaal gefrühstückt, sagte der aufwartende Bediente.

— Gut, Friedrich, antwortete die Gräfin, bitten Sie den Herrn Hofmarschall, den Grafen Egbert und die Gräfin Adelgunde, bei mir zu dejeuniren.

— Sehr wohl, Ew. Gnaden; und Frau Generalin?

— Wird wie gewöhnlich in Ihren Zimmern bedient. Sorgen Sie, daß wir hier nicht gestört werden; Sie brauchen auch nicht wieder zu kommen.

[148] — Zu Befehl, Ew. Gnaden. Er ging; bald erschien der Hofmarschall im buntpalmigen, türkischen Schlafrock und hohen Paschastiefeln, Egbert folgte ihm auf dem Fuße in eleganter Morgentoilette.

— Du verzeihst, ma chère amie, sagte der Hofmarschall und küßte Hedwigs Hand, Du verzeihst, daß ich in diesem Costüm…

— Ich bitte Dich, lieber Laun, erlaß uns heute die Complimente, fiel die Gräfin mit ungeduldiger Verdrießlichkeit ein; Du weißt, warum ich Euch zu mir beschieden habe?

Der Graf nickte; Egbert zog sich einen Lehnstuhl herbei und setzte sich mit fragender Miene seiner Stiefmutter gegenüber. Die Gräfin wandte sich zu ihm und sagte:

— Dir bin ich eine Erklärung schuldig, lieber Egbert. Gestern Nachmittag kam, wie Du weißt, Onkel Günter. Nach seiner

löblichen Gewohnheit begrüßte er uns Alle nur flüchtig und fragte dann nach seiner chère mignonne, der Gertrud. Wir wünschten Günter bei Lerma's zu präsentiren, ich gehe, ihn zu suchen und finde ihn in zärtlichster Umarmung mit dem Mädchen.

[149] — Was Teufel! fuhr Egbert auf und war so von dem Gehörten eingenommen, daß er seine Unschicklichkeit gar nicht merkte. Aber, liebste Mama, da muß durchaus und so schnell als möglich eingeschritten werden.

— Das ist auch unsere Meinung, sagte der Hofmarschall, und wir wünschten mit Dir das *Wie* zu besprechen.

— Ja, lieber Egbert, fügte die Gräfin hinzu, ich glaube, daß Du die ganze Wichtigkeit der Sache einsiehst. Daß Günter seine Lieblinge, denn auch der Heinrich liegt ihm sehr am Herzen, auf das Glänzendste in seinem Testamente bedenken wird, das leidet keinen Zweifel und ist einmal nicht zu ändern. Aber durch eine Heirath würden wir vollständig enterbt. Befiehlst Du Thee oder Kaffee, lieber Laun?

— Thee, liebe Hedwig, antwortete der Hofmarschall; aber gieb ihn mir so schwach als möglich; ich bin schon ganz entsetzlich échauffirt durch die fatale Geschichte.

Die Thüre wurde leise geöffnet, Adelgundens frisches Gesicht schaute ins Zimmer.

— Darf ich? rief sie und sprang herbei, dem Schwiegervater die Hand zu küssen. Bon jour, Eg[150]bert, sagte sie dann, bon jour, Hedwig, gut geschlafen nach dem Balle?

Hedwig lehnte sich in das Canapee zurück und unterdrückte ein leichtes Gähnen.

— Geschlafen habe ich gar nicht, antwortete sie, und bin in der That so fatiguirt, daß ich Dich bitten muß, liebste Adelgunde, das Amt der Wirthin zu übernehmen.

— Herzlich gern, sagte die junge Frau, und nebenbei serviere ich Euch eine Geschichte der köstlichsten Art.

— Eine Ballgeschichte, ich wette darauf, rief Egbert; aber das laß jetzt ruhen, liebes Adelchen; wir haben wichtige Dinge zu

überlegen. Die holde Gertrud…

— Also wißt Ihr schon, fiel Adelgunde ins Wort, hat es denn außer meiner Jeannette noch Jemand gesehen?

— Jeannette! sagte der Hofmarschall, das ist mir doch meines Bruders wegen sehr fatal.

Adelgunde sah ihn verwundert an. — Was hat denn Onkel Günter dabei? fragte sie. Er ist freilich auch im Garten gewesen, aber ich glaube nicht, daß er um die Geschichte weiß; denn als er mit Heinrich [151] aus der Allee herausgetreten ist, haben sich die Beiden losgelassen und gethan, als wenn nichts vorgefallen wäre.

— Die Beiden? wer denn? ich bitte Dich um Alles, beste Adelgunde, sprich ordentlich! riefen die Zuhörer.

— Ihr wißt ja doch schon Alles…

— Nein, nein! sag' nur geschwind wer denn? rief die Gräfin.

— Ja nun, Wolf und Gertrud!

— Wolf und Gertrud! wiederholte der Hofmarschall, Egbert brach in ein spöttisches Gelächter aus.

— Da haben wir die Tugendheldin, das edle Wesen, oder wie sie sonst noch von ihren Verehrern genannt wird, sagte er.

— Nun ist sie aber gefangen, wir schlagen einen Liebhaber durch den andern, sagte der Hofmarschall.

— Durch welchen Andern? Fragte Adelgunde. Sie wurde durch Egbert in die Vorfälle des gestrigen Nachmittags eingeweiht.

— Ich bin starr vor Entrüstung! versicherte sie.

Gräfin Hedwig hatte indeß nachdenklich ihre Tasse ausgeschlürft und sagte:

— Den einen Liebhaber durch den andern zu [152] schlagen! ja, das scheint mir ein glücklicher Gedanke. Alle schwiegen eine Weile, um den glücklichen Gedanken zu verarbeiten, dann meinte Egbert:

— Das geht nicht, verzeihe, liebe Mama, aber es geht wirklich nicht; ja wenn wir es mit vernünftigen Menschen zu thun hätten! —

— Ich verstehe Dich nicht, lieber Egbert…

— Höre mich an, Papa, ich glaube, daß, wenn wir Lärm von der Geschichte machen, versteht sich entre nous, im engsten Familienkreise, so bekommt der Onkel einen wüthenden Aufopferungsraptus, macht uns zum Trotz die Sache zu seiner Angelegenheit und giebt dem glücklichen Paare seinen Segen und, was mich am meisten bekümmert, seine Güter.

Der Hofmarschall wiegte schmerzlich das Haupt, Hedwig blickte wie Hülfe suchend umher, Adelgunde zupfte ärgerlich an den Rosaschleifen ihres eleganten Morgenmantels und Egbert vertilgte ingrimmig einige Kuchenstücke. Der alte Graf fand zuerst die Sprache wieder:

— Am Ende hat Gertrud dem Onkel ihre Herzensangelegenheiten anvertraut, hat dabei geweint und er hat sie in väterlicher Zärtlichkeit umarmt und geküßt, sagte er.

[153] — Nein, nein! rief Hedwig; ich weiß auch zu unterscheiden. Er hat sie angesehen wie… wie…

— Wie ich Dich ansehe, ergänzte der Graf und wollte mit feinster Galanterie Hedwigs Hand an die Lippen drücken, aber sie entzog ihm dieselbe.

— Ich dächte, lieber Graf, jetzt wäre nicht die Zeit zu solchen Scherzen, sagte sie unwillig; ich bleibe dabei, Gertruds Verhältniß zu Günter ist durchaus zärtlicher Natur und…

— So wie das zu Wolf, fiel Adelgunde ein, es ist en vérité eine saubere Wirthschaft.

Das Kammermädchen der Gräfin trat ein. — Gnädige Gräfin, sagte sie, es ist eine Fremde da, sie besteht darauf, Ew. Gnaden zu sprechen.

— Eine Fremde? wie heißt sie? hat Dir Friedrich nicht gesagt, daß wir jetzt keinen Besuch annehmen — und zudem in dieser Stunde.

— Ich weiß nicht, Ew. Gnaden, sagte das Mädchen verlegen, ob es ein Besuch ist, die Fremde…

— Aber was denn? fiel die Gräfin ungeduldig ein. Die Fremde! warum sagt sie ihren Namen nicht? ist es denn keine *Dame*?

vielleicht eine Bettelei? ich bin nicht zu Hause, sag' ihr das, Fanny.

[154] — Ew. Gnaden, sie sagt, es handelt sich um einen kostbaren Schmuck, und gnädige Gräfin würden es bereuen, sie nicht angenommen zu haben.

— Ein Schmuck! rief Adelgunde, o bitte, den laßt uns sehen!

— Ein Schmuck? wiederholte die Gräfin. Nun ja, laß sie kommen. Kennst Du die Frau gar nicht?

— Nein, Ew. Gnaden, antwortete Fanny; aber eine Frau ist es gewiß nicht, es ist ein junges Mädchen von großer Schönheit; sie sieht beinah aus wie eine Dame.

— Lassen Sie sie nur kommen, sagte Egbert, die Schönheit und die Dame wollen wir allein herausfinden.

Fanny ging. Adelgunde wandte sich mit flehenden Mienen zu Egbert:

— Ein Schmuck, liebster Mann! —

— Wir wollen sehen, schöne Schmeichlerin, sagte er und küßte sie auf die sehnsüchtig erglühenden Wangen.

Die Fremde trat ein, mit schüchterner Verbeugung blieb sie an der Thüre stehen.

— Tritt näher, liebe… Kleine, wollte der Hofmarschall sagen, aber die *Kleine* brachte er nicht [155] mehr über die Lippen und verbesserte sich schnell durch ein höfliches:

— Mein Fräulein, darf ich bitten, näher zu treten!

Sie kam, verbeugte sich wieder und erröthete, als sie die Augen der Anwesenden auf sich gerichtete fühlte; Fanny hatte recht, sie war außerordentlich schön: eine große schlanke Gestalt, ein herrlich geformter Kopf mit schweren dunkeln Flechten geschmückt, ein sanftes blasses Gesicht mit den regelmäßigsten Zügen und dunkelblaue Augen, deren feuchter Glanz von langen schwarzen Wimpern verschleiert wurde. Ihr Anzug war ganz schwarz und obwohl elegant, doch von Armuth zeugend. Sie schien sehr befangen und konnte sich nicht zum Sprechen ermannen. Gräfin Hedwig kam ihr zu Hülfe.

— Mein Kammermädchen sagt mir, Sie wünschten wegen eines

Schmuckes mit mir zu sprechen?

Das schöne Mädchen hob die Augen auf und erröthete wieder, als sie mit ausländischem Accent erwiederte:

— Ja, meine Gräfin, ich habe einen Schmuck hier, den ich verkaufen möchte. Sie zog ein Maroquinkästchen aus der Tasche und drückte an der Feder [156] des Schlosses; der Deckel sprang auf, die Gräfinnen riefen ein staunendes — Ah! — bei dem Anblick des schönsten Mosaikschmuckes, den sie je gesehen hatten. Dann nahmen sie das Geschmeide aus der zitternden Hand des Mädchens und betrachteten einzeln die Armringe, das Diadem, die Ohrgehänge und die prächtige Busennadel.

— Der Schmuck ist nicht vollständig, sagte Adelgunde; eine Halskette und ein Ring fehlen daran, und was hat hier links noch gelegen?

— Ein Gürtelschloß und ein Kreuz, erwiederte die Fremde.

— Und wo ist das Alles geblieben? fragte die Gräfin.

Das Mädchen schlug die Augen nieder und antwortete kaum hörbar:

— Das hat meine Tante behalten, es wird ihr zu schwer…

Sie stockte. Graf Egbert ergänzte ihre Rede. — Sie trennt sich gewiß nicht gern von dem Geschmeide? sagte er; es ist vielleicht das letzte Ueberbleibsel früheren Reichthums. Aber sag' mir, Kleine, wie kommt Ihr hierher?

[157] — Wir sind auf einer Wallfahrt begriffen und gehen wieder heim und, und…

— Die Heiligen haben Euch das Geld aus dem Beutel gestohlen und nun müßt Ihr Euren Schmuck verkaufen! lachte Egbert; dem Mädchen traten Thränen ins Auge. Adelgunde winkte ihrem Manne vorwurfsvoll zu.

— Darf ich nach Ihrem Namen fragen? sagte freundlich die Gräfin.

— Teresa Perdi, antwortete die Fremde.

— Die Gräfin sah sie eine Weile mit sinnendem Auge an, dann sagte sie:

— Wo ist denn Ihre Tante?

— Unten im Dorfe, im Wirthshause, sie ist krank.

— Hat sie den Preis des Schmuckes bestimmt?

— Nein, gnädige Gräfin, sie meinte, Ew. Gnaden würden ihn zu schätzen wissen.

— Nein, mein Kind, das verstehe ich nun wirklich nicht, antwortete Hedwig, aber ich kann ihn von einem Juwelier in der Stadt taxiren lassen. Das wird freilich einige Tage dauern…

— Wir müssen doch einige Tage hier bleiben, [158] rief Teresa schnell. Meine Tante muß sich erholen vor der Weiterreise.

— Desto besser, liebes Kind, aber ich hätte den Schmuck gern vollständig, kann ich Deine Tante sprechen?

Die Fremde wurde sehr verlegen und antwortete:

— Sie liegt zu Bett und sie spricht wenig deutsch.

— Ich werde zu ihr gehen; wir wollen uns schon verständigen; sagen Sie ihr, liebe Teresa, in zwei bis drei Stunden käme ich zu ihr. Wollen Sie den Schmuck unterdessen hier lassen?

— Wie Sie befehlen, meine Gräfin! antwortete Teresa, verbeugte sich und ging.

— Aber ich begreife Dich nicht, liebste Hedwig, sagte der Hofmarschall kleinlaut; dieser Schmuck ist sehr kostbar, und Du kennst meine beschränkten Mittel!

Hedwig sah triumphirend umher. — Es fällt mir auch nicht ein, den Schmuck kaufen zu wollen, sagte sie; aber ich habe einen Plan und will nur Zeit gewinnen.

— Einen Plan! rief Egbert.

— Zeit gewinnen? fragte der Hofmarschall und Adelgunde sagte erfreut:

[159] — Du willst ihn nicht kaufen! vielleicht schenkt ihn mir Mama.

— Das mag sie thun, antwortete die Gräfin; ein Schatten flog über ihr Gesicht, verschwand aber eben so rasch, sie sah wieder froh und muthig umher und wiederholte: ja! einen Plan und gewiß einen guten.

— Laß doch hören, ma chère amie! rief neugierig der alte Graf.

— Ihr Alle müßt doch das fremde Mädchen wunderschön finden? fragte Hedwig; ich muß gestehen, daß ich nie etwas Vollendeteres gesehen habe, fügte sie mit boshaftem Seitenblick auf Adelgunde hinzu. Der Hofmarschall nickte, Egbert stimmte bei, Adelgunde sah verdrießlich aus.

— Nur nicht eifersüchtig, mein Liebchen, rief Egbert. Du bist ohne Frage die *Allerschönste*.

Adelgunde sah dankbar, getröstet zu ihm auf; Hedwig fuhr fort:

— Wir kennen Wolf. Bringen wir ihn in Berührung mit der schönen, geheimnißvollen Fremden, so ist Gertrud verloren und vergessen.

— Nun, und weiter? fragte der Hofmarschall.

— Weiter? wiederholte die Gräfin. Ich dächte, [160] das Weitere verstünde sich von selbst. Wenn wir das Mädchen nicht mehr brauchen, wird es mit seiner kranken Begleiterin fortgeschickt.

— Und Wolf kehrt zu Gertrud zurück! meinte der Hofmarschall.

— Das hilft ihm nichts, lieber Vater, sagte Egbert; die stolze Kreatur verzeiht ihm solchen Wankelmuth nie.

Adelgunde machte eine verzweifelte Anstrengung, um Hedwig zu ärgern hatte sie auch einen Gedanken und sagte:

— Aber sicher ist's, daß während dieser Intrigue Gertrud sich in die Arme und an das Herz des Onkels rettet.

Der Hofmarschall wurde bedenklich. Hedwig sah ihren Ruhm verschwinden, aber Egbert kam ihr zu Hülfe. — Dagegen weiß ich ein Mittel, sagte er. Auf Nonnenwerth habe ich Heinrich und Gertrud in Gesellschaft eines Malers getroffen, der sehr intim mit ihnen war und besonders für die Gertrud zu schwärmen schien. Wie wäre es, wenn man den Menschen kommen ließe, um Gertrud durch ihn zu beschäftigen, oder wenigstens zu beaufsichtigen?

Hedwig klatschte vergnügt in die Hände und rief:

[161] — So muß es gehen, lieber Egbert! Du übernimmst Gertrud, ich übernehme Wolf, und so wollen wir es schon zum guten Ende führen.

Adelgunde war nun einmal in Opposition und sagte:

— Aber das arme Mädchen, die schöne Teresa, wenn nun ihr Herz dabei verwundet würde? Wolf ist so liebenswürdig!

Der Hofmarschall sah sie verwundert an. — Liebe Tochter, sagte er, wie kommst Du zu diesem wunderlich zarten Gefühl? wenn unser Pläne gelingen, soll es mir auf einige Thaler Reisegeld für das Kind nicht ankommen, und sie mag zum Trost dann ihren Schmuck wieder mitnehmen.

— Wenn ich ihn nicht behalte! dachte Adelgunde, aber sie schwieg, um den Neid der Schwiegermutter nicht voreilig zu reizen. Nach einer Pause fuhr der Hofmarschall fort:

— Und Dir, meine Hedwig, verspreche ich für den Sieg unserer Wünsche einen Winter in Berlin.

Die Gräfin sprang auf, umarmte ihren Gatten und küßte ihn mit seltener Zärtlichkeit.

Zwei Stunden später fuhr Hedwig, nachdem sie noch eine lange Unterredung mit Egbert gehabt hatte, [162] den Schloßberg hinunter ins Dorf und ließ vor dem Wirthshause halten. Verwundert sprang der Wirth herbei, um die gnädige Herrschaft zu begrüßen. Sie fragte nach seinen Fremden.

— Es scheinen arme Leute zu sein, Ew. Gnaden, antwortete der Mann; sie essen wenig, trinken viel Wasser und beten immer. Es ist seit mehreren Stunden schon ein Kapuziner bei ihnen.

Sie waren die Treppe hinaufgestiegen.

— Melden Sie mich, sagte die Gräfin.

— Ist durchaus nicht nöthig, Ew. Gnaden! rief der Wirth; ist wahrlich nicht nöthig! Dabei riß er die Thür auf.

Der Kapuziner saß, mit dem Rücken gegen die Fenster gekehrt, in einem alten Lehnstuhle, vor ihm kniete Teresa mit dem Rosenkranz in der Hand und verschleiertem Haupte; sie mochte gebeichtet haben, denn des Paters Hand lag auf ihrem Scheitel und sie weinte heftig. Bei dem Eintritt der Gräfin sprang sie auf, auch der Mönch erhob sich und zog die Kapuze über das Gesicht; die Gräfin hatte indeß Zeit zu bemerken, daß es ein junger Mann von

seltener Schönheit war.

Teresa küßte die Hand der Gräfin. — Dort liegt [163] die Kranke, sagte sie und deutete auf ein Bett im Winkel der Rückwand; aber wie gesagt, Sie werden sich schwerlich mit ihr verständigen.

Aus den Kissen blickte der Gräfin ein altes, unschönes Gesicht entgegen. Die Kranke athmete schwer und hustete zuweilen; auf die Anrede der Gräfin antwortete sie so unverständlich, daß Hedwig sich mit der Bitte an Teresa wandte, das Dollmetscheramt zu übernehmen. Aber das Mädchen war so wunderbar befangen, vielleicht auch so aufgeregt von der Unterredung mit dem Geistlichen, daß auch sie eine Verständigung nicht eben förderte. Die Gräfin wurde ungeduldig und blickte, wie Hülfe begehrend, zu dem Pater hin, der sich an das Fenster zurückgezogen hatte.

Er verstand den Blick und kam an das Bett der Kranken. — Wenn ich Ew. Gnaden in irgend Etwas dienen kann, so befehlen Sie über mich, sagte er mit sanfter, volltönender Stimme.

— Die kranke Frau spricht kein Deutsch, sagte die Gräfin; woher ist sie?

— Sie spricht italienisch, antwortete der Kapuziner; woher sie ist, weiß ich nicht. Sie hat mich zum Beichtvater angenommen, als sie in Cöln war, und weil sie sehr unglücklich scheint, habe ich mich ihrer [164] angenommen und bin auch hierher gekommen, um sie in ihrer Krankheit zu trösten.

— Seit wann ist sie hier? fragte Hedwig.

— Seit vorgestern Abend.

— Haben Sie einen Arzt consultirt, und was sagt er zu ihrem Zustande?

— Die Frau leidet öfter an krampfartigen Zufällen, erwiederte der Kapuziner; die Aufregung und Anstrengung der letzten Reise, es war eine Wallfahrt, hat ihr Uebel so verschlimmert, daß sie ins Bad reisen muß. Um das möglich zu machen, hat sie sich nach langem Kampf entschlossen, den Schmuck zu verkaufen…

— Aber warum hat sie das nicht in Cöln gethan? fiel die Gräfin ein. Dort würde sie ihn leichter und besser in Geld umgesetzt

haben.

Der Pater lächelte, als er erwiederte:

— Sie wissen wohl besser als ich, meine gnädige Gräfin, daß Frauenherzen sich schwer von solchen Kleinodien losreißen. Sie konnte sich damals noch nicht entschließen, sie hoffte vielleicht auf anderweitige Hülfe, oder fürchtete, Unannehmlichkeiten zu haben, wenn sie bei so viel Armuth den prächtigen Schmuck vorzeigte.

[165] — Sie ist doch dessen rechtmäßige Besitzerin? fragte Hedwig etwas argwöhnisch.

— Die Frau ist eben so ehrenhaft als unglücklich, antwortete der Geistliche. Wenn Sie den Schmuck ihr abnehmen, so thun Sie ein gutes Werk; der Himmel wird Ew. Gnaden dafür belohnen.

Die Gräfin lächelte und schwieg eine Weile, dann sagte sie:

— Ob ich den Schmuck behalte, weiß ich nicht; ich muß ihn überdies erst von meinem Juwelier taxiren lassen. In der nächsten Stadt ginge es allenfalls auch, aber ich habe nicht das rechte Vertrauen zu den Leuten. In wenigen Tagen geht mein jüngster Sohn nach Berlin; ihm wollte ich den Schmuck mitgeben und wollte die Damen bitten, so lange bei uns zu wohnen; um aber…

Der Pater, der sie mit steigender Freude angesehen hatte, wiederholte plötzlich verdüstert, die letzten Worte:

— Nun aber?

— Ich wollte sagen, daß es für die Kranke besser sein möchte, schnell die Badereise anzutreten, fuhr die Gräfin fort, und das stört mich in meinen Wünschen.

— Wie so, meine Gräfin? fragte der Kapuziner.

[166] — Ich muß gestehen, daß meine Gastfreundschaft keine ganz uneigennützige war, antwortete Hedwig. Mein Gemahl beabsichtigt im Herbst eine Reise nach Italien zu machen, und darum wünschte ich, durch Teresa's Güte meine sehr geringen Sprachkenntnisse zu bereichern. Teresa, liebes Mädchen, hätten Sie wohl Lust, einige Wochen bei uns zu sein?

Die Italienerin hatte sich, von der Gräfin abgewendet, neben die

Kranke gesetzt, der sie von Zeit zu Zeit in liebevollen Tönen zusprach; bei der Anrede der Gräfin sprang sie hastig auf, Thränen standen ihr in den großen Augen.

— Ich will Dich nicht zwingen, mein Kind, sagte sie gütig und legte die Hand auf Teresa's Arm; ich wollte Dir nur einen Vorschlag machen.

— Aber die Kranke? fragte Teresa.

— Das ist's, was mich stört, erwiederte die Gräfin und fügte nach kurzem Nachsinnen hinzu: — Aber wie, wenn ich ihr eine meiner Dienerinnen mitgäbe? sie könnte dann morgen schon abreisen; meine Pferde stehen in den nächsten Tagen zu Gebot und für die übrigen Bedürfnisse werde ich auch schon sorgen.

— Sie sind ein Engel! rief Teresa und drückte Hedwigs Hand an ihre Brust.

[167] — Und Sie willigen ein, liebes Mädchen?

Teresa konnte vor Schluchzen nicht sprechen, die Gräfin wandte sich zu dem Geistlichen und sagte:

— Beruhigen Sie das Kind, damit es fröhlich zu mir kommt; ich verspreche ihr einen heitern Aufenthalt. Und nun Adieu! heute Abend komme ich noch einmal, um nach der Kranken zu sehen; und morgen, nicht wahr, hole ich mir meine liebe Gesellschaft?

Sie küßte das noch immer weinende Mädchen auf die Stirn und ging. Der Mönch begleitete sie zum Wagen und half ihr beim Einsteigen. — Ein interessantes Geschöpf, sagte sie, während er die Wagenthüre schloß, nur etwas heiterer möchte ich sie sehen.

— Ich danke, Ihr Wunsch soll erfüllt werden, meine gnädige Gräfin, erwiederte der Pater. Die Gräfin fuhr ab mit dem freundlichsten Gruße. Der Mönch sah ihr lange nach. — Meine arme Teresa, sagte er vor sich hin, mir ist bange um Dich und doch weiß ich nicht, was ich fürchte; doch glaube ich Dich hier sicher vor dem schrecklichsten Feinde… Alamus!

Er ging hinauf. Teresa kniete weinend am Bett der Kranken; der junge Mönch trat zu ihr und suchte ihr in der weichen schmeichelnden Sprache ihrer Heimath Muth zuzusprechen.

[168] — O, mein Vater! rief sie, warum muß ich lügen und betrügen, wo mir so viel Liebe entgegen kommt?

— Die Heiligen wollen es so! antwortete der Geistliche. Wir Alle sind nur Werkzeuge in einer allmächtigen Hand: wir dürfen uns nicht empören, wenn wir gebraucht werden, um Wunden zu schlagen und Sünden zu bestrafen. Meine liebe Tochter, Dir fehlt noch immer die wahre Demuth.

— O nein, mein Vater! rief das junge Mädchen. Aber wenn Ihr wüßtet, wie ich zittere und erröthe, wenn ich so lügen muß! Ich fürchte, ich kann nicht vollführen, was Ihr mir auflegt.

— Ich bin Dir immer mit Hülfe nah; ich werde so oft als möglich ins Schloß kommen. Es kann nicht auffallen. Die Besitzer sind Protestanten, haben keinen Beichtvater…

— Ketzer! rief das Mädchen erschreckt und bekreuzte sich. O Matteo! muß sich denn Alles zu meiner Pein vereinigen?

— Meine Tochter denkt schon wieder nur an sich, sagte Matteo vorwurfsvoll.

Die Kranke richtete sich auf. — Habe ich lange [169] genug Komödie gespielt? fragte sie. Darf ich zu meiner Herrschaft zurückkehren?

— Meine gute Catarina, sagte Teresa zu ihr tretend, Mama wünscht, daß Du das Bad besuchst. Sie wird Dich doch in kurzer Zeit treffen und dann trittst Du Deinen Dienst wieder an. Aber die Kammerfrau der Gräfin? fragte sie erschreckend und wandte sich zu dem Kapuziner.

— Das ist sehr einfach, erwiederte er; Catarina findet dort eine Bekannte, die sich ihrer freundlich annimmt, sie bedarf der fremden Hülfe nicht mehr und die Kammerfrau wird zurückgeschickt.

— Immer weiß Vater Matteo zu rathen und zu helfen! sagte dankbar das junge Mädchen. Ach, auch mir thut Hülfe noth! Wollen wir beten?

Sie kniete nieder, nahm den Rosenkrankz zur Hand, senkte das schöne Auge und flüsterte leise in ihren Gebeten Angst und Sorgen

und Schmerzen aus.

Auch der Pater hatte den Rosenkranz zur Hand genommen, die Perlen glitten durch seine Finger, die Lippen murmelten unverständlich Worte, aber seine Seele ruhte nicht im Gebet: voll Angst und Liebe blickte er auf das schöne Kind, das vor ihm kniete. [170] Er hätte Teresa, die er nun allein in fremder Umgebung lassen mußte, am liebsten in seine Arme genommen, um sie darin zu schützen und zu schirmen vor allen Schmerzen, die er ahnungsvoll für sie bereitet sah.

❄

X.

DREI TAGE später ging Matteo in traurigen Gedanken von Frankfurt nach Bockenheim. Alamus hatte ihn dorthin bestellt; bei dem alten Thurme am Eingange des Städtchens sollte der junge Mann auf ihn warten. Der Weg war von Spaziergängern überfüllt, man bemerkte besonders viele Parlamentsmitglieder darunter, die nach dem Schluß der Sitzung ins Freie eilten. Matteo ging rasch und sah nicht auf, um nicht bei seinen Bekannten verweilen zu müssen. Wenn Alamus, wie er bemerkt hatte, in Frankfurt nicht gesehen werden durfte, war es unvorsichtig das nahe, immer stark von Frankfurtern besuchte Bockenheim zum Rendez-vous zu wählen. Unwill[171]kürlich blickte er um sich, drüben auf der anderen Seite der Allee standen Lorenz und Hartmann mit mehreren Herren in eifrigem Gespräch. Matteo hoffte unbemerkt vorüber gehen zu können, aber Lorenz hatte ihn erkannt, empfahl sich den Uebrigen und kam eilig über die Chaussee, der junge Dichter begleitete ihn.

Sie begrüßten sich herzlich und Lorenz sagte:

— Ich kannte Ihre jetzige Wohnung nicht, darum muß ich Sie auf der Straße mit meinem Abschiede überfallen.

— Sie gehen fort von hier? fragte der Geistliche überrascht.

— Auf einige Wochen, erwiederte der Maler und Hartmann fiel ein:

— Sie scheinen darüber sehr vergnügt zu sein, ich habe Sie nie so heiter gesehen wie heute.

— Ich werde alte liebe Freunde wieder sehen, antwortete Lorenz, eine schöne Gegend bewohnen und interessante Arbeit haben.

— Das ist viel Glück auf einmal, sagte der Geistliche; darf ich fragen, wo Sie es finden sollen?

Der Maler erinnerte sich der Nacht in Mainz und sah den Italiener durchdringend an, während er antwortete:

[172] — In Launeck am Rhein.

Aber Matteo zeigte nicht die geringste Bewegung, ruhig lächelnd begegnete sein Auge Lorenz Blicken und er sagte freundlich:

— Sie werden Landschaften malen?

— Nein, antwortete der Künstler, ich werde mich wieder im Portrait versuchen. Der junge Graf, Egbert Laun, wünscht das Bild seiner Frau und Schwiegermutter zu haben, vielleicht wird mir auch die Frau des Hofmarschalls sitzen.

— Sie haben sehr aristokratische Freunde, meinte Hartmann, aber das ist Künstlerart.

— Die Freunde, die ich dort finde, sind nichts weniger als aristokratisch, erwiederte der Maler; es sind Werners Kinder. Sie kennen ihn, Hartmann?

— Ja, es ist ein wunderlicher alter Herr, voll Enthusiasmus für Unmöglichkeiten…

— Meine Herren, fiel Matteo ein, Sie gehen langsam, mich erwarten dringende Geschäfte, ich muß Ihnen Lebewohl sagen.

— Ich möchte Sie noch einmal sprechen, sagte Lorenz, wo finde ich Sie?

— Das ist schwer zu bestimmen, erwiderte der Geistliche, finde ich Sie morgen Vormittag zu Hause?

[173] — Bis zwölf Uhr, auf Wiedersehen also!

— Auf Wiedersehen! Matteo ging rasch vorwärts, Hartmann sah ihm eine Weile nach, dann sagte er:

— Ein unheimlicher Geselle! Sie nennen ihn Matteo; was ist er, was thut er?

— So viel ich weiß, ist er Weltgeistlicher, antwortete der Maler; er scheint zu verschiedenen Missionen, politischer und religiöser Natur, verwendet zu werden. Aber es geht mir wie Ihnen: er ist

und bleibt für mich eine unheimliche Erscheinung, trotz aller Beweise von Güte, die er mir gegeben hat.

— War er es nicht, der in Mainz Ihre Wunden verband und Sie hier so lange verpflegte?

— Ja, er war es. Habe ich Ihnen jemals von dem Gespräche der beiden Mönche erzählt, von dem ich noch immer nicht weiß, ob es Traum oder Wahrheit ist?

— Nein! bitte, erzählen Sie.

Der Maler wiederholte Wort für Wort die nächtliche Unterhaltung über den Prozeß Laun; als er geendet hatte, schwieg Hartmann eine Weile, dann sagte er:

— Und Sie haben seitdem nie das Geringste im [174] Wesen des Paters bemerkt, das Ihrem Argwohn Nahrung gegeben hätte? Das Bild der Signora?

— Hat er nicht bestellt, hat nichts gethan, was mit der damaligen Unterredung in Verbindung zu bringen wäre, hat heute keine Miene verzogen, als ich Launeck nannte, und doch kann ich mich nicht entschließen, die Scene jener Nacht wie ein leeres Traumbild zu betrachten.

— Ein leeres Traumbild! wiederholte der Dichter. Glauben Sie nicht, daß uns im Träumen zuweilen ein Wissen gegeben wird, das wir im Wachen nicht haben?

Der Maler sah ihn fragend an. — Es ist mir zweimal im Leben begegnet, fuhr jener fort, und zwar in einer Weise, die den größten Eindruck auf mich hervorbringen mußte. Ich kannte ein Mädchen, wie es wenige giebt; ein vollendetes Weib; sie hieß Teresa. Wir wußten, das sie nicht lange leben würde, und im Anfange des Jahres 1845 nahm ihr Uebel in dem Maße zu, daß wir Alle ihre Erlösung wünschen mußten. Ich war bei ihr gewesen, der Arzt hatte mir gesagt: ihr Leben wäre nach Stunden zu zählen, es war im Februar; mit dem traurigen Gedanken an den Abschied von ihr, war ich eingeschlafen. Im [175] Traume kam ein Mönch, es war ein Kapuziner, zu mir und sagte: so nahe wie Du meinst, ist die Trennung von Teresa nicht, sie stirbt erst am 20. März. Ich

erwachte, mir war sonderbar zu Muthe. Am folgenden Morgen erzählte ich den Traum meinen Bekannten, auch einigen Aerzten, die in Teresa's Hause aus und eingingen. Alle lachten mich aus und sagten, es wäre unmöglich, daß die zerstörte Lebenskraft der Kranken so lange noch zu kämpfen hätte, und doch ist Teresa erst am 20. März gestorben.

Nach einer Weile sagte der Maler:

— Mir ist auch immer, als müßte ich den Traum wie eine Weissagung, wie eine Warnung betrachten. Und doch, was soll ich thun, um zu helfen, oder zu retten?

Der Dichter hörte ihn nicht; seine Gedanken waren in wehmüthig-süßem Erinnern bei der Todten. Sie hatten die Höhe des Weges erreicht, und sahen den Taunus vor sich, vom glühenden Abendhimmel mit warmen Tinten übergossen. Aus den Thälern stiegen wachsend die Abendschatten, in der Natur verschwamm alles Leben in leisere Töne und sanftere Farben, nur in der größern Stadt, die sie verlassen hatten, und in der kleinern, der sie sich näherten, brauste [176] und wogte fort und fort das unruhige Menschentreiben.

Der Maler freute sich des schönen Bildes, seine Gedanken eilten, wie immer, zu Gertrud, in seiner Sehnsucht war kein Schmerz, denn er wußte, daß er sie bald wiedersehen durfte. Und dann? er fragte nicht weiter; dies Wiedersehen war ein Ruhepunkt für seine Hoffnungen und Wünsche.

Indeß war Matteo schnell an das Ziel seines Weges gelangt. Alamus war noch nicht da. Unruhig und verstimmt ging der junge Mann auf und nieder. Lorenz wollte fort, er war noch gar nicht bei der Signora Guardi gewesen. Teresa in Launeck — unter falschem Namen — was sollte das werden? konnte Alamus helfen? würde er wegen der Verzögerung seiner Wünsche zürnen?

Matteo war zu dem Thurme zurückgekehrt, noch immer war Alamus nicht zu sehen. Ein Fiaker fuhr an ihm vorüber, sein Name wurde genannt, der Wagen hielt, Alamus saß darin und winkte ihm einzusteigen. Sie bogen links ab und fuhren langsam die schöne

Aussicht entlang. Als sie ziemlich das Ende der Straße erreicht hatten, richtete sich der Pater aus [177] seiner Ecke auf, deutete auf ein kleines weißes Haus und sagte:

— Merke Dir die Nummer, mein Sohn, da giebt es etwas für uns zu thun.

Matteo blickte hin. — Ich kenne das Haus, sagte er, Werner von Ringen bewohnt es.

— Du kennst auch Werner?

— Sehr wenig, ich sehe ihn zuweilen bei dem Maler Lorenz.

— Nun gut, Du wirst suchen, Dich ihm näher anzuschließen; er ist mir, als der Aufmerksamkeit würdig, bezeichnet. Ich bitte Dich um genaue Berichte.

— Sehr wohl, mein Vater! jetzt aber bedarf ich Deines Rathes.

— Laß hören; Du kannst denken, daß ich hauptsächlich wegen des Prozesses Dich zu sprechen wünschte.

— Teresa ist in Launeck, von der Gräfin selbst in die Familie geführt; wir hatten uns…

— Vortrefflich, fiel der Pater ein; die Einzelheiten brauche ich jetzt nicht zu wissen. Also das Mädchen ist im Schlosse; und ihr Bild, wann kann ich es absenden?

Es war Matteo lieb, daß sein Gesicht im Hinter[178]grund des Wagens nicht zu sehen war, als er erwiederte:

— Es ist noch nicht begonnen, mein Vater. Ich hielt es nicht für angemessen, dem Maler Teresa's wahren Namen zu sagen, da auch er nach Launeck berufen ist, und sie nothwendig dort treffen mußte.

— Hat er sie in Pisa nie gesehen?

— Teresa war damals im Kloster, antwortete Matteo.

— Gut, mein Sohn, ich bin zufrieden mit Dir. Nun aber muß der Maler das Bild so rasch als möglich anfertigen. In den nächsten Wochen kommt der Cardinal Bardini nach Wien. Und nach einigem Besinnen fügte Alamus hinzu: Er soll das Bild aber nicht in Deinem Auftrage malen; Du mußt jemand anders zu dem Auftrage für Lorenz bestimmen. In den Besitz des Bildes wollen wir schon

gelangen.

— Und übrigens, mein Vater?

— Meine Befehle werden Dich zur geeigneten Zeit erreichen. Wann hast Du die Signora Guardi zuletzt gesehen?

— Heute Morgen, mein Vater. Sie ist sehr leidend, ihr Gesundheitszustand machte mir Sorge.

— Ich fürchte Nichts, sagte der Pater. Sie hat [179] seit Jahren nach der Sättigung ihrer Rache gestrebt; sie ist der Erfüllung ihrer Wünsche nah, bis zu dieser Erfüllung wird ihr starker Geist den Körper aufrecht halten. Indeß kannst Du ihr diese stärkenden Tropfen geben. Der Pater zog ein Krystallfläschen aus der Brusttasche, Matteo nahm es schweigend in Empfang und Beide blickten eine Weile in den ruhigen hellen Abend hinaus.

Der Kutscher hatte den Weg nach Rödelheim eingeschlagen und fuhr sehr langsam. Pater Alamus sah nach der Uhr. — Es ist noch zu früh, sagte er, und gab dem Fuhrmann den Befehl: Langsam nach Rödelheim, dann über Hausen nach Bockenheim zurück. Er lehnte sich wieder in die Wagenkissen und blieb in dieser schweigenden Ruhe, bis der Fiaker an dem Thurme von Bockenheim, dem gewöhnlichen Stationsorte dieser Fuhrwerke, anhielt.

— Geh mit mir, Matteo, sagte der Pater und ging wieder die schöne Aussicht hinauf. Du wirst ein Gespräch anhören, über dessen Inhalt ich Dir keine Erklärung geben will, das Dir aber nützen kann, wenn Du es mit den Ereignissen zusammenstellst, die uns in kürzester Zeit bevorstehen.

Sie gingen wieder bis an das Ende der Straße, [180] und schlugen dann einen Weg ein, der links durchs Feld nach Frankfurt zurückführt; an diesem Wege liegt eine Oekonomie, die Kettenhöfe genannt. Längs der Mauer ging ein Mann, in einen Mantel gehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, auf und nieder. Pater Alamus begrüßte ihn mit einem Händedrucke, und fragte: — Alles vorbereitet?

— Wann reisen Sie? fragte der Andere mit schnarrender Stimme

und stark ausgeprägtem österreichischen Accente.

— Morgen früh! erwiederte der Pater. Der Vermummte übergab ihm ein Päckchen.

— Das an die bekannte Adresse, sagte er. Wann kommen Sie wieder?

— Sobald als möglich, erwiederte Alamus, und fügte nach einer Pause hinzu: — Sie sind befriedigt?

— Vollkommen, entgegnete der Oesterreicher. Wie sollte ich nicht? unsere Gedanken gewinnen Fleisch und Blut und Niemand weiß, daß wir die Väter sind.

— So ist's in der Ordnung, sagte lachend der Priester, aber doch ärgert es mich, daß unsere Gegner so leicht zu täuschen sind. Dieser Gagern!… Der Vermummte rief mit dem Ausdruck tiefster Verachtung: — Ein Gliedermann, eine Windfahne, die sich dreht, [181] ohne zu wissen, woher der Wind kommt und wohin er fährt.

— Und doch ist er der Götze der Zeit!

— Weil er die vollständige Personifizirung des deutschen Michel ist, fiel der Andere mit widrigem, heiserem Lachen ein. Er erfreut sich der besten körperlichen Gesundheit; sein Auge ist treu und hell, aber der Blick ist beschränkt; er begehrt nicht viel; er singt morgens: »üb' immer Treu und Redlichkeit« und abends, wenn er beim Bierkruge sitzt: »Freut Euch des Lebens!« Wenn ihn heute nicht hungert, so ist er zufrieden, denn er hat im Katechismus gelernt: wir sollen nicht fragen, was werden wir essen, was werden wir trinken? Er ist die Lilie auf dem Felde, die unser himmlischer Vater kleidet und tränkt. Er hat auch eine Liebste, wie jeder brave Bursche haben muß; sie nennt sich die Freiheit und sagt: ihre Eltern wären Vernunft und Muth, — und das glaubt er ihr auf's Wort.

Der Fremde lachte wieder und fuhr dann fort: — Nun hat sie ihm ein schwarz-roth-goldenes Band geschenkt, das küßt er und benetzt es mit sentimentalen Thränen und will und wird Gut und Blut daran setzen, um ihm beim Kirchweihfeste den ersten Platz an [182] der Kletterstange zu erringen. Ob unterdessen seine Schaaf-

und Gänseheerden angefallen und seine Felder verwüstet werden, was thun ihm das? er träumt, er schwärmt, er declamirt. Macht, Größe, Frieden, alles ist sein Eigenthum; er ist überzeugt, daß er die Freiheit heirathen wird und, daß ihm dann die Schwiegereltern die Wirthschaft führen helfen. Aber Sie haben Recht, es ist etwas Erbärmliches um solche Gegner. Oft weiß ich nicht, ob ich mich oder ihn am meisten verhöhnen soll.

— Gestern war ein interessanter Akt, sagte der Pater.

— Der *kühne Griff*, erwiederte der Fremde: Guter Gagern! Du ahnst wohl nicht, daß Du Dir einen Stein in den Weg gewälzt hast, an dem alle Deine Entwürfe scheitern sollen.

— Wie war die Haltung des Parlaments in dieser Frage?

— Wie immer, lieber Freund! ein herrliches Durcheinander von Lobhudeleien und Verdächtigungen; deutsche Hochgefühle und Professorenweisheit. Je mehr Lärm dort, desto besser. Das Volk sieht dorthin, applaudirt oder ärgert sich, und wir spinnen und [183] weben eifrig an dem Netze, das wir nächstens über ihrem Haupte zusammenschnüren.

— Der Aufstand der Czechen in Prag? fragte Alamus.

— Wird gehörig überwacht, antwortete der Andere.

— Der Krieg in Schleswig-Holstein?

— Nun ich glaube, wir können die Fontanelle baldigst schließen, es ist genug Charpie gezupft.

Sie gingen schweigend eine Weile vorwärts. Der Verhüllte begann auf's Neue: — Ich sehne mich aber doch nach dem Aufhören dieser Komödie; ich möchte oft allen Hohn und Grimm, der in mir kocht, diesen hochmüthigen Knaben ins Antlitz schleudern, die uns zu imponiren glauben.

— Auch die Zeit wird kommen, erwiederte Alamus, und vorher werden sie an ihrem eignen Körper Beulen entdecken, die schmerzhafter sind als alle Wunden, die wir ihnen schlagen.

— Sie meinen, es werden Deserteure in unsere Reihen flüchten. Sie haben Recht. Das liegt in der Natur der Sache. Die Jugend schafft sich Ideale, das Alter schämt sich der vergangenen

Schwärmerei und büßt sie durch Gehorsam.

[184] — Was meinen Sie zu der umsichgreifenden Krankheit des Socialismus?

— Es ist eine Frühgeburt, der es an Lebenskraft fehlt. Die Junitage in Paris haben ihr den Todesstoß gegeben.

— Sie greift auch in Deutschland um sich.

— Haben Sie Beweise?

— Leider nur zu viele. Unter anderm weiß ich, daß ein Enthusiast, den Sie vielleicht dem Namen nach kennen, Alles aufbietet, um einen König im Norden dafür zu interessiren. Wenn er für seine Theorie die günstige Draperie zu finden weiß…

— Ich verstehe: die Neuzeit verhüllt in Romantik. Da sie den Namen und die Absicht kennen, habe ich nicht zu sorgen.

— Sie sind sehr gütig!

— Nur gerecht, erwiederte der Oesterreicher mit seinem gewöhnlichen heisern Lächeln. Aber die Zeit verrinnt; sagen Sie mir, ist dort alles in Ordnung?

— In Oesterreich meinen Sie? Alles was in meine Hände gegeben war, ist besorgt.

— Es leidet keinen Zweifel, daß der Erzherzog die Wahl annimmt? Sagte der Verhüllte halb fragend, halb überzeugt.

[185] — Es leidet keinen Zweifel! wiederholte bestätigend der Pater. Sie bogen eben von dem Seitenwege in die Hauptallee von Bockenheim nach Frankfurt ein. Die Straße war ziemlich leer, aber doch stockte das Gespräch. Es war sehr warm, der Fremde ließ den Mantel zurückfallen, athmete tief und ging langsamer mit seinem schweigenden Gefährten der Stadt zu. Die Reverberen wurden angezündet, ein Lichtschein fiel auf das Antlitz des Fremden. Die graugelbe Gesichtsfarbe, die große Nase, die kleinen spöttisch stechenden Augen, das widrige Grinsen um den großen Mund bestätigte, was Mattteo ahnte. Es war das bekannte Parlamentsmitglied aus Oesterreich, dessen Dialektik er schon in der Paulskirche bewundert hatte.

— Ich sehe Sie gleich nach Ihrer Rückkehr, sagte er zum Pater,

ehe sie sich trennten.

— Jedenfalls, ich werde bald nach dem Reichsverweser wieder hier sein.

— Glückliche Reise dann! und grüßen Sie ehrfurchtsvoll den Mann, der das Reich der Verwesung entgegenführen soll.

Er ging, Alamus sah ihm nach, nie hatte Matteo so viel Haß aus einem Auge leuchten sehen.

[186] — Eine Schlange! sagte er, eine giftige Natter, aber auch Dir soll der Kopf zertreten werden, wenn wir Dich nicht mehr brauchen.

Matteo hätte fragen mögen: wozu dies Ringen und Kämpfen um eine Macht, die nur Gefahren, Unsicherheit und Haß im Gefolge hat. Aber er konnte das rechte Wort nicht finden. Indeß mochten im Pater ähnliche Gedanken erwacht sein. Er blieb stehen, schlug lachend mit der geballten Hand an die Stirn und rief: Aber wer sagt mir denn, ob ich mehr Betrogener oder Betrüger bin! Geh, Matteo, laß mich allein, diese Stimmung muß besiegt werden.

Er wandte sich zum Gehen, kehrte aber noch einmal zurück und sagte: Vergiß nicht, mir das Bild zu besorgen; überwache *Alle* und thue den entscheidenden Schritt erst, wenn ich wieder hier bin. Leb‘ wohl!

❄

XI.

[187]

LORENZ HATTE Alles zur Reise nach Launeck vorbereitet, die er am folgenden Tage antreten wollte. Den ganzen Morgen hatte er vergebens auf den jungen Geistlichen gewartet, von dem er einen Auftrag zu erhalten vermuthete, der über das nächtliche Gespräch in Mainz und über das Gelingen seiner Pläne einiges Licht verbreiten würde. Darum war er nicht ausgegangen und hatte sich mit einem Buche in die Gartenlaube gesetzt, die eine Uebersicht der Hanauer Chaussee gewährte.

Werner und Roderich gingen vorüber; der Maler trat an das Gitter und fragte Werner: ob er ihm Briefe für seine Kinder mitzugeben hätte.

— Das nicht, antwortete dieser, kommen Sie mit uns, fügte er hinzu, es wird ein schöner Abend.

— Ich kann nicht, erwiderte Lorenz, ich erwarte Besuch. Aber bleiben Sie hier, der Garten ist hübsch und es ist noch sehr warm zum Gehen.

Die Freunde folgten der Einladung. Lorenz ließ Wein bringen und hatte noch nicht eingeschenkt, als Matteo kam, dem Nichts erwünschter sein konnte als dies Zusammentreffen.

[188] — Sie nehmen Condolationen an, Herr Legationsrath, sagte Lorenz nach den ersten Begrüßungen; der Bundestag ist des Todes erblichen.

— Ja wohl, erwiederte Roderich; die großen Doktoren in der Paulskirche haben uns sterben lassen. Ich denke indessen als Geist auf meinem Grabe zu wandeln, das heißt, ich werde in Frankfurt bleiben bis unser Ostertag kommt.

— Verwegenes Hoffen, meinte Werner, wenn auch nicht Alles so wird, wie unsere Freiheitsenthusiasten erwarten; so ist doch Eure Rolle ausgespielt. Die Zukunft mag darauf antworten, ich will nicht immer die Kassandra sein, sagte der Diplomat.

— Den Todten verzeihen wir solche Klagelieder, erwiederte lächelnd der Maler, und fügte ernster hinzu: was gilt's, über's Jahr hat Ihr warmes Herz Sie in unsere Reihen geführt.

— Gewiß nicht, antwortete Roderich mit verdüstertem Gesicht. Ueber's Jahr werden wir alle Warmherzigkeit aufgeben müssen, um wieder Ordnung in das Gewebe zu bringen, das unsere jungen Politiker und alten Professoren verwirren.

— Wenn sie's zu arg treiben, zerhauen wir den Knoten, rief der Maler, und helfen uns selbst.

[189] — Ein zweiter Hecker! sagte Werner. Nein, mein Freund, so geht es gar nicht. Wollen Sie und Ihre Genossen denn Nichts von der Geschichte lernen? Blicken Sie doch nur in die allernächste Vergangenheit. Was haben die blutigen Junitage in Paris für die Freiheit errungen?

— Sie waren eben nicht blutig genug, antwortete der Künstler. Meinen Sie etwa, es wäre besser, wir legten die Hände in den Schooß? Ich bin überzeugt, daß aus dem anscheinenden Falle uns immer neue Kräfte erwachsen; es sind die Zähne des Drachen, die ausgestreut, zu Streitern werden.

— Aber was nutzt der zerstörende Streit? fragte Roderich. Ist das ein Weg zum Glück? glauben Sie durch schöne Worte, durch sogenannte Rechte, die auf dem Papier stehen, die Bedürfnisse des Volkes zu sättigen?

— Da sind wir wieder bei dem alten beliebten Kapitel, sagte Werner; es ist immer dieselbe Melodie, nur in anderer Tonart. Wir beglücken! sagen die Conservativen, denn wir erhalten. Was erhaltet Ihr aber? Schutt und Moder. Wir beglücken! rufen die Revolutionäre dagegen; denn wir zerstören! und siegestrunken entfalten sie ihr Banner über den Trümmern der Welt.

[190] — Erlaube, lieber Werner, daß ich Dich frage, was Du

begehrst? Du greifst alle Parteien an und niemals…

— Was ich begehre! rief Werner dazwischen. Die Ruhe und Ordnung, welche das Feldgeschrei der Rechten, und die Freiheit, welche das Losungswort der Linken ist.

— Die Freiheit wird uns zur Ordnung führen, sagte der Maler.

— Nein, junger Mann, nur durch Ordnung gelangt man zur Freiheit. Werner lachte.

— Wahrhaftig! rief er, eine köstliche Variation auf das Thema:

»Was glaubst Du!« rief des Abgrunds Haupt.
— Ich glaube, was die Kirche glaubt.
»Was glaubt denn die Kirch?« frag' ich Dich,
— Je nun, die glaubt nicht anders als ich.

— Herr von Ringen, sagte Lorenz empfindlich, es ist sehr leicht über Alles zu spotten und Alles zu negiren, aber sehr schwer, etwas vollkommen Gutes zu geben.

— Etwas vollkommen Gutes wird im Endlichen nie zu finden sein, antwortete Werner ruhig. Glauben Sie mir, junger Freund, ich bin tief durch[191]drungen von der Wahrheit des Dichterwortes: wir können den Idealen in uns nachstreben, nie sie nachahmen! Aber ich verlange und erwarte ein vernünftiges Gebrauchen aller gegebenen Mittel und Kräften, um das Nachstreben zu einem beglückenden zu machen.

— Welche Kräfte und welche Mittel? fragte Roderich.

— Ich kann das Alles in ein Wort zusammenfassen, erwiederte Werner; es wird oft gebraucht und selten verstanden: die Arbeit soll…

— Aha! rief Lorenz, Nationalwerkstätten!

Werner schüttelte den Kopf und wollte antworten, aber Roderich kam ihm zuvor.

— Lieber Freund, sagte er, es ist mir lieb, daß wir auf diesen Weg gerathen sind. Laß uns offen und ehrlich zu Werke gehen, wie in der Beichte, fügte er mit einem Seitenblick auf den jungen

Priester hinzu.

Matteo verbeugte sich lächelnd und sagte: — Sie sind gütig, mir auch eine Rolle zu geben. Mein Stand, mein abgeschiedenes Leben machen mich urtheilslos; ich kann nur hören und nachdenken.

— Das Nachdenken muß Sie aber schließlich zu einem Resultate führen, sagte Roderich. Wir bitten nachher um Ihren Segen für den besten Streiter. Ich [192] rücke an mit dem groben Geschütz der Erfahrung. Organisation der Arbeit! das ist Euer Feldgeschrei, meine Herren Socialisten. Ihr habt organisirt — die Nationalwerkstätten haben Millionen verschlungen, und die Arbeit blieb liegen.

— Weil man die Arbeitsverhältnisse nicht reformirte.

— Was verstehst Du darunter?

— Das Erheben der Arbeit zum Lebenszweck.

— Utopien, Utopien! rief der Legationsrath. Ich begreife nicht, daß Du nicht siehst, wie in jeder Gestalt die Arbeit nur Mittel zum Zweck ist. Der Genuß ist der Zweck, und…

— Erlauben Sie Herr Legationsrath, fiel der Maler ein, nicht immer ist die Arbeit Mittel zum Zweck. Die Arbeit des Künstlers wenigstens ist sein Genuß; er lebt eigentlich nur im Schaffen.

— Und so wie es mit dieser Arbeit ist, kann es mit jeder werden, rief Werner.

— Lieber Freund, sagte lächelnd der Diplomat, ist denn jede Arbeit ein Schaffen?

— Allerdings! erwiederte Werner; nur ist das Resultat verschieden, wie eben die zum Grunde liegende Idee verschieden ist.

[193] — Welche Idee hat zum Beispiel der Stiefelputzer? fragte Roderich ironisch.

— Die Idee des Stiefelputzens! Das klingt allerdings lächerlich, versetzte Werner, und doch ist es ein sinnreiches Wort. Oder willst Du mir widersprechen, wenn ich sage, daß auch dieser Arbeit die Idee der Reinheit, Ordnung und Schönheit zu Grunde liegt?

— Nun, das ist stark, rief Roderich. Du meinst also im Ernst,

daß der Stiefelputzer mit diesem ästhetischen Bewußtsein arbeitet? ich gebe Dir die Versicherung, daß er berechnet, wie viel Schnaps er sich verdienen wird; wenn er überhaupt etwas denkt.

— Du hast Recht und doch bin nicht geschlagen, antwortete Werner. Ich habe, glaube ich, schon gesagt daß die Arbeit, wie sie *jetzt* ist, nicht ihren Zweck erfüllt; nicht die richtige Stellung im Leben einnimmt. Aber laß uns zuerst von Begriff der Arbeit feststellen.

— Das ist leicht, sagte der Maler; bezeichnen wir sie als die Thätigkeit, welche dem Gewinn zustrebt.

— Das ist nicht genügend, meinte Roderich; sagen wir lieber: die *mühevolle Thätigkeit*.

Damit bin ich noch weniger einverstanden, entgegnete Werner. Ich pflege eine Blume; ich breche eine Frucht; ich ordne eine Bibliothek; ich unterrichte ein [194] mir theures Wesen. Gewiß habe ich dann gearbeitet und mich doch nicht so angestrengt, als wenn ich eine Nacht hindurch tanze oder Stunden lang Kegel schiebe. Ich glaube wir bezeichnen die Arbeit am besten: als die auf das Nützliche gerichtete Thätigkeit des Menschen.

— Es ist richtig, sobald Du das Wort *mühevoll* hinzufügst, sagte Roderich. Das Pflanzen *einer* Blume, das Brechen *einer* Frucht ist auch Arbeit, aber ein so kleines Theilchen Arbeit, daß der Nutzen nicht mehr zu berechnen ist und der Gewinn verloren geht, der des Arbeiters *Zweck* bleibt.

— Du bindest Dich zu sehr an das Wort. Ich kann viele Früchte brechen, viele Blumen pflanzen, ohne ermüdet zu werden.

— Und Tag für Tag Unterricht geben und Dein Leben lang in Büchern oder Akten kramen! fiel Roderich ein. Frage doch unsern Gärtner, unsern Schulmeister und Beamten!

— Gewiß, die Armen sind übermüdet, antwortete Werner; aber das ist's gerade, was ich erst sagte: die Arbeitsverhältnisse müssen in der Weise reformirt werden, daß die Ermattung durch den steten Wechsel der Beschäftigung beseitigt wird.

[195] — Das heißt also: Jeder soll *Alles* thun, und auch wohl

Alles haben? wundervolle Ordnung!

— Du hast mich nicht ausreden lassen, erwiderte ruhig der Socialist. Daß nicht Jeder *Alles* thun kann, versteht sich von selbst; aber Jeder kann *Vieles* thun. In jedem Menschen liegen verschiedene Kräfte, Anlagen, Talente und Neigungen. Giebst Du ihm nun den nöthigen Spielraum zur Entwicklung dieser Fähigkeiten, so ist er glücklich. Glücklich im Entfalten und Gebrauchen dieser Fähigkeiten; er gebraucht sie zum Nutzen des Ganzen, er *arbeitet* und die Arbeit ist ihm Genuß.

— Vortrefflich, sagte Lorenz, vortrefflich in der Theorie, aber praktisch unausführbar. Das Zersplittern der Thätigkeit würde lauter stümperhafte Leistungen zu Tage fördern.

— Das ist auch meine Ansicht, sagte Roderich.

— Du wirst sie bei längerem Nachdenken aufgeben, antwortete Werner. Oder meinst Du nicht, daß ein vorzugsweise ausgebildetes Talent durch die vernachlässigten oder unterdrückten Fähigkeiten in seinem Fortschreiten gehemmt wird? Hast Du nie bei eifrigem Studiren ein Drängen und Treiben der Körperkräfte empfunden, das Dich störte und sogar zum [196] Schmerz werden konnte? Glaubst Du nicht, daß der Landmann, der Tagelöhner, der Fabrikarbeiter oft von einem Unbehagen überfallen wird, dessen Ursache er sich nicht deutlich macht, das aber nur aus dem Versinken und Ersterben unbenutzter Schätze entsteht, die an's Licht dringen und wachsen möchten.

— Wenn ich dies auch einräume, entgegnete Roderich, so sehe ich nicht, wie damit der Einwurf unseres jungen Freundes beseitigt wäre?

— Und doch ist er's, antwortete Werner. Das Wachsen und Fortschreiten aller vorhandenen Kräfte wird dem Menschen das vollkommenste Gleichgewicht, das heißt körperliche und seelische Gesundheit geben, und diese Gesundheit, dieses Gleichgewicht wird Allem, was er thut, den Stempel einer jetzt nicht gekannten Vollendung aufdrücken.

— Laß uns das Abstrakte aufgeben, sagte Roderich, zeige uns

die Form, in welcher Dein geträumtes Zukunftsleben auftreten soll.

— Die Form liegt vollständig abgerundet in Fouriers System, antwortete der Socialist, und ich glaube, die Zeit ist gekommen, die den verkannten und verspotteten Reformator zur Geltung bringt.

— Das glaube ich nicht, meinte Lorenz. Um [197] gewürdigt zu werden, müßte er gekannt sein. Aber wer kennt Fourier?

— Ueberdies gehört Fourier auch schon in die Rumpelkammer der alten Zeit, sagte Roderich.

— Du kennst ihn nicht, darum verzeihe ich Deinem Irrthum, antwortete Werner. Fourier ist der wahre, jugendfrische Prophet der Zukunft; wenn wir ihn jetzt nicht hören, ist's nur, weil wir zu feig sind, unsere Wunden zu sondiren. Wir legen Pflaster auf und kühlende Umschläge, wo wir ausschneiden und ausbrennen sollten.

— Sehen Sie! Feuer und Schwert? Revolution! rief der Maler.

— Nein, lieber Freund, so war es nicht gemeint; ich sprach nicht von politischen, sondern von socialen, von sittlichen Wunden.

— Fourier ist's ja wohl, der die Menschen in große Häuser zusammensperrt, als wenn sie Bienen wären? fragte Roderich. Dort werden sie dann von dem gesammelten Honig in Gemeinschaft ernährt und Niemand fragt: ob sie den Instinkt und die Neigung der Bienen haben.

— Das wäre freilich keine Freiheit! sagte Werner lächelnd, aber so ist's auch nicht. Von Einsper[198]ren ist durchaus keine Rede. Die Gemeinde tritt nach freier Wahl zusammen, jeder Einzelne wählt die ihm zusagende Arbeit. Der Ertrag der Arbeit wird nach festgestellten Gesetzen und in verschiedenen Proportionen an Fleiß, Talent und Kapital verheilt, und jeder lebt von dem Erworbenen wie es ihm zusagt.

— Unter lauter guten, redlichen Menschen mag das ein herrliches Leben sein; aber leider sind Neid, Mißgunst, Eitelkeit und Bosheit mit in Rechnung zu bringen.

— Nicht in meiner Colonie. Wir können Alles auf geradem Wege gewinnen. Es ist von Lug und Trug nicht mehr die Rede; wir

haben nichts zu beneiden — wir arbeiten und genießen.

— Vortrefflich, lieber Werner! wann darf ich einziehen in Dein Paradies?

— Spotte nur, Roderich. Es dauert vielleicht nicht lange; ich bin auf dem Wege, eine Mustergemeinde zu gründen. Der König von… interessirt sich dafür.

— Der König! rief Lorenz.

— Ein Apostat, Werner, Werner!

— Kein Apostat, erwiederte lächelnd der Socialist. Wir nehmen die Zustände, wie sie eben sind, bauen [199] uns in der großen zerrissenen Welt unsere kleine Welt voll Glück und Frieden, erobern durch das Beispiel unseres Glückes und führen so unmerklich und ohne Kampf die Welt zu der Befreiung, die Ihr Alle ersehnt und mit tausend schweren Opfern nicht erringt.

— Und das sollten die Könige nicht einsehen? fragte Roderich.

— Gewiß sehen sie es ein, aber sie sehen auch, daß dieses Vernichten der Krone langsam und schmerzenlos vor sich geht, wie ein Verblühen in der Natur. Sie sehen ferner, daß das Entstehen und Wachsen dieses neuen Lebens die Gegenwart so beschäftigen wird, daß ihre eigene Existenz nicht mehr von den Stürmen gewaltig andrängender Revolutionen bedroht und gestört wird. Muß ich nun Dir, dem Menschenkenner, noch sagen, daß ich viel von dem persönlichen Egoismus der großen Herren erwarte?

— Du rechnest falsch, sagte Roderich. Die großen Herren haben nicht unsern beschränkten Egoismus, sie blicken in die Zukunft. Und wenn sie in der Gegenwart sagen: l'état c'est moi, so sagen sie auch l'avenir c'est ma famille.

— So *sagten* sie, lieber Freund! Du wirst ihnen doch nicht die Beleidigung zufügen und meinen, [200] sie glaubten an das Recht von Gottes Gnaden? Sie wissen recht gut, eben so gut als wir, daß das Königthum sich überlebt hat, daß es wohl möglich ist, ihm noch auf Jahre, auf Jahrzehnte, auf ein Jahrhundert vielleicht das Leben zu fristen, aber gut wird es sein, wenn die überreife Frucht sich langsam vom Baume des Lebens ablöst. Sonst kommt freilich

der Sturm und reißt sie los und sie stirbt in Schmerzen.

— Bei der Berechnung der Menschheitgeschicke streichen wir die Jahrhunderte oder setzen sie zu, je nachdem unsere Wünsche sind, erwiederte der Diplomat. Das glaube mir aber: die Fürsten glauben noch an sich selbst!

— Das ist nicht möglich! rief der Maler. Der Nimbus der Majestät ist auf ewig zerrissen. Ein König, der vor seinem Volke gezittert hat, ist kein König mehr nach dem alten Sinne des Wortes.

— Nach dem alten Sinne des Wortes haben wir schon lange keine Fürsten mehr, sagte Werner. In Ludwig XV. ist der letzte König gestorben, vielleicht schon im Ludwig XIV.

— Sie vergessen den Czaaren, meine Herren! rief der Legationsrath.

— Der Czaar, antwortete Werner, ist nur ein [201] Gespenst, das auf einem Grabe Wache hält. Welchen Theil hat denn Rußland am Völkerleben?

— Am Völkerleben keinen, antwortete Roderich, aber am Staatenleben mehr als Du glaubst. Aber Völkerleben wollen wir nicht. Der Staat ist die Zahl, die Völker sind die Nullen, die den Werth der Zahl in steigender Progression vermehren, aber ohne die Zahl eben nichts sind als Nullen.

— Sie sehen, lieber Werner, sagte der Maler, daß auf diesem Boden nie der Zustand erwachsen wird, den Sie erträumen. Lassen Sie uns das Erdreich vorbereiten, lassen Sie es uns düngen und pflügen, düngen mit Blut und Thränen, pflügen mit dem Schwerte, dann kann der Saamen der bessern Zeit sich fröhlich zur Blume, zum Baume entwickeln. Von diesen Herren werden Sie verrathen, wie wir verrathen werden sollen.

— Ich danke, Herr Lorenz! erwiederte lächelnd der Legationsrath, ich danke für die gütige Bezeichnung unseres Wirkens! Sie sind undankbar, junger Mann! Wer beschützte die Kunst? die Aristokratie.

— Sie beschützte die Kunst, das heißt, sie gab ihr Geld, aber Sie erniedrigte dieselbe zur Modesache, zur Dienerin. Sie verlangte das

Aufgeben jedes freien [202] Gedankens, jeder selbstständigen Entwickelung. Du sollst niederfallen und mich anbeten! so lauteten ihre Befehle, und die Kunst gehorchte, um nicht betteln zu gehen.

— Ich verstehe, sagte Werner:

»La liberté m'enchante
Mais j'ai grand appétit«,

klagten von jeher die Lieblinge der Musen. Aber glauben Sie mir, lieber Lorenz, das wird auch unter dem Reichsverweser nicht anders, das wäre auch unter dem Präsidenten nicht anders geworden, das würde auch in der deutschen Republik nicht anders sein. Heute befiehlt Ihnen die Mode verzerrte Märtyrer auf dem Scheiterhaufen zu malen, morgen verlangt sie badende Nymphen; dann will sie Schäferinnen im Atlasrock und mit gepudertem Haar, plötzlich hebt sie die ernste Göttin der Vernunft auf den Altar, und dann verdrängt wieder dies Alles die lächelnde Himmelskönigin mit dem erlösenden Kinde.

— Und so wie in dieser Richtung ein ewiger Kreislauf ist, so ist's mit allem Leben und ergo sind alle Revolutionen Unsinn, sagte Roderich, und sie Alle…

— Unsinn gewiß nicht! rief Werner dazwischen. [203] Sie haben alle ihre Berechtigung und ihren Zweck, sie sind die natürlichen Krisen in den schweren Krankheiten, die Eure verkehrten Mittel, meine Herren Staatskünstler, noch immer verschlimmern. Diese Mittel, so gelind, so wohlthuend sie für den Augenblick scheinen, sind widernatürlich und darum verderblich. Die Krisen, so fürchterlich sie ausbrechen, sind naturgemäß und darum heilsam. Man muß aber nicht von diesen Krisen das Unmögliche verlangen: sie können das Schädliche, das Störende im Organismus vernichten und hinauswerfen, aber das Fördern, das Pflegen der Gesundheit des Volkslebens, das ist nicht die Aufgabe der Revolution und liegt nicht in ihrer Macht.

— Darum sitzen ja die Professoren in der Paulskirche und

rathen und grübeln und lassen sich und uns »aus langen Studien eine Arbeit erwachsen«, sagte Roderich.

— Und Ihr und sie kommt wieder mit den alten Mixturen, Pillen und Pflastern und martert die kranke Zeit, bis sie von neuer Fieberwuth geschüttelt Euch und Eure Heilmittel von sich wirft. Aber vielleicht ist das nicht nöthig. Wir treten herzu, wir entfernen das Schädliche, wir pflegen das Gute, wir machen [204] die Leute wieder zu Menschen und das Leben zu dem, was es sein soll: zur Freude dem Einzelnen, zum Vortheil dem Ganzen.

— Freude dem Einzelnen! wiederholte Roderich. Lieber Werner, die Lebensfreude ist vom materiellen Wohlsein bedingt, und wie willst Du dies Wohlsein heben? stehen Dir die Schätze des californischen Goldlandes zu Gebot?

— Durch diese Schätze hätte ich nichts gewonnen, erwiederte der Socialist. Der wahre Reichthum besteht ja nicht im Vermehren eines Repräsentativmittels für den Besitz, sondern im Vermehren des Besitzes selbst. Wir wollen darum zunächst durch gemeinsame, berechnete, vertheilte, geordnete Arbeit die Production heben und fördern; und wollen die Consumtion durch die Vortheile der Vereinigung vermindern, das heißt, wir wollen mit den möglichst geringen Mitteln, den ausgedehnten Genuß erzielen.

— Ihr wollt das Eigenthum nicht aufheben, sagte Roderich, aber die Vereinigung in der Consumtion muß nothwendig die bestehenden Eigenthumsverhältnisse ändern.

— Das wünschen und hoffen wir, antwortete Werner. Wir verlangen, daß wir in Zukunft genie[205]ßen lernen, ohne ängstlich die Hände über das zu breiten, das uns erfreut. Die Familie ist die beschränkte Welt, in der wir herrschen und allein besitzen, aber übrigens verschmelzen wir mit dem Ganzen und sehen, wie wir jetzt in aufwallender Heimathliebe *unsere* Berge, *unsere* Ströme preisen, *unsere* Felder und Wälder und *unser* Haus, statt mein Beet und meine Hütte. Und wie im Materiellen die Genußfähigkeit sich anders gestaltet, umfassender und allgemeiner wird, so wächst auch im Geistesleben eine hohe Toleranz; wir lernen, nach dem

Dichtergebote, nicht nur das Beste lieben, »sondern auch das Gute und Alles«; denn in Allem liegt etwas Gutes, sobald es sich frei entwickeln kann.

— Das ist eine starke Behauptung, lieber Werner; Du scheinst ganz auf dem Standpunkte des jugendlichen Schwärmers zu stehen, der uns neulich in der Paulskirche durch die Leuchtkugeln seines Witzes blendete und zuweilen in das flackernde Feuer solche Wärme legte, daß wir meinen konnten, eine Sonne zu sehen.

— Sie meinen Simon von Trier? sagte Lorenz; ich muß gestehen, daß mich seine Rede wunderbar ergriffen hat.

[206] — Auch mich hat sie ergriffen, sagte Werner, und mehr als das, sie hat mir eine freudige Zuversicht gegeben. Glaube mir, Roderich, wenn von den Männern der Paulskirche irgend einem eine große Zukunft aufbewahrt ist, so ist sie's für Simon von Trier und vielleicht für ihn allein.

Der Maler ergriff Werners Hand und drückte sie. — Was Sie da sagen, habe auch ich oft gedacht; vielleicht daß in meine Vorliebe für ihn, sich der Enthusiasmus des Künstlers für alles Schöne mischt.

— Der Enthusiasmus des Menschen, sollten Sie sagen, antwortete Roderich; jeder wahre Mensch wird sich im Anblick des Schönen erquicken, besonders wenn es, wie bei Ludwig Simon, der Ausdruck einer edlen, begeisterten Seele ist.

— In diesem Punkte stimmen wir also vollständig überein, sagte Werner; die Idee alles Vorhandenen, das Urbild, der Urgedanke oder Gottesgedanke, wenn Du willst, ist immer zweckmäßig, das heißt mit andern Worten, gut und schön. Er kann nicht anders sein, denn er ist ein Ausfluß der Vollkommenheit. Indem er sich aber selbstständig fortbildet, verliert er sich oft aus der rechten Bahn, daher entsteht das Böse. Bringen wir nun aber die Form, in welcher die Got[207]tesgedanken sich darbieten in Einklang mit der Uridee, so ist das Böse nicht mehr vorhanden, als Geist im Menschen, als Duft in der Blume, als Klarheit im Wasser u. s. w., und so wird das Menschenleben aus lauter Schönheit und

Güte bestehen; es wird im höchsten Grade zweckmäßig sein.

— Du müßtest mit Vogt von Gießen disputiren, meinte Roderich; er würde Deine Blumen- und Wasserseelen mit dem Schwerte der Wissenschaft niederstrecken.

— Die Wissenschaft, lieber Freund, steht noch an der Schwelle der Erkenntniß; überdies hat meine pantheistische Weltanschauung mit dem socialen Systeme Fouriers nichts zu schaffen. Alle Confusionen können im Systeme sich friedlich neben einander ausbreiten, so wie das System wiederum unter jeder Regierungsform sich entfalten kann.

— Gut, daß Du darauf zurückkommst, sagte Roderich; Du erzähltest, der König interessire sich für Dein System. Das war ein Scherz?

— Durchaus nicht, antwortete Werner. Er hat mir sagen lassen, daß er meine Briefe mit lebhaftem Interesse angehört habe.

— Der König ist ein Mann von Geist und Phan[208]tasie, der wohl auch ein hübsches Märchen zu schätzen weiß; ob es von der Vergangenheit oder der Zukunft erzählt, das ist eins. Im Gegentheil, es ist viel pikanter, wenn es nicht mit dem obligaten: »es war einmal« beginnt.

— Du bist unverbesserlich, sagte Werner. Bald habe ich Dir hoffentlich Beweise entgegenzustellen und dann…

Roderich fiel ihm ins Wort und sagte:

— Lieber Werner, bedenke unsere Bureaukratie, unser Heer und unser noch immer vollsäftiges Junkerthum, und sage mir, ob diese Schmarotzerpflanzen ein wahrhaft menschliches Leben aufkommen lassen? Ein Seitenblick streifte den immer schweigenden Geistlichen, Roderich hätte gern noch die Priesterschaft als vierte Giftpflanze hinzugefügt.

Werner verstand ihn. — Sie Alle werden langsam absterben, in dem Boden der neuen Zeit finden sie keine Nahrung mehr. Ich sage Dir, Roderich, man mag dämmen und hemmen, so viel man will, das, was die Zeit bedarf, das wird ihr.

— Das wird ihr! wiederholte Roderich. Deine Wünsche eilen

aber den Zeitbedürfnissen voraus. Was sagen Sie dazu, mein wackerer Künstler?

[209] — Ja und Amen! antwortete der Maler, ich wende mich jetzt mit allen Wünschen und Kräften dem politischen Leben der Gegenwart zu. In diesem Leben ist der Zeit gegeben, was sie bedarf.

❄

XII.

WIE GEFÄLLT DIR LAUNECK? sagte Heinrich zu Lorenz, auf dessen Arm gelehnt er die Terrasse auf und nieder ging.

— Schloß und Gärten sind wunderschön, erwiederte der Gefragte, und die auf Launeck versammelte Gesellschaft ist jedenfalls sehr interessant für den Maler sowohl, wie für den Psychologen — aber, sage mir, Heinrich, was ist's mit Gertrud?

Heinrich seufzte, sah eine Weile schweigend vor sich hin und sagte dann:

— Sie ist still und traurig, ich sehe sie oft weinen und sogar, wenn sie lacht und scherzt, liegt Wehmuth in ihrer Stimme und Schmerz in ihren Augen.

— Das alles hab' ich gesehen, fiel der Maler [210] ihm ins Wort, aber ich frage Dich nach der Ursache. Du schweigst? fuhr er nach einer Pause fort, Du mußt doch wissen, was Gertrud bekümmert, Du bist immer bei ihr, und wirst mir doch vertrauen.

Heinrich fühlte sich durch des Freundes Sorge um Gertrud beschämt. Er hatte sie leiden sehen, es hatte ihn geschmerzt, aber nach der Ursache hatte er nicht geforscht. Er war zu sehr daran gewöhnt, von Gertrud gestützt und getröstet zu werden, darum war es ihm nicht in den Sinn gekommen, sie zu trösten oder ihr zu helfen. Erröthend antwortete er:

— Du hast Recht, mich zu schelten, aber in der That, ich weiß nicht, was der Schwester auf der Seele liegt. Ich glaube, sie leidet körperlich, fügte er nach einer Pause hinzu; ich erinnere mich wenigstens, daß sie schon einmal in solcher Stimmung war und darauf wurde sie ernstlich krank.

— Schon einmal? fragte der Maler; wann war das?

— Als wir aus den Pyrenäenbädern zurückkehrten. Sie mochte sich bei meiner Pflege zu sehr angegriffen haben.

— Du denkst nur immer an Dich! wollte Lorenz sagen, aber ein Blick auf das blasse Gesicht des Kran[211]ken stimmte ihn milder, und er fragte nur mit steigender Sorge: — und was hat Gertrud damals aus ihrem Trübsinn errettet? Heinrich sah ihn verwundert an und erwiderte:

— Als sie wieder gesund war, kam ihre alte Heiterkeit zurück, aber wie sie der Arzt behandelt hat, das weiß ich selbst nicht.

Nie hatte Lorenz den Kranken so unwillig angesehen, wie jetzt, der arme Heinrich wußte nicht, warum auch der Freund so verdrießlich war, und er freute sich, daß Marie, Adelgunde und Teresa mit Blumenkörben vom Schlosse herkamen.

— Morgen ist Hedwigs Geburtstag, sagte Adelgunde, es soll Alles auf das Festlichste geschmückt werden; wollen Sie uns helfen Kränze binden?

— Ich werde Ihnen die Blumen zureichen, sagte Heinrich und setzte sich zu dem unbeschreiblichen Vergnügen der schönen Frau zu ihren Füßen nieder. Lorenz ging mit ernster Verbeugung.

— Ihr Freund ist nicht wie andere Künstler, sagte Marie; immer ernsthaft, beinah feierlich wie ein Priester.

— Und doch kann er fröhlich und unbefangen sein wie ein Kind, erwiderte Heinrich. Während unserer [212] italienischen Reise hat er nicht aufgehört, mit Gertrud zu lachen und zu scherzen.

— Mit Gertrud? fragte Adelgunde, auch Gertrud ist sehr verstimmt, und erst seit wenigen Tagen, so lange der Maler hier ist.

Teresa schien nur für ihre Blumen Sinn gehabt zu haben, bei diesen Worten hob sie zuerst das Auge und sagte:

— Hat er Gertrud gekränkt?

Heinrich erschrak; zum ersten Male dämmerte in ihm der Gedanke auf, daß Lorenz und Gertrud sich lieben könnten. Gertrud lieben? Unmöglich! ihr Herz mußte der Bruder ausfüllen. Es regte sich etwas wie Neid und Eifersucht in der Seele des Kranken. Auf Teresa's Frage antwortete er nicht, die schien sie selbst schon

vergessen zu haben und flocht sinnend ihre Blumen zum Kranze.

Lorenz hatte das Ende der Allee erreicht, Wolf kam ihm aus dem Bosquet entgegen; er sah aufgeregt und unglücklich aus. — Wohin so eilig? fragte der Maler. Seit wann flieht der Künstler das Schöne! Er deutete auf die Gruppe der Frauen, Lorenz wandte den Kopf und erwiederte:

— Allerdings ein schönes Bild: die elegante [213] Gestalt und das frische Gesicht der blonden Gräfin; die melancholische Schönheit der Italienerin; zwischen beiden Fräulein Marie mit den klugen Augen und dem sinnigen Munde; zu ihren Füßen der bleiche Jüngling und das Ganze von Gebüsch und Blumen umrahmt, von Sonnenlicht übergossen…

— Gestehen Sie, unterbrach ihn Wolf, es giebt nicht leicht etwas Schöneres, als dies fremde Kind?

— Gertrud fehlt in dem Kreise, sagte der Maler; Schönheit, Anmuth. Geist sind vertreten, aber die Poesie fehlt — und die Poesie ist Schönheit, Anmuth, Geist und Güte.

Wolf sah wieder sehr unglücklich aus und erwiederte erst nach einer Pause:

— Gertrud ist ausgezeichnet… aber…

Er vollendete nicht und bückte sich nach einer Rose, pflückte sie und fragte:

— Gehen Sie mit mir zu den Damen?

— Ich danke, lieber Graf; vor der Arbeit mag ich gern in einsamen Träumen umherschlendern. Wolf brachte die Rose der Italienerin; Lorenz trat in das schattige Bosquet und warf sich ins Gras unter dem blühenden, duftenden Gesträuch. Hier war es warm und [214] still, wie er es liebte: die Käfer summten, die Blätter bewegten sich leise in der sanft wehenden Luft, rings umher war ein harmonisches Tönen, aber in der Seele des Malers war es nicht friedvoll, nicht heiter; er konnte die äußere Ruhe nicht ertragen, sprang auf und verfolgte hastigen Schrittes den geschlängelten Waldpfad. Plötzlich fand er, was er unbewußt suchte. Gertrud saß auf ihrer Lieblingsbank unter den Kastanien, sie hielt ein Tuch in

der Hand, das von Thränen naß schien; ein Zeitungsblatt lag neben ihr.

Mit einem Sprunge war Lorenz bei ihr und hielt ihre Hand in der seinen. — Gertrud, sagte er, ich habe mich lange nach dem Alleinsein mit Dir gesehnt; ich muß Dich fragen und Du mußt mir antworten: warum bist Du so traurig?

Sie fuhr mit der Hand über die Augen, lächelte, sah ihn freundlich an und sagte:

— Es ist vorüber!

— Nein, Gertrud, antwortete er, es ist nicht vorüber. Ich habe, seit ich hier bin, gesehen, wie Du mit Dir ringst und Dich bemühst, heiter zu scheinen. Aber trotz der Gewalt, die Du sonst über Dich hast, gelingt es Dir so wenig, daß sogar Adelgunde und alle diese fremden Menschen Dein Leiden sehen oder [215] doch ahnen, und mich, Deinen Freund, wolltest Du täuschen, Gertrud?

Das Mädchen hatte, während er sprach, die Hände auf die Brust gedrückt, sie athmete schwerer und schwerer und Thränen drangen ihr ins Auge; aber sie sagte:

— Ich *will* nicht mehr weinen, gewiß nicht mehr!

Beide schwiegen; Lorenz wollte nicht weiter in sie dringen, er griff nach dem Zeitungsblatte, aber er konnte nicht lesen.

Nach einer Weile sagte Gertrud mit festerer Stimme:

— Mein armes Frankreich! Haben Sie die Berichte aus Paris gelesen?

— Fürchterlich! erwiederte er. Der Parteienkampf ist so grausig gewesen, wie wohl nie zuvor… und doch…

— Und doch, ich verstehe Sie, lieber Freund, Ihre Sympathien, *unsere* Sympathien begleiteten den Kampf. Und nun?

— Er konnte nicht zum Siege führen, antwortete Lorenz, zum Siege der guten Sache, weil die gute Sache noch wenig zum bewußten Ziele der Masse ge[216]worden ist. Aber doch habe ich mich erquickt an diesem Enthusiasmus der Kämpfer, an diesem Thatendurst, an dieser Hingebung. Ich hätte mit ihnen kämpfen und fallen mögen.

Gertrud sah ihn an, wie er vor ihr stand, mit leuchtendem Auge und glühender Stirn. — Wie liebe ich diese Begeisterung, sagte sie halblaut, dann nahm sie das Blatt aus seiner Hand und blickte hinein; wohl nur um ihre Erregung zu verbergen, aber sie ließ es bald wieder sinken, blickte zu dem Freunde auf und sagte:

— Lorenz, ist es denn möglich zu lieben, wo wir nicht verstanden werden? wo unsere Wünsche und Hoffnungen belächelt, getadelt, verhöhnt werden?

Es lag ein herzzerreißender Schmerz in ihren Zügen, erschreckt setzte sich Lorenz zu ihr, faßte ihre Hand und sah ihr ins Auge, aber er konnte keine Worte finden und schüttelte nur traurig den Kopf. Ihr Gesicht nahm einen weichern, wehmüthigern Ausdruck an und nach einer Weile fuhr sie fort mit bebender Stimme:

— Das sage ich mir auch, und doch kann ich mich nicht besiegen.

Lorenz verstand sie plötzlich, ein Schatten flog über sein schönes Gesicht, er drückte Gertruds Hand [217] an seine Brust, beugte sich über sie und flüsterte kaum hörbar: — Wolf? —

Gertrud erwiederte heftig den Druck seiner Hand und schlug das Auge nieder, eine Thräne hing zitternd an den langen Wimpern und rollte über das bleiche Gesicht. — Es muß vorüber gehen, sagte sie endlich; es wird vorüber gehen, wiederholte sie, noch weicher und leiser.

Fröhlich plaudernde Stimme[n] näherten sich dem Bosquet, Lorenz stand auf. — Kommen Sie, liebe Gertrud, sagte er, Sie dürfen sich jetzt den Andern nicht zeigen. Sein Ton war ernst, fast ehrfurchtsvoll.

Sie nahm seinen Arm, drückte den Gartenhut tief in die Stirn und ging schweigend mit ihm durch die blühenden Büsche nach den offeneren Theilen des Gartens. Als sie sich dem Schlosse näherten, hörten sie Musik und Singen. Es war Mariens tiefe seelenvolle Stimme; sie sang Thiessens herrliches Lied von den Schwalben, die fortziehen wollen. Der Dichter schaut ihnen sinnend nach, aber er tröstet sich: es kommt ein Frühling wieder

und die Schwalben, seine Boten, gehen ihm voran. Aber liegen nicht auf unsern Hoffnungen sogar die verdüsternden Schatten der [218] Vergangenheit? Wehmüthig wie verhalltes Weinen klangen die Worte:

»Frühling kommt, sie kehren wieder,
Du hast keine Heimat mehr!
. . . . . .
Mit den Schwalben ist entflohen
Mir der Liebe Wonnetraum;
Kehren sie auch immer wieder,
Meine Liebe glaub‘ ich kaum.
Ew’ger Wechsel ist hienieden,
Mit den Menschen und dem Glück,
Stirbt die Liebe, mit der Rose,
Bringt kein Frühling sie zurück.«

Die Töne erstarben in klagenden Accorden: zitternd lehnte sich Gertrud auf des Malers Arm. Wie gern hätte er gesagt: Deine Liebe, Dein Glück, Deine Heimath und Dein Frühling ist in meinem treuen Herzen, aber er bezwang sich. »Heiter und hoffnungsvoll« hatte sie ihm früher zugerufen, so wollte er sein und für den Augenblick nichts als ihr treuer Freund. Sie fühlte das auch und dankte ihm durch einen Händedruck für sein Schweigen und seine ernste Zurückhaltung. In diesem Augenblicke wurde die Garthenthür heftig aufgestoßen und ein Mann trat aus dem Hofe unter die Bäume. Gertrud erkannte ihn und stürzte ihm entgegen mit dem Freudenrufe:

[219] — Mein Vater! mein lieber Vater!

Werner drückte sie an die Brust und reichte dem herbeieilenden Freunde die Hand. — Wo ist Heinrich? fragte er dann, wie ist’s mit seiner Gesundheit?

— Ich denke besser! antwortete Gertrude zögernd; in ihrer Stimme lag mehr Angst als Hoffnung.

Werner verstand sie. — Mein armer, lieber Sohn, sagte er; laßt ihn uns aufsuchen.

Sie gingen nach der Terrasse, er war nicht mehr dort; als sie in die Allee einbogen, fragte Werner:

— Ist Günter hier?

— Er hat für einige Tage in Wengerau zu thun, antwortete Gertrud, aber dann kommt er wieder.

— Ich habe noch einen Gast mitgebracht, fuhr Werner fort; Sie werden sich freuen, lieber Lorenz, Ihr Freund Matteo ist's.

— Matteo! Lorenz dachte an die Nacht in Mainz und nahm sich vor, genau zu beobachten.

Eben trat Heinrich aus einem Seitenwege in die Allee, die Freude des Wiedersehens schien ihn mächtig anzugreifen. Bleich und zitternd lag er im Arme des Vaters und konnte lange nicht die Kraft zum Sprechen finden.

[220] Matteo hatte unterdessen Gräfin Hedwig begrüßt und war von ihr auf das Freundlichste empfangen. Sie war entzückt von Teresa's liebenswürdig-feinem Wesen, von ihrer Schönheit, ihrem Verstande.

— Nur heiterer, lebensfroher wünschte ich das Kind zu sehen, sagte sie, und dann auch, fügte sie lächelnd hinzu, sie einige Grillen ablegen zu sehen, die ihre Liebenswürdigkeit in etwas verdunkeln. Können Sie sich zum Beispiel denken, daß sie nicht zu bewegen ist, ihren abscheulichen schwarzen Anzug für die Toilette aufzugeben, die ich für sie habe anfertigen lassen?

— Ich glaube, sie ist dem Kloster bestimmt und betrachtet sich schon als Novize.

Die Gräfin erschrak, für den Augenblick konnte das stören, so gut es auch für die Zukunft erschien. — Sie hat mir nichts davon gesagt, antwortete sie; ich hoffe schon mit Ihrer Hülfe meine Wünsche zum Ziel zu führen…

— Ich werde mit Teresa sprechen. Kann ich sie allein sehen?

— Treten Sie hier herein, sagte die Gräfin; es ist mein Zimmer; ich werde Teresa rufen lassen und sorgen, daß man sie nicht stört.

[221] Der Pater trat in das kühle, duftende Boudoir, er sah sich die Blumen, die Gemälde und die beliebten Spielsachen für große Kinder an, die als Nippes auf allen Tischen, Consolen und Etagèren prangten. Teresa kam nicht. Um seine Ungeduld zu zügeln, nahm er ein Buch, das auf dem Nähtisch aufgeschlagen lag. Es gehörte Teresa: italienische Lieder und Gesänge zum Lobe der Heiligen waren es. Matteo las und ging wieder im Zimmer umher, sah ungeduldig auf den vorrückenden Minutenzeiger an der prächtigen Pendüle; Teresa kam noch immer nicht.

Sie war mit Adelgunde, Wolf und Grimbach durch das Bosquet gegangen. Das Gartenpförtchen war offen gewesen; und die Spaziergänger hatten das Weite gesucht. Ueber die Wiesen, durch das Dorf waren sie auf die Weinberge gegangen, dann zum Flusse hinunter gestiegen und schleuderten am Ufer immer weiter und weiter. Adelgunde und Grimbach waren in die Reminiscenzen des Lerma'schen Festes vertieft. Tausend pikante Anekdötchen standen dem Kammerherrn immer zu Gebot, und lachend hüpfte die schöne Gräfin an seinem Arme über die glatten Steine, an denen murmelnd die Wellen anschlugen. Wolf und Teresa folgten langsamer und sprachen leiser. Te[222]resa besonders flüsterte nur und mußte oft das Gesagte wiederholen, dabei schlug sie die Augen nicht auf und lächelte halb freundlich, halb verlegen. Wolf fragte nach ihrer Heimat, nach ihren Eltern und Geschwistern; sie antwortete einsilbig und unvollständig, nur von ihrem Aufenthalt im Kloster schien sie gern zu sprechen.

— Es ist ein altes graues Haus, sagte sie, und wird nur noch zur Hälfte von den frommen Schwestern bewohnt. Der linke Flügel ist ganz verfallen; ein Kreuzgang führt rund um den Hof, die Säulen sind von Epheu und wildem Wein umzogen, zwischen den Grabsteinen, die dort liegen, schießt das Gras hoch empor und durch die verschlungenen Zweige der Ulmen und Linden fallen nur einzelne Sonnenstrahlen auf die Fontaine, die in der Mitte plätschert.

— Und Blumen habt Ihr gar nicht in dem dunkeln Hofe?

— Wunderschöne Blumen, sagte sie; Rosen, so schön, wie sie in Launeck nicht sind, Hyacynthen, köstliche Nelken, weiße, glänzende Lilien und Lorbeerrosen, die sind hier nicht. Und an den Wänden der Kirche, wo die Sonne so warm ist, wächst der köstlichste Wein und daneben stehen Feigenbäume, die beinah so hoch [223] sind, wie die Platanen vor dem Kloster. Ach, es ist wunderschön!

— Sie verlangen wohl sehr, zurückkehren?

— Zurückzukehren! wiederholte Teresa erschreckend und es flog ein Zittern durch den schönen Körper. Es ist sonderbar, fuhr sie fort, ich habe oft ein Gefühl — es ist keine Sehnsucht, denn ich möchte wohl dort sein und bin doch wieder froh, daß ich es nicht bin; es ist also auch kein Heimweh, aber er ist doch wieder wie ein Heimweh, wie ein recht schmerzliches, an dem ich sterben könnte.

— Soll ich Ihnen sagen, was es ist? fragte Wolf. Sie schlug die Augen zu ihm auf, die Neugier eines Kindes lag in dem ernsten Blicke.

— Sprechen Sie! sagte das Mädchen.

Zum ersten Mal im Leben war Wolf etwas verlegen; aber er besiegte die fatale Empfindung und sagte:

— Sie sind in Launeck zum ersten Male in das wirkliche frische Leben getreten, nicht wahr? Sie nickte und er fuhr fort: — Und zum ersten Male wird Ihnen hier klar, daß dies Leben eigentlich das Element ist, in dem Sie sich bewegen müssen. Sie dürfen nicht wieder ins Kloster.

[224] Teresa blieb stehen, ihr Blick flog über den glänzenden Himmel, über die Berge, über den Strom, ruhte eine Weile auf den Bäumen des Parkes, die links im Hintergrunde zu sehen waren, kehrte dann zu ihrem Begleiter zurück und sah heiter und unbefangen zu ihm auf, während sie einfach sagte:

— Hier ist es freilich noch schöner.

— Liebliches Kind! rief Wolf und fügte scherzend hinzu: bleiben Sie bei uns, immer und immer.

Teresa sah vor sich nieder und seufzte. — Ich habe eine kranke

Mutter, antwortete sie.

— Darum sind sie wohl oft so traurig? fragte der junge Mann. Sie glauben nicht, wie viel mich das beschäftigt. Ich möchte ergründen, warum ein so schönes, junges Wesen schon so ernst und unglücklich ist.

— Bin ich unglücklich? fragte Teresa und sah dabei aus, als ob sie nie eine Freude gekannt hätte. Dann ging sie schneller und sagte: — Aber Sie haben recht, ich habe schon viel gelitten.

— Viel gelitten! wiederholte Wolf. Armes Kind! sagen Sie mir Ihre Schmerzen. Können Sie mir vertrauen?

[225] Sie sah unbefangen zu ihm auf. — Ja, das kann ich, sagte sie, es ist sonderbar, ich habe nie im Leben so viel Vertrauen zu irgend Jemand gehabt, Matteo ausgenommen, wie zu Ihnen und Gertrud.

— Wer ist Matteo?

— Mein Vetter und seit drei Jahren mein Beichtvater, und obwohl er noch so jung ist, mein Vater und mein Bruder, wie der Vater und die Brüder, die alle gestorben sind. Er will bald herkommen.

— Das soll mich freuen, versetzte Wolf, nur dürfen Sie mir dann nicht Ihr Vertrauen entziehen.

— Gewiß nicht, antwortete Teresa, Sie und Gertrud sind auch meine Geschwister.

— Die Gertrud haben Sie so lieb? fragte Wolf verdüstert.

— Das kann Sie doch nicht befremden, antwortete schalkhaft die Italienerin. Meinen Sie, ich hätte nicht gesehen, wie Sie ihr neulich die Rosen brachten, die noch schöner waren, als die, welche Sie mir heute gegeben haben? und Rosen giebt man nur denen, die man recht liebt hat.

— Also habe ich Dich recht lieb, liebe Kleine! rief Wolf.

[226] Sie war plötzlich dunkelroth geworden, faßte sich aber und erwiederte:

— Das verdiene ich auch, denn ich habe die Gertrud so lieb, und auch sie ist mir gut; sie hat mich heute auf die Stirn geküßt,

und dabei war mir, als hätte mich meine Heilige gesegnet. Und doch ist sie nur eine Ketzerin, fügte das Kind hinzu, geichsam über sich selbst verwundert.

Wolf lächelte. — Ich will Dein Heiliger sein, sagte er, ich will Dich segnen! dabei wollte er sie auf die Stirn küssen. Aber mit blitzenden Augen trat sie zurück und sagte stolz:

— Signor, solche Beleidigung habe ich nicht verdient. Dann machte sie eine Anstrengung, um Adelgunde und Grimbach einzuholen, aber sie zitterte so heftig, daß sie nicht vorwärts konnte.

Wolf erschrak, wenn das die Seinigen hörten; Mutter Hedwig, Egbert, Gertrud! — Es war eine kindische Unbesonnenheit, sagte er, vezeihen Sie, Fräulein.

— Sprechen wir nicht mehr davon, und seien Sie künftig verständiger. Sie zitterte noch immer.

— Nehmen Sie zum Zeichen der Versöhnung [227] meinen Arm, bat Wolf; ich habe Sie erschreckt, glauben Sie, daß ich es sehr bereue. Sie nahm seinen Arm und bat ihn umzukehren, sie wäre sehr ermüdet, sagte sie.

— Nur einige Schritte noch, mein liebes Fräulein, bat er; ich sehe Grimbach in Unterhandlung mit einem Schiffer, wir werden zurückfahren.

Der Kammerherr ließ sich für seinen klugen Einfall loben, die Damen, stiegen ein, die Herren folgten.

— Ein herrlicher Abend, sagte Adelgunde; lieber Grimbach, vermissen Sie auch jetzt Ihre Whistpartie mit der alten Durchlaucht?

— Meine schöne Gräfin an Ihrer Seite! rief der Kammerherr. Das Gespräch spann sich in dieser Weise fort: Herausforderungen von der einen, Complimente von der andern Seite.

Die Vesperglocken läuteten. Teresa hatte ihr Scapulier vergessen, würde die Mutter Gottes das verzeihen? Sie faltete die Hände und betete eifrig; Wolf betrachtete sie mit Entzücken, aber er wagte nicht, sie zu stören. Als sie geendet hatte, tauchte sie die

Hand in den Strom, als wenn es ein Weihbecken wäre, und bekreuzte sich. Sie erröthete, als sie bemerkte, daß Wolf sie ansah.

[228] — Mir war, als wäre ich in der Kirche, sagte sie entschuldigend.

— Ist dies nicht auch die schönste Kirche? fragte Wolf.

Sie sah ihn verwundert an. Es war, als ob sie sprechen wollte, aber sie schwieg wieder, Wolf bemerkte ihr Zögern und sagte mit leisem Vorwurf: Sie wollten Vertrauen haben! Lächelnd antwortete sie:

— Ich wollte fragen, ob die Ketzer, ob Sie auch an Gott glauben?

Wolf schwieg eine Weile, sah sie mit einem Blicke an, der ihr bis in's Herz drang und erwiederte: Wir glauben an ihn, wir lieben ihn und wir wollen, daß sich alle Menschen als Brüder lieben.

Das war ganz anders, als wie die Priester und Nonnen von den Ketzern erzählen. Teresa schwieg und dachte an Alles, was sie schon in Launeck erlebt hatte. An Gertrud, die ihr so lieb war, sie wußte selbst nicht, warum; an Wolf, der so schön, so klug und liebenswürdig war, wie Matteo, und auch fromm, obwohl auf andere Weise.

Plötzlich wurde das arme Kind von furchtbarer Angst befallen. Wie? wenn es nun der Böse gewesen [229] wäre, der sich in Wolfs Gestalt gekleidet, um ihre arme Seele irre zu leiten? Ihren Rosenkranz hatte sie vergessen, aber ein Amulet von dem Holze des »wahrhaftigen Kreuzes der Erlösung« trug sie immer auf der Brust. Sie zog es hervor und betete eifrig und wagte erst gar nicht zu Wolf aufzublicken, denn sie meinte, sein schönes Gesicht würde ihr in fürchterlichen Verzerrungen entgegenstarren. Als sie sich endlich ermannte, zu ihm aufzuschauen, sah sie ihn ernst, und traurig fast, aber schön und mild, wie der Sommerabend, der sie umgab. Und doch wollte ihre Angst nicht weichen; in ihrem Gebete wurde sie oft gestört, sie dachte plötzlich nicht mehr an die Gebenedeite; statt des Rosenkranzes lag die Rose in ihrem Schooße, die sie von Wolf bekommen hatte. »Rosen giebt man nur

denen, die man recht lieb hat!« dachte sie; dann folgte wieder ein »Ave Maria, gratia plena«. Und so ging es fort in unruhiger Pein, bis der Nachen am Fuße der Terrasse anhielt. Hier wurden sie durch den suchenden Friedrich von Matteo's Ankunft in Kenntniß gesetzt und die aufgeregte Teresa eilte hastig in's Schloß, um in das treue Herz des Seelsorgers ihre Schmerzen und Besorgnisse auszuklagen.

Er ließ sie erzählen und weinen, tröstete sie und [230] gab ihr Rath und bestand in derselben Zeit den schwersten, bittersten Kampf seines Lebens.

Die Liebe war eingezogen in das junge Herz, das früher sein ausschließliches Eigenthum gewesen war. Und diese junge schüchterne Liebe, die er mehr errieth als erkannte, war von einem mächtigen Feinde bedroht. Der Eid der Mutter, der Ehrgeiz des schlauen Alamus, der Stolz der gräflichen Familie, und daneben dies unerfahrene Kind, das nicht lügen und heucheln mochte und an keine andere Sünde glaubte, als an die der Ketzerei. Aber Matteo stand ihr zur Seite mit treuer Liebe. Wenn er eine Heimath für sie erringen konnte, wie er sie ihr gegeben hätte, wäre er sein eigen gewesen, dann wollte er gern zurücktreten und sie nie mehr sehen; wollte die unverschuldete Sünde büßen sein Leben lang. Darum lag in seinen Worten ein starker Trost; darum verschwand die Angst aus Teresa's Seele und darum fühlte sich Matteo, trotz seines Schmerzes, so frei und stolz, als er die Hand auf das Haupt der Beichtenden legte und ihr mit dem Segen des Priesters den Segen des Freundes gab.

❄

XIII.

[231]

Ein Regentag fesselte die Bewohner Launecks im Schlosse, die alle mehr oder weniger den Einfluß des naßkalten Wetters auf ihre Stimmung fühlten. Gertrud war es nie so unheimlich in der Gesellschaft der Verwandten gewesen und sie zog sich gleich nach dem Essen in die Bibliothek zurück, um ihre lieben Dichterfreunde aufzusuchen. Aber sie konnte nicht lesen und trat an das Fenster. Die Berge waren halberfüllt von den unablässig niederströmenden Regenggüssen. Der Rhein wälzte glanzlose Wogen vorüber, klagend und widerstrebend neigten sich die hohen Pappeln im Sturme.

— Der Regen wird aufhören, dachte Gertrud, der Fluß wird den glänzenden Himmel wiederspiegeln, die Berge werden prangen im Sonnenlicht! Mariens Lied fiel ihr wieder ein: »ewiger Wechsel ist hienieden mit den Menschen und dem Glück« das Ewigwahre durfte sie wohl nie auf Erden suchen?

— Ein weicher Arm legte sich um ihren Nacken; sich umwendend blickte Gertrud in Teresa's Augen.

[232] — Mein liebes Kind, sagte sie zärtlich, was ist Ihnen? Sie sehen bleich und angegriffen aus.

— Und doch ist mir ganz wohl, erwiederte die Italienerin, aber mich friert, und darum, fügte sie leiser hinzu, darum bin ich zu Ihnen gekommen; wenn ich Sie sehe und höre, wird mir so warm, als wenn ich in meiner Heimath wäre.

Gertrud zog das Mädchen näher zu sich heran und sagte: — Das kommt wohl daher, daß ich Dir so von Herzen gut bin.

— O Gertrud, rief das Mädchen, wenn Du wüßtest, wie mich das glücklich macht! Du glaubst wohl nicht, fuhr sie nach einer

Pause fort, daß ich viel um Dich gelitten habe!

— Um mich? habe ich Dich gekränkt?

— O nein, nein! rief Teresa lebhaft und drückte Gertruds Hände an die Lippen. Du bist immer ganz Güte und Milde — aber mir ist dabei zu Muth, als wäre ich nicht werth, diese Güte zu genießen.

— Sonderbares Kind!

— Ich will Dir Alles sagen Gertrud, Du bist so klug, Du kannst mich vielleicht noch besser über mich selbst belehren, wie Matteo; ich habe Dir gewiß nie [233] ein böses Wort gesagt, obwohl ich leicht heftig bin? nicht wahr, das habe ich nie gethan?

— Niemals! erwiederte Gertrud lächelnd.

— Ich habe ja auch nie einen unrechten Gedanken gegen Dich gehabt, fuhr das junge Mädchen fort; Du bist mir zu jeder Stunde lieb und heilig, und doch ist mir oft, als hätte ich ein großes Unrecht gegen Dich begangen, als dürfte ich den Blick nicht zu Dir erheben; denke nur, gestern Abend, als Du mir zur guten Nacht Mund und Augen küßtest, habe ich noch stundenlang in meinem Bett geweint, o! so bittre, bittre Thränen, wie noch nie im Leben. Und doch habe ich schon viel geweint.

Gertrud war sehr traurig geworden, sie schüttelte wie abwehrend den Kopf, aber sie antwortete nicht.

— Sprich, Gertrud! sprich! bat die Italienerin; ich muß sonst glauben, Du weißt, was mich drückt und willst es nur aus Schonung nicht sagen.

— Ich weiß, was Dich drückt?! wiederholte Gertrud halb zweifelnd, halb bestätigend. Das wenigstens weiß ich, meine liebe Teresa, daß Du niemals mit Vorbedacht gegen mich sündigen wirst.

— Also doch unbewußt, also doch! rief das Mädchen erschreckt und faltete angstvoll die Hände.

[234] — Das habe ich nicht gesagt, Teresa, ich wollte Dir nur die Versicherung geben, daß ich, was auch geschehen möge, nie an Dir zweifeln kann.

Die Worte gaben Teresa's Gedanken plötzlich eine andere

Richtung, sie dachte an die Aufgabe, die ihr zugetheilt war und zitterte. Hier in diesem Zimmer sollte sie suchen — o wie glücklich würde sie sein, wenn alle Nachforschungen vergeblich wären! Sie schauderte bei dem Gedanken, daß durch sie das Glück der Familie gestört werden sollte, von der sie mit tausend Freundlichkeiten überhäuft wurde. Sie wollte sich von diesen quälenden Bildern befreien und wandte sich mit der Frage an Gertrud: Wer ist Dir eigentlich am liebsten von den vielen Menschen, die hier sind?

— Mein Bruder Heinrich, antwortete Gertrud, aber sie erröthete bei dieser Unwahrheit.

— Nun das versteht sich von selbst, sagte Teresa; aber nach Deinem Bruder?

— Marie von Grimbach.

Die Italienerin schüttelte den Kopf. — Das Fräulein ist sehr nett, sagte sie, aber doch nicht so, wie ich die Menschen liebe und wie Du sie lieben kannst. Sie ist zu still und zu klug; ich glaube, sie kann nicht weinen und nicht glücklich sein.

[235] Gertrud antwortete nicht, Teresa fuhr fort: Ich will Dir sagen, wer Dir am liebsten ist: es ist der schöne Wolf und ich bin ganz glücklich, daß wir uns in dieser, dieser… sie schwieg und wurde dunkelroth.

Gertrud hatte sie verstanden, aber sie antwortete nicht. Sollte das arme Kind dieselben Schmerzen tragen! wie sie? Die Vorzimmerthür wurde heftig aufgerissen; Wolf trat ein. Zuerst sah er nur Gertrud, weil Teresa hinter dem Vorhange verborgen war und sagte in heftigem Tone: Warum sondern Sie sich immer ab? Seit einer Viertelstunde habe ich Sie gesucht.

— Adieu, liebste Gertrud, sagte die hervortretende Teresa, adio, cara, carissima! an Wolf ging sie mit leichter Verbeugung vorüber und verließ das Zimmer. Wolf war nahe daran, ihr zu folgen, aber er bezwang sich und näherte sich Gertrud.

— Sie haben mich gesucht? fragte sie mit erzwungener Ruhe.

— Ja, mein Fräulein! aber ich bedauere aufrichtig, dies trauliche tête-à-lête gestört zu haben. Dabei sah er ingrimmig

umher.

— Ich verstehe Sie nicht, sagte Gertrud.

— Sie wollen mich nicht verstehen, antwortete er; [236] aber ich kann auch deutlicher reden. Ich finde es nicht passend, Gertrud, daß Du dies Kind zur Vertrauten unseres Geheimnisses machst!

— Sie thun mir Unrecht, sagte Gertrud, ich habe dem Kinde nichts vertraut — was Ihnen schaden könnte, wollte sie hinzusetzen, aber sie bezwang sich und unterdrückte den Nachsatz.

— Ich begreife Dich nicht! rief Wolf heftig; wahrlich ich begreife Dich nicht! Einmal die Innigkeit, die Liebe selbst, und dann wieder ein kaltes, fast höhnisches Zurückziehen. Gertrud, Gertrud, Du treibst ein frevelhaftes Spiel mit meinem Herzen!

— Nein Wolf, sagte sie ernst und ruhig, ich bin, was ich war, aber Deine bittern, höhnischen Worte von gestern stehen zwischen uns.

— Also meinst Du, ich soll es geduldig, viellicht sogar freudig ansehen, wie das Weib, das ich liebe, seine Wünsche und Neigungen zersplittert und zerstreut? ich soll Dich Antheil nehmen sehen an dem wilden Kampfe der Parteien, und wo ich ein Herz suche, mich begnügen mit einem scharfrechnenden Verstande.

— Du bist ungerecht Wolf!

— Du bist ungerecht! wiederholte er lachend; so sagst Du immer, und das ist Deine ganze Vertheidi[237]gung. Gertrud, Gertrud! Du bringst mich aufs Aeußerste. Deinem Bruder gehört zu jeder Stunde Deine ganze Aufmerksamkeit…

— Er ist ein Sterbender, sagte Gertrud. Wolf hörte sie nicht.

— Und Deine politischen Sympathien und Antipathien werden mit dem Maler besprochen, fuhr er fort, und ich stehe im Hintergrunde und erhalte nur im Vorübergehen ein Wort und einen Blick, der mich ermuthigen soll, auszuharren in demüthiger Verehrung.

— Genug Wolf, übermäßig genug! wir haben uns wohl nie verstanden, wenigstens verstehen wir uns nicht mehr.

Sie wandte sich zu gehen, er hielt sie am Arm zurück und rief

mit bebender Stimme: — Nein, Gertrud! nein! so laß ich Dich nicht! aber sie machte sich los von ihm und eilte fort, er warf sich in einen Lehnstuhl und verhüllte das Gesicht mit den Händen.

So fand ihn Matto, der scheu umherblickend die Thüre geöffnet hatte. Er athmete erleichtert auf, als er den jungen Mann erblickte, näherte sich ihm und sagte: Darf ich bitten, Herr Graf…

— Was wünschen Sie? fragte Wolf mit verstörter Miene.

[238] — Ihre Aufmerksamkeit für eine Viertelstunde, erwiederte der Geistliche, und das Versprechen, Alles was ich Ihnen sage, als ein heiliges Geheimnis zu bewahren.

— Ich höre und ich verspreche zu schweigen.

Matteo erzählte in der Kürze die Lebensgeschichte der Signora Guardi und deutete ihre Rachepläne an, ohne jedoch die in Launeck verborgenen Papiere zu erwähnen. Er sagte, sie wäre durch den Prozeß verarmt und so in Anspruch genommen, daß sie sich genöthigt gesehen habe, ihr Kind der Tante anzuvertrauen. Dann ging er, ohne Namen zu nennen, auf die schändlichen Absichten des Pater Alamus über und schloß mit der Frage: ob das Mädchen nicht für längere Zeit in Launeck gegen diese Nachstellungen ein Asyl finden könnte?

Mit steigender Bewegung hatte Wolf dem Pater zugehört. Teresa's liebliches Bild stand, von neuem Reiz umwoben, vor ihm. Sie war ihm unaussprechlich theuer, das war ihm seit gestern Abend klar; aber was durfte er hoffen? Er dachte an Gertrud — ihr Herz gehört mehr den Erinnerungen, als mir — sagte er entschuldigend zu sich selbst, aber dies reine unberührte [239] Herz, diese frische, kindliche Teresa, wie wird sie lieben!

— Ich danke Ihnen, sagte er, als Matteo geendet hatte; ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Sie sollen es keinem Unwürdigen geschenkt haben. Mag es auch werden, wie es will, die Versicherung gebe ich Ihnen, daß Teresa unter keiner Bedingung in die Hände des schändlichen Priesters, oder ihrer kurzsichtigen Verwandten zurückkehren soll!

— Meine Hoffnung hat mich nicht getrogen! rief der Italiener

mit dankbarer Freude. Meine liebe Teresa hat einen edlen Freund gefunden.

— Wie glücklich würde ich sein, wenn Teresa Ihre Worte bestätigte, sagte Wolf; wenn ich aus ihrem Munde die Versicherung hörte, daß auch sie mich als Freund erkennt — und liebt, fügte er leiser hinzu.

— Wenn auch ihr Mund die Bestätigung nicht giebt, erwiederte Matteo mit schmerzlicher Anstrengung, so hat sie ihr Herz schon gegeben.

Wolf sprang auf und ergriff die Hand des jungen Geistlichen. Ich danke Ihnen! rief er, ich danke Ihnen! Sie haben mich unaussprechlich reich und glücklich gemacht.

[240] Indeß hatte Gertrud eine schwere Stunde; mit über der Brust gekreuzten Armen und gesenktem Haupte ging sie in ihrem Zimmer auf und nieder. Es stürmte ihr durch Herz und Sinn, aber sie konnte keinen klaren Gedanken fassen, und konnte keine Thräne finden, um das bekümmerte Gemüth zu erleichtern. Lorenz würde sie durch das stumme Theilnehmen an ihrem Schmerze getröstet haben; aber er arbeitete an Adelgundens Bilde und Gertrud mochte in dieser Stimmung dem heitern Auge der Gräfin nicht begnen. Allein bleiben wollte sie auch nicht, denn sie versank immer tiefer in die Qual ihrer Empfindung; den Vater will ich aufsuchen, dachte sie und eilte nach seinem Zimmer.

Er war mit Schreiben beschäftigt, legte aber, als die Tochter kam, die Feder nieder und sagte: Gut daß Du kommst meine Tochter; ich möchte gern ein ernstes Wort mit Dir sprechen. Er sah sie forschend an, sie schlug die Augen nieder; nach einer Pause fuhr er fort:

— Ich bin nicht allein Heinrich’s wegen gekommen, liebes Kind. Deine Briefe athmeten seit Kurzem [241] eine Schwermuth und krankhafte Empfindsamkeit, die mich Deinetwegen ängstlich besorgt machte.

Gertrud wollte lächeln, aber Thränen zitterten in ihrem Auge, und sie wandte sich ab.

— Ich frage nicht, was ist geschehen? fuhr Werner fort, *ich* wünsche aber, daß Du Dich aus dieser Stimmung rettest und schlage Dir darum vor, für einige Zeit mit mir nach Frankfurt zu gehen.

Gertrud erschrack.

— Aber Heinrich? sagte sie.

— Heinrich ist freilich schwach, erwiederte der Vater, aber nicht so krank wie ich fürchtete; Du kannst ihn ohne Sorgen verlassen, zumal da er in Lorenz Nähe bleibt.

Gertrud antwortete nicht, Werner fuhr fort.

— Es ist mir doppelt wünschenswerth, Dich stark und frei zu sehen. Ich stehe im Begriff, das Ziel meines Strebens zu erreichen und dazu bedarf ich Deiner Hülfe.

— Meiner Hülfe? ich verstehe Dich nicht, lieber Vater.

— Das ist natürlich. Wir sind uns in dem letzten Jahre so fern gewesen, seit längerer Zeit schon hat Dich der kranke Bruder so in Anspruch genommen, [242] daß Du an meinem Leben und Schaffen wenig Theil genommen hast. Das wird nun anders. Ich hoffe in nächster Zeit eine Mustergemeinde nach Fourier's System gründen zu sehen und in der Gemeinde ist viel für die Frauen zu thun.

— Für die Frauen, sagte Gertrud lächelnd. Haben die Frauen jemals eine Arbeit für das Allgemeine?

— Sie werden sie haben, erwiederte Werner. In dem jetzigen Zustand der Dinge zersplittert sich freilich ihre Thätigkeit und selten können sie mit Befriedigung auf das Resultat ihrer Arbeit zurückblicken. Warum verschwenden sie ihre Wünsche an Nichtigkeiten und *leben* eigentlich nur *einen* kurzen Frühling.

— Nur einen kurzen Frühling, wiederholte Gertrud, aber wie soll das sich wenden?

— Der Frühling kommt freilich nur einmal im Jahre, aber auch die andern Zeiten haben eine Arbeit, oder wie Ihr sagt, einen Genuß.

— Gewiß lieber Vater, antwortete Gertrud, und ich sehe nicht…

— Laß mich ausreden, unterbrach sie Werner. Ich behaupte,

daß für die meisten Frauen das Leben kein Schaffen bringt; es ist also eigentlich nur ein Ve[243]getiren. Ausnahmen heben dagegen die Regel nicht auf.

— Ich weiß nicht, lieber Vater, was Du unter dem Schaffen der Frauen verstehst. Mir ist immer die Erziehung der Kinder als der Beruf und Lebenszweck der Frauen erschienen.

— Mein liebes Kind, das ist auch eine der vielen Phrasen, eines der Worte von schönem Klange, welche wir nachsprechen, ohne uns den Inhalt recht klar zu machen. Was verstehst Du unter Erziehen?

— Das Ausbilden der vorhandenen Anlagen und Kräfte und das Ordnen derselben.

— Gut, mein Kind! aber bei diesem Fördern und Ordnen muß man ein Ziel, einen Zweck im Auge haben.

— Gewiß lieber Vater. Dies Ziel ist die Zukunft.

— Nun wohl, Gertrud, sag mir aufrichtig, können die Frauen mit ihrem beschränkten Gesichtskreise, mit ihren, nur einen geringen Theil der Gegenwart umfassenden Interessen, irgend etwas für die Zukunft thun? und doch ist die Zukunft recht eigentlich ihre Lebenssphäre, denn die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts ist, wie Du ganz richtig bemerktest, ihr eigentlichster Beruf. Um demselben zu genügen, [244] müssen sie aber die Gegenwart vollständig begreifen in allen ihren Mängeln und Vorzügen, denn nur so erwächst ihnen die Kenntniß dessen, was noth thut. Man begreift aber nie seine Zeit, wenn man nicht an ihren Arbeiten und Kämpfen Antheil nimmt.

— Aber hält uns nicht unsere physische Schwäche von diesem Antheil zurück?

— Liebe Gertrud, erwiederte Werner lächelnd, meinst Du, ich wollte Dich mit Deinen Schwestern auf die Barrikaden stellen? gewiß nicht! ich erwarte überhaupt kein Ziel von den Kämpfen, welche Du im Sinne hast. Wir kämpfen auf dem Felde der Wissenschaften und Künste; wir erobern durch Entdeckungen im Gebiete der Mechanik; wir arbeiten zum Fördern des allgemeinen

Reichthums, und an diesem Streben müssen die Frauen Antheil haben. Sie wachsen mit der Zeit der Zukunft entgegen; sie verknöchern sich nicht mehr in engherziger Eigensucht; sie treten nicht mehr hemmend dem Bedeutenden entgegen, aus Furcht, das Geringe zu verlieren, und weil in ihnen unzweifelhaft der Trieb liegt, das Getrennte zu verknüpfen, das Rauhe zu mildern, das Ungeordnete in harmonische Verhältnisse zu bringen, wird ihre Arbeit die nützlichste und lohnendste sein.

[245] — Aber die Frauen, welche ihren Beruf verstehen, müssen jetzt schon diese Arbeit finden können, meinte Gertrud; Werner schüttelte den Kopf.

— Du überlegst nicht was Du sagst, liebes Kind, erwiederte er. Dein Bewußtsein muß Dich überzeugen, daß Du zu den bedeutenden Frauen gehörst. Du hast ein Verständniß für die Schmerzen der Zeit, Du kannst dem Allgemeinen Opfer bringen — aber findest Du eine Arbeit, die Deiner Thatkraft entspricht? Du schweigst, fuhr er nach einer Pause fort, aber Dein Auge sagt ein trauriges Nein! Und das ist auch nicht anders denkbar. Der Mensch ist als vernünftiges Wesen ein Atom, ein Nichts; von dem Leben des Ganzen getragen, wird er zum fruchtbaren Keim, aus dem das Größte erwachsen kann.

Die Philosophie macht das *Ich* zum Gott; das Ich kann nicht einmal die Gattung erhalten. Und wie das Individuum nur aus der Vereinigung des *Ich* und *Du* entsteht, so erwächst das Menschheitleben erst aus der Vereinigung Aller, und das Menschheitleben in seiner freien Entwicklung ist wiederum der einzige Grundstein zum Glück jedes Einzelnen.

— Das habe ich zuweilen auch gedacht, sagte Gertrud, wenn ich mich auf Schritt und Tritt von [246] eiteln Rücksichten und Formen gehemmt sah, oder wenn mir Unverstand und Neid widerstrebten; aber dann habe ich mich mit der Ueberzeugung getröstet, daß in der Endlichkeit die Harmonie unmöglich ist!

— Das heißt, auch Du nimmst im feigen Verzagen das Gegebene ohne Weiteres an und fragst nicht weiter: wie kann es

sein? und: wie soll es sein? Das Endliche an und für sich ist freilich immer unvollkommen, weil es beschränkt und begränzt ist; aber es ruht in der Unendlichkeit, es hat Theil an derselben, es wird in ihr aufgehen. Für den Menschen ist die Menschheit die Repräsentation des Unendlichen, und darum liegt nur im Fortschreiten des Einzelnen mit dem Ganzen die Befriedigung am Leben und die Zweckmäßigkeit des Schaffens.

— Damit das Schaffen ein zweckmäßiges sein kann, muß man aber doch mit ganzer Seele dem angehören, was man thut, warf Gertrud ein. Sollen die Frauen an den Arbeiten Theil nehmen, so werden sie die Erziehung vernachlässigen müssen.

— Aber Gertrud, was ist denn das Erziehen anders, als das Einführen der jungen Kraft in die Arbeiten und Bestrebungen der Zeit! Alles was wir lernen, soll nur dazu dienen, uns zum Verstehen und [247] Erfassen der Zeit tüchtig zu machen, was nicht dazu führt, ist unnütz. Aber alles Dagewesene ist auch dazu dienlich, denn aus dem Vergangenen ist das Gegenwärtige erwachsen. Nun sage mir aber: wer kann am besten in das Leben einführen? der müßig Zuschauende oder der thätige Arbeiter?

— Der müßig Zuschauende übersieht einen größern Kreis, meinte Gertrud.

— Er übersieht ihn, denn er versteht, er durchdringt ihn nicht, entgegnete Werner. Und überdies möchte ich wissen, was ihr Frauen überseht? Eure Wünsche reichen von einer Jahreszeit zur andern und das Ziel Eures Lebens ist eine Heirath.

Gertrud wandte sich ab und antwortete nicht, nach einer Pause fuhr Werner fort: Vielleicht habe ich Dich verletzt; dann hast Du mich aber nicht verstanden. Ich tadle nicht den Wunsch, dem geliebten Manne anzugehören, das hieße die Natur tadeln, die ewig, unabänderlich in ihren Gesetzen ist; aber ich verdamme und verachte das Sichverkaufen um einen Namen, um einen Stand in der Gesellschaft…

— Und Du bist ungerecht darin, fiel Gertrud ein. So wie das Leben einmal ist, haben die meisten [248] Frauen eigentlich nur in

der Ehe, das heißt, als Mutter, eine Arbeit, einen Zweck im Leben.

— Ich verdamme darum auch nicht das Weib, das sich in dieser Weise erniedrigt, aber die Gesellschaft, die solche Erniedrigung schuf und erhält. Ich weiß aber auch, daß sie nicht dauern wird.

— Nun wohl, mein Vater, so wollen wir mit einander auf die bessere Zeit warten und hoffen.

— Warten und hoffen thut's nicht, entgegnete Werner. Wir müssen kämpfen und treiben; das heißt, die Frauen, welche die Gebrechen unserer Zustände verstehen, müssen den Muth haben, sie zu nennen und immer wieder darauf hinzuweisen. Aus dem Erkennen wächst der Muth, das Widrige abzuschütteln.

— Und diese Mission, die Mission des Anklägers hast Du mir zugetheilt?

— Dir und Allen, die das Leben verstehen.

— Das ist eine Dornenkrone, mein Vater.

Werner war aufgestanden und faßte Gertrud's Hand.

— Dornen tragen Rosen, liebes Kind, sagte er. Weißt Du denn nicht, daß auch der Blumenkranz der Freude, der Dir in unserm Leben zu Theil werden könnte, bald verwelket zu Deinen Füßen liegen muß?

[249] — Du hast Recht, lieber Vater, sagte das Mädchen, die Dornen verwelken nicht. Eine Thräne hing an ihren Wimpern, sie zerdrückte sie rasch, trat an's Fenster und schaute in das blühende Sommerleben hinaus. Die Regenwolken waren vorübergezogen, der Himmel glänzte in tiefem Blau. Heinrich stand unter den Bäumen im Sonnenschein: ein wehmüthiges Lächeln zuckte um Gertruds Lippen. Werner war zu ihr getreten, hatte ihren Blick und ihr Lächeln verstanden, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte:

— Auch der Tod ist Leben!

— Aber ein anderes Leben, ein anderes Schaffen, und wer sagt mir, ob ich das wieder finde, was ich hier liebte und verlieren mußte?

— Ob wir den Gegenstand wieder finden, das ist gewiß eine Frage, aber ob wir das Gefühl bewahren, das, liebe Gertrud, bedarf

wohl keiner Antwort.

— Und das genügt Dir? fragte Gertrud.

— Vollkommen, mein Kind. Harmonie mit dem Ganzen, das ist meine Glückseligkeit! In Liebe ist Harmonie, Liebe ist die Bethätigung der Gottheit; ob ich als Ausfluß derselben das Einzelne umfasse, ob ich im Ganzen mit dem Ganzen liebend verschmelze, das ist eins.

[250] — Sonst konnte ich gläubig lesen: »ich will Euch wieder sehen und Euer Herz soll sich freuen und Eure Freude soll Niemand von Euch nehmen.«

— Aber im Ganzen wirst Du das Einzelne umfassen, liebe Getrud, und das Einzelne befriedigt uns nie. Auch in der reinsten Liebe sind Zweifel und Mißverständnisse.

Eben ging Wolf mit Matteo am Fenster vorüber. Getrud fühlte aufs Neue die kaum besiegte Pein. — Du hast Recht, sagte sie zum Vater; aber ich spinne mich oft so ein in mein kleines Leben, daß ich für das Weite, Große keinen Blick und kein Empfinden habe. Ich will mit Dir nach Frankfurt gehen.

— Gut, liebes Kind! Günter, der morgen zurückkommt, wird uns begleiten. Wir reisen übermorgen. Er küßte Gertrud auf die Stirn und setzte sich wieder zum Schreiben. Gertrud ging in den Garten hinab und fand Heinrich, Marie und Teresa unter den Linden. Sie gingen langsam auf und nieder und erfreuten sich an der frischen Luft und dem glänzenden Naß auf Blumen und Blättern.

— Solche Stunden geben mir neuen Lebensmuth, sagte Heinrich; wie ein Gewitter liegt die Krankheit auf mir, aber sie wird vorübergehen, wie die Wolken, [251] die der Wind zertheilt, und dann athme ich wieder frisch und frei im schönen Leben.

— Ach ja, das Leben ist schön, rief Teresa, so schön, daß ich oft verwundert frage, wie das Herz das Alles bewältigen soll. Ihr Auge hatte auf Wolf geruht, der mit Matteo die Allee herauf kam. Marie sah dem bleichen Heinrich ins Gesicht und seufzte, Gertrud schaute über den Strom, über die Berge zu dem glänzenden Himmel auf

und ihre Schmerzen zerflossen in Hoffnung.

— Aber Ihr seid verstimmt, fuhr Heinrich fort, Marie und die Schwester anschauend, und könnt auf meinen Freudenruf nicht antworten. Und doch liegt jetzt das Leben so reich und schön vor uns. Ich weiß nicht, was mir den Blick so lange verschleiert hat, ich sehe erst jetzt, wie viel wir zu ernten haben. Ich werde ehrgeizig, fuhr er lächelnd fort, ist das nicht auch ein Zeichen der Genesung?

Gertrud erzählte von ihrer Reise nach Frankfurt, Heinrich bedauerte, sie nicht begleiten zu können. — Ich fühle mich doch noch zu matt, sagte er, aber ich hoffe, daß ich Dich abhole. Lange werde ich es ohne Dich nicht aushalten.

— Fräulein Marie ersetzt vielleicht meine Stelle, [252] sagte Gertrud und wunderte sich über das Erröthen der Angeredeten.

— Und ich werde mich mit Ihnen freuen, sagte Teresa, und alle Tage mit Ihnen von Gertrud sprechen; denn gewiß werde ich das Heimweh haben nach dem geliebten Schwesterherzen. Sie legte die Arme um Gertruds Nacken und den Kopf auf ihre Schulter. Gertrud strich leise über das liebliche Gesicht, ihre Gedanken waren ein Segenswunsch für das Kind. Matteo und Wolf waren näher gekommen.

— Ein liebliches Bild, sagte der junge Geistliche, wie schön wäre Teresa als Himmelskönigin.

— Ich möchte sie von Lorenz malen lassen, erwiederte Wolf, aber ich fürchte, die sonderbare Kleine erlaubt es nicht.

— Als Heilige läßt sie es sich vielleicht gefallen, ich will es ihr vorschlagen, sagte der Pater, sprechen Sie mit dem Maler, Herr Graf.

— Sobald als möglich, antwortete Wolf und schlug den Seitenweg ein, um Gertrud nicht zu begegnen.

❄

XIV.

[253]

WERNER WOLLTE seine Tochter in die Paulskirche führen; in der Bockenheimer Allee trafen sie mit Günter und Roderich zusammen, die ihnen entgegen gegangen waren.

— Sie werden interessante Verhandlungen hören, mein gnädiges Fräulein, sagte der Legationsrath. Das Parlament ist, wie Sie wissen, in ein neues Stadium seiner Wirksamkeit getreten; die *Grundrechte* werden berathen, und man hat neuen Zuwachs von Selbstgefühl und Arbeitsmuth errungen.

— Vom Vater habe ich schon gehört, daß Sie ein entschiedener Verächter der Paulskirchenweisheit sind, erwiderte Gertrud, aber daß Sie Ihre Geringschätzung auch auf die Grundrechte übertragen…?

— Und warum sollte dies Theilchen »Paulskirchenweisheit«, wie Sie, mein gnädiges Fräulein eben sagten, meine besondere Anerkennung verdienen?

— Weil in demselben vom Volke eine starke Wehr und Waffe gegen Eure Politik gegeben wird, antwortete Werner.

[254] — Sage lieber: gegeben werden könnte! denn Ihr habt sie noch nicht, warf Günter ein.

— Du zweifelst an dem Gelingen unseres Werkes? rief Gertrud.

— Unseres Werkes! wiederholte Günter lächelnd; hat die kleine Schwärmerin auch Partei ergriffen? stehst auch Du unter dem schwarz-roth-goldnen Banner?

— Gewiß, lieber Onkel! antwortete Gertrud; hast Du unser erstes Gespräch auf Nonnenwerth vergessen?

— Und wissen Sie noch nicht, mein Herr Graf, daß die Politik

jetzt das modische Joujou der Damen ist? sagte Roderich.

— Die Damen sind wohl bei den Diplomaten in die Schule gegangen? fragte Gertrud und Werner meinte:

— Wenn jetzt auch die meisten Frauen die Politik als Ausfüllungsmittel unbeschäftigter Stunden ansehen, so werden sie doch unvermerkt auf den Ernst der Zeitinteressen hingewiesen. Ich hoffe, die Paulskirche soll uns wackere Patriotinnen erziehen.

»O Danton, Du hattest Dich sehr geirrt und mußtest den Irrthum büßen«, rief der Legationsrath. [255] Aber ich will hier nicht den Ankläger spielen; Fräulein Gertrud wird sich bald durch Augenschein überzeugen, was von dem Patriotismus der modernen Politikerinnen zu erwarten ist. Sie gehen eben nicht bei uns in die Schule, mein gnädiges Fräulein, sondern bei den falschen Propheten der Neuzeit.

— Und die sind? fragte Gertrud lächelnd.

— Alle, die dort in der berühmten Kirche dem Volke Freiheit und Einheit versprechen und jetzt mit großem Geschrei die Grundrechte als Grundstein ihrer Unsterblichkeit einsegnen.

— Du weißt, daß ich den blinden Enthusiasmus der Zeit nicht theile, sagte Werner; aber in den Grundrechten sehe ich die beste, vielleicht die einzig gute Arbeit des Parlamentes. Daß wir Alle die Einheit wollen, daß die Masse, oft unbewußt, aber aus innerstem Bedürfniß diesem Ziele zustrebt, bedarf gewiß keines Wortes.

— Auch das ist nur ein heilig gesprochener Irrthum, rief der Legationsrath. Wenn es sich darum handelt, Reden zu halten und Toaste auszubringen, singt Alles Variationen auf Vater Arndt's allbekanntes Lied »vom deutschen Vaterlande«; in Wahrheit gibt aber Keiner sein Vaterländchen und sein Natio[256]nalitätchen auf, noch weniger seine Rechte und seinen Besitz. Laß uns nur erst zu den Privilegien, Lehen und Hoheitsrechten kommen!

— Kämpfe wird es geben, erwiederte Werner, aber gerade aus diesen, unmittelbar in den Staatshaushaltplan eingreifenden Fragen wird das segensreichste Resultat erwachsen. Laß mich ausreden, lieber Freund! Eure oder vielmehr jener Herren vielgepriesene

politische Einheit ist nichts — die materielle Einheit müssen wir haben und sie wird am sichersten aus der socialen Gliederung erblühen.

— Nein, Werner, rief Günter dazwischen, das ist der traurige Irrthum, in welchem Du Dein Leben verzehrst. Wie die politische Einheit an dem Widerstreben und der Rivalität der Machthaber scheitert, so scheitert die sociale Gliederung, das heißt die Harmonie der gewerblichen Interessen an der Eigensucht der Persönlichkeiten.

— Wie man mit aller Kraft der Seele an einem tröstenden, ermuthigenden Ideale festhalten mag, begreife ich wohl, antwortete der Socialist gereizt; aber wie man sich für die Arbeit der Gegenwart und Zukunft durch solchen kleinlichen Zweifel untauglich zu machen bemüht sein kann, das ist mir unklar.

[257] — Aber, lieber Vater! bat Gertrud ängstlich.

— Nein, mein Kind, rief Werner heftig, nein, das kann ich nicht entschuldigen oder übergehen. Beständig klagen wir das Allgemeine an, statt zu thun, was an uns ist in dem kleinen Kreise, den wir beherrschen. Der Glaube an die Besserungsfähigkeit des Ganzen muß uns nach allem Mißlingen im Einzelnen wieder aufrichten. Seit so und so vielen Jahren wiederholen wir gläubig die Worte des großen Dichters:

»Und die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual«.

Und dabei beruhigen wir uns, statt die Qual des Menschen zu vernichten und so die harmonische Welt zu begründen. Oder meint Ihr, der Mensch wäre mit dieser Qual geboren, das heißt zu dieser Qual bestimmt? Ihr mögt den Urquell des Lebens nennen, wie Ihr wollt, vernünftig muß er sein, und nur im Glück der Urnatur liegt der Beweis von der Vernunft der schöpferischen Kraft.

— In diesen Irrgängen möchten wir den Faden der Ariadne vermissen, meinte Roderich. Ich frage nicht: wozu bin ich

bestimmt? Was *könnte* ich haben, ohne dieses *Wenn* und jenes *Aber*; ich nehme [258] das Leben, wie es ist, ich frage: was habe ich? was kann ich? und danach richtet sich mein Wollen und Wünschen, und in diesem mich Beschränken finde ich Freiheit und Glück.

— Nein, rief Werner, nein! weder Freiheit noch Glück, nur ein egoistisches Genügen an dem, was Dir eben die Stunde bringt.

— Lieber Freund, den Egoismus wirst Du nie aus der Welt entfernen, sagte Günter. Wir Alle leben zunächst und hauptsächlich für uns selbst. Es ist Lüge oder Selbstbetrug, wenn wir sagen: wir leben nur für diesen oder jenen Zweck, für diesen oder jenen Menschen. Das Streben, dem wir unsere Kräfte weihen, ist eben das, was unserer Entwicklung am förderlichsten ist; die Persönlichkeit, der wir dienen, ist eben die Ergänzung unserer Individualität und so ist zuletzt jede Arbeit, jede Aufopferung eine Bethätigung unserer Selbstliebe.

— Und *diese* Selbstliebe ist vollkommen berechtigt, sie ist vom bewußten Leben, vom Leben der Persönlichkeit untrennbar, entgegnete Werner; sie aufgeben, hieße die Individualität vernichten. Das wollen wir nicht, das können wir nicht wollen. Wir erkennen in Allem, was da ist, die Berechtigung zum [259] Sein, wir wollen nur die Ausartungen und Verstümmelungen des Lebens entfernen, wir wollen immer nur das Vernünftige, das heißt, das Zweckmäßige und Mögliche.

— Dabei mußt Du nur nicht vergessen, daß die Theorie Manches anerkennt, was die Praxis doch nicht annimmt und ausführt, sagte Roderich.

— Auch das ist wieder eine der bequemen Redensarten, in welche sich Trägheit und Feigheit gar wundervoll einhüllen, erwiderte Werner. Ich lebe im Endlichen, in der Beschränkung von Zeit und Raum; mein Auge reicht nicht darüber hinaus; ich kenne keine Formen, die einem andern Lebenskreise angehörten. Was also Existenz in meinem Geiste hat, muß auch in der Welt, die mich umgiebt, eine Gestalt finden, in der er sich darleben kann.

— Zugestanden, sagte Günter, sobald Du, lieber Freund, der

einzige Beherrscher des Lebens bist. Jede Persönlichkeit faßt dasselbe anders auf, spiegelt es auf andere Weise zurück, sucht andere Gedanken in andern Formen zur Geltung zu bringen. Darum der nie endende Wettstreit, der unversöhnliche Kampf, darum die Unmöglichkeit der Einigung, noch mehr die der *Einheit*.

[260] — Die Einheit in ihrer Vollendung wäre Tod, fügte Roderich hinzu; eine starre Form, in der Alles nutzlos begraben läge.

— Einheit ist ja keine Gleichförmigkeit, rief Werner. Einheit ist Harmonie und ist, je vollendeter sie sich gestaltet, um desto lebensvoller und wechselreicher. Der Wettstreit muß und wird immerdar im Leben bleiben; aber der Kampf, der erbitterte, haßerfüllte, vernichtende Kampf muß und wird aufhören. Der Wettstreit fördert, belebt und schafft, er schmückt das Leben und giebt segensreiche Siege. Jede Persönlichkeit faßt, wie Du richtig bemerktest, die Welt nach ihrer Weise auf und spiegelt sie auf ihre Weise wieder; aber das schließt das Erkennen des gemeinsamen Zieles nicht aus.

— Und wo ist das gemeinsame Ziel? fragte Günter.

— Das gemeinsame Ziel ist das Glück.

— Ich möchte wieder fragen: was ist das Glück? ich weiß es nicht, lieber Vater; nicht einmal für mich selbst, viel weniger für Andere, sagte Gertrud.

— Und doch ist die Antwort leicht zu finden, entgegnete Werner; sie fühlt sich noch ehe wir sie denken. [261] Glück ist Befriedigung im Schaffen und Genießen. In welcher Form uns diese Befriedigung gegeben werden kann, das ist die Frage, die wir selbst nur zu beantworten vermögen.

— Müßtest Du nicht sagen: die Form, in welcher Befriedigung gegeben werden *könnte*? fragte Gertrud. Und suchen nicht Manche ihr Leben lang vergebens nach der Form, die sie bedürfen?

— Gewiß, liebes Kind, antwortete Werner; ich war mit meinen Gedanken der Zeit vorausgeeilt. Das Leben der Zukunft wird uns aber alle möglichen Formen geben, und das war's, was ich erst

schon auf Deinen Einwurf, lieber Günter, erwidern wollte: das Erkennen des gemeinsamen Zieles oder vielmehr das Erkennen der Gestalt, in welcher das Glück den Menschen zu Theil wird, läßt noch immer die Wahl der verschiedenen Mittel und Wege übrig, welche uns zu dem Ziele führen, und welche uns die gewünschten Formen zu eigen geben, und in dieser Wahl wird den verschiedenen Persönlichkeiten geboten, was *ihnen* eben nothwendig ist. Ich arbeite dort, Du arbeitest hier, aber wir Beide schaffen für das Allgemeine, und nur aus dem Gedeihen des Ganzen erwächst mein partielles Wohlbefinden.

[262] — Mais, c'est tout comme chez nous! rief der Legationsrath.

— Entschuldige, lieber Freund, wenn es so wäre, so hätten wir die Einheit, eine bessere, als die, nach welcher die Paulskirchenjünger, Ehren-Gagern an der Spitze, so eifrig suchen. Du hast uns vorhin gesagt: »ich frage, was habe *ich*? was kann *ich*? und danach richtet sich mein Wollen und Wünschen.« Mit anderen Worten heißt das nur: hier stehe, hier besitze *ich* — wenn dies nur bleibt, so mag die Welt in Trümmer gehen! Und so denkt, so lehrt, so handelt Alles. Sogar bis in die ewige Seligkeit folgt uns diese Eigensucht, die von der Eigenliebe gar sehr verschieden ist. »Werde Du gut und fromm, dann darfst Du fort und fort mit den Engeln Halleluja singen«, heißt es. »Dein Bruder, der den Armen nichts giebt; Dein Vetter, der nicht zur Kirche geht; Dein Weib, das sich lieber mit hellen Gewändern und Blumen schmückt, anstatt Buße zu thun im Sack und in der Asche, sie Alle werden der ewigen Pein verfallen.« Und das hören wir ganz gemüthlich an, suchen fromm und gut zu sein, damit wir Halleluja singen dürfen, und kümmern uns wenig um das Heulen und Zähneklappern der Andern.

[263] Die Zuhörer lachten und Werner fuhr fort:

— Dies amüsirt Euch, weil Ihr diese Schwäche, diesen Irrthum überwunden oder nie besessen habt, oder vielmehr nie von ihm besessen seid. Aber wenn ich Euch sage: im täglichen Leben macht Ihr es eben so, um nicht aufzugeben, was Ihr errungen oder ererbt

oder zufällig gefunden habt; um nicht einige Jahrzehnte Eures *bevorzugten* Lebens zu opfern, laßt Ihr die Welt in den alten Banden — was antwortet Ihr dann? Und doch muß ich es Euch wieder und wieder sagen. Später wird die Einheit — ich sage nicht Gleichmäßigkeit — später wird die Einheit der Erziehung Roheit und Unwissenheit vernichten, aber jetzt müssen wir, die wir das Evangelium der *thätigen* Menschenliebe predigen, unser Behagen und Genießen opfern. Wir müssen mit voller, warmer Herzensempfindung dem begeisterten Dichter nachbeten:

»Gieb mir kein Glück, das Andere nicht theilen,
Gieb, daß ich's theile, mir Gedankenbrot;
Ich mag nicht unterm sichern Dache weilen.
So lang die Menschheit rings in Kampf und Noth!«

— Aber, liebster Werner, ich bitte Dich, was soll der Menschheit daraus an Glück erwachsen, wenn Du [264] und ich in die elendesten Kneipen gehen, anstatt in den weißen Schwan oder ins Café Milani? fragte Roderich.

— Von Dir und mir ist nicht die Rede, entgegnete Werner. Wohl aber könnten die Männer, die dort rathen und klügeln, viel thun und schaffen, wenn sie, statt über das Volk und für das Volk, mit dem Volke sprächen, und noch mehr, wenn sie mit ihm lebten; das heißt, wenn sie, wie die Fourieristen, verlangen, mit ihm arbeiteten, in der Gliederung der Gewerbthätigkeit, die unser System vorschreibt.

Sie waren in diesem Gespräche an das Thor gekommen und waren über die Bockenheimer Gasse, den Theaterplatz und an der Hauptwache vorübergegangen. Die Begrüßungen vieler Bekannten, Parlamentsmitglieder und Zuhörer, die der Paulskirche zuströmten, unterbrachen die Unterhaltung. Roderich machte Gertrud auf diese und jene Persönlichkeit aufmerksam und sagte endlich: in der Kirche selbst werde ich noch besser den Custos durch diese merkwürdige deutsche Menagerie machen können. Ich werde mir

erlauben, Sie auf die Diplomatengallerie zu führen, sonst müßten wir uns trennen und Sie fielen ohne [265] Gnade und Barmherzigkeit dem Strome der werdenden Patriotinnen in die Arme.

Sie traten in die Paulskirche; auf den Zuhörertribünen drängte sich Kopf an Kopf, auch die Bänke der Abgeordneten waren stark besetzt und lebhaft redende Gruppen standen in den Gängen.

— Das Gebäude ist schön, sagte Gertrud, die Decoration einfach und würdig.

— Aber wie überall, stören mich auch hier wieder die Menschen, erwiderte Günter. Sieh nur, Gertrud, dies Drängen und Kokettiren, dies Komplimentiren und Spähen und überall mehr Neugier als Wißbegier.

— Lassen wir die Zuschauer, meinte Roderich, und beobachten wir die Schauspieler. Es ist wohl nicht nöthig, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen die ersten Charakterrollen: Heinrich von Gagern, Robert Blum, Ritter von Schmerling u. s. w. erst vorführe. Aber Sie werden manche andere bemerkenswerthe Gestalt erblicken. Dort unten, sehen Sie, steht unser blonder Venedey, mit dem wallenden Haar, der hohen Stirn und den Kinderaugen. — Er grüßt — Sie kennen ihn, mein gnädiges Fräulein?

— Wir sind alte Bekannte, erwiederte Gertrud; und ich freue mich immer, wenn ich ihn wieder sehe.

[266]— Auch Sie werden ihm eine liebe Erscheinung sein, sagte der Legationsrath, doppelt lieb, weil Sie den Namen seiner Schwester führen, einer seltenen, liebenswürdigen Frau.

— Das muß sie sein, wenn Roderich sie anerkennt, meinte Werner.

— Lieber Freund, ich versage nie dem Verdienste seine Krone, entgegnete Roderich; ich wollte gern die ganze hohe Versammlung bekränzen, wenn ihre Verdienste es nur zuließen! — — Aber sehen Sie dort unten, mein Fräulein, die leuchtende blaue Weste über dem formitabeln Bauche; sie gehört dem Demosthenes aus dem weißen Saale, dem edlen Freiherrn von Vincke. Ich wollte, Sie hörten ihn — es ist Nichts interessanter, als wenn er, nach langer

Debatte mit seinem Witze über die Vorredner herfällt und sie mit den Pfeilen beschießt, die sie selbst in das feindliche Lager gesendet haben. Auf seinem »durchlöcherten Rechtsboden« hat er alle diese stumpfen und spitzigen Waffen aufgestapelt und schleudert sie mit einer Gewandheit sondergleichen nach allen Seiten hin.

— Gertrud, sieh den alten Mann, der eben eintritt und sich mit halboffenem Munde und einfältiger Miene umschaut, erkennst Du in ihm unseren großen Dichter?

[267] — Es ist Uhland, lieber Vater, die schönste Seele in der häßlichen Gestalt.

— Sie haben recht, erwiederte der Legationsrath, eine schöne Seele, wie Sie hier wenige finden, Sie müßten sonst etwa die holde Erscheinung dazu zählen, die dort, auf der äußersten Rechten, von dem Zeitungsblatt bedeckt auf der Bank liegt.

— Das Männchen mit dem maliciösen Lächeln und der unglücklichen Gestalt? fragte Gertrud. Wer ist's?

— Der geistreiche Kritiker Detmold; er war Freiheitskämpfer, so lange das etwas Appartes war. Das ist nun aber allgemein und gemein geworden — darum ist er conservativ. Dabei ist nun doch einige Gefahr und Gefahr macht interessant. Auf jede Weise will er den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel spielen; er hat auch vielleicht einmal gelesen:

»Ma reso esperto sie poco teme
Che dormo all suono dall mar che freme«

während hier die Parteien wüthend kämpfen, liegt er, im süßen Schlaf der Unschuld, in seine Bankecke geschmiegt.

— Sieh, Gertrud, dort geht der leibhafte Mephistopheles! rief Günter.

[268] — In der That, lieber Onkel, die beste Teufelsmaske. Welche Nase, welches Lächeln, welcher Blick!

— Lassen Sie ja die Nase in Ruhe, sagte Roderich; er dreht uns

Allen noch eine Nase. Es ist der glatte, kluge, feine Schmerling. Aber still, da kommt der Präsident, der edle Gagern; Jupiter tonans in moderner Ausgabe. Zittern Sie nicht vor den mächtigen Brauen? wie er die Klingel schwingt! Alle Damen finden ihn schön und schwärmen für seine Glockenstimme.

»Die Sitzung ist eröffnet. Ich ersuche den Herrn Secretär, das Protokoll der gestrigen Sitzung vorzulesen,« sprach Gagern.

— Nun, mein gnädiges Fräulein, was sagt Ihr patriotisches Herz? fragte Roderich. Gertrud schüttelte den Kopf.

— Nichts, gar nichts! erwiderte sie. Mein Gagern war anders; — Glockenstimme, sagten Sie, ich möchte mit Shakespeare erwiedern: »Wenn er spricht, so klingts wie *geborstene Glocken.*« Aber welch ein schrecklicher Lärm — und da steht Einer auf der Tribüne und liest.

— Es ist nur das Protokoll und Niemand interessirt sich dafür, sehen Sie, jetzt ist ein interessantes [269] Plauderstündchen. Alles folgt seinen Sympathien, Alles schmückt sich auf seine Weise. Sehen Sie drüben die Damen in gedrängten Reihen: dies Glattstreichen der Haare, dies Shawlsdrappiren, dies Aufstehen und Niedersitzen, dies Schmachten und Kokettiren! Aha, da ist meine kleine muntere Frankfurterin mit den braunen Augen und den schönen Händen. Sie zieht regelmäßig die Handschuhe aus, lehnt sich an die Säule und läßt die Ringe an den weißen, feinen Fingern in der Sonne glänzen. Die Andere neben ihr knöpft dagegen die Handschuhe sorgfältig zu, aber sie hat ein reizendes Lächeln; darum ist sie sehr aufmerksam auf die *witzigen* Redner. Die große Schwarze, weiter links, zieht die pathetischen und gefühlvollen Redner vor; sie hat einen wunderschönen Augenaufschlag und bei den Worten:
Vaterland — Freiheit — Volkssouveränität — Brüderschaft
u. s. w. — u. s. w. blickt sie in frommer Extase aufwärts.

— Kennen Sie den kleinen blonden Mann, der eben zu den Damen tritt? fragte Gertrud.

— Den mit dem breiten Lächeln im gutmüthigen Gesicht? o ja!

Er ist ein Schwabe und nebenbei ein Universalgenie: Bierbrauer, Dichter, Karrikaturenzeichner, Volksredner erster Klasse, wahrscheinlich auch [270] Sänger. Er möchte gern den würdevollen Abgeordneten spielen, aber es geht nicht; schöne Damen interessiren ihn weit mehr, als die trockene, einseitige Politik. Hüten Sie sich, mein gnädiges Fräulein, bei der nächsten Professorenrede zeichnet er Sie in sein Album. Die Glockenstimme erhebt sich wieder — Achtung dem Präsidenten!

Mehrere Briefe wurden vorgelesen, zuletzt einer der Deputation, welche zum Empfang des Reichsverwesers abgesandt war. Roderich lächelte noch ironischer als gewöhnlich und begann, während einige Ausschußberichte vorgelesen wurden:

— Was sagt Ihr zu diesem kindischen Jubel? hatte ich nicht Recht, zu behaupten, das Volk verlange vor Allem ein Götzenbild, das es anbeten und von dem es sich begnadigen lassen kann?

— Der Jubel gilt ja nicht dem Erzherzoge, meinte Werner, auch nicht dem Reichsverweser, sondern der Einheit, welche er repräsentirt.

— Davon weiß das Volk gar nichts, antwortete Günter; das Volk, wie Roderich sagte, will eben nur einen sichtbaren Träger der gesetzlichen Macht, und dieser ist ihm je unnahbarer, desto lieber, je unverantwortlicher, desto anbetungswürdiger. Das Volk kann [271] den *Menschen* noch nicht verehren, es verehrt nur den Platz, den er einnimmt.

— Das deutsche Volk besonders ist so, wie Günter eben sagt, fuhr der Legationsrath fort. Die Männer, die ihm Freiheit bringen wollen, auf deren Geheiß es sich für die Freiheit enthusiasmirt, müssen wenigstens Halbgötter sein. Und darum haben ihre Feinde gewonnenes Spiel, denn nichts ist leichter, als diesen Nimbus zu zerstören und die Herren in ihrer jammervollen Nacktheit und Kleinheit der enttäuschten Menge vorzuführen, die nun an Allem verzweifelt und sich dem wieder zuwendet, was sie eben verlassen hatte.

— Mir, sagte Gertrud, ist dies Suchen, Erfassen und

Wiederaufgeben eben so rührend, wie der Irrthum des Kindes, das zum ersten Male den Blick zum Himmel hebt und, im Entzücken über die Pracht, Mond und Sterne herunterlangen möchte.

— Rührend in gewisser Hinsicht ist am Ende jede Beschränktheit, erwiederte der Diplomat; aber ich darf nicht vergessen, Ihnen die Redner vorzustellen. Herr von Soiron hat so eben die Güte, uns ein Stückchen Geschäftsordnung zu dociren. Es ist Nichts in dem Redner und Nichts in der Rede, was Sie interessiren [272] könnte, mein gnädiges Fräulein; lassen Sie uns zu den Göttern und ihren Anbetern zurückkehren.

Wenn Sie mit der Beschränktheit so viel Mitleid empfinden, so gießen Sie die Fülle Ihrer Güte auf Gagern aus.

— Auf Gagern! rief Gertrud, ich begreife nicht, wie Sie…

— Lieber Freund, fiel Werner ein, Du urtheilst einmal wieder zu hart; Gagern mag nicht sein, was die Menge in ihm sieht, aber ein bedeutender Mann ist er doch.

— Ein bedeutender Mann ist er unzweifelhaft, erwiederte der Legationsrath, aber nicht durch seinen innern Werth; er *bedeutet* eben etwas, das nicht in ihm ist. Sein Vater hat ihm einen gefeierten Namen gegeben; sein Vater war ein Deutscher von altem Schrot und Korn, ein biderber, braver Mann. Er brachte diese Kernnatur in die Diplomatenkarriere und stand vereinzelt, und wurde bemerkt, geschätzt und geliebt. Er war die Internation einer Idee, die in abstrakter Form dem Volke nicht zugänglich gewesen wäre, die aber durch ihn Gestalt und Leben bekam. Warum nun gerade sein Sohn Heinrich der Erbe seiner Größe wurde, weiß ich nicht; genug, er war der [273] Patriot von Gottes Gnaden, wie andere Könige von Gottes Gnaden sind.

Einige glückliche Worte kamen ihm zu Hülfe und die Wogen der Bewegung trugen ihn höher und höher.

— Und nun ist er die Fahne, um die sich Alles schaart, sagte Günter, und als Fahne braucht er auch nichts, als diesen Namen. Das Schwarz-roth-gold flattert in den Lüften, aber es wird getragen von der unter ihm dahinschreitenden Menge.

— Aber von dieser Höhe herab soll der Führer, denn eines Führers bedürfen wir viel nothwendiger, als eine Fahne; von dieser Höhe herab soll der Führer dies Ganze übersehen und beurtheilen, meinte Werner, und darum darf und wird keine Beschränktheit an der Spitze stehen.

— Und doch ist es so, fiel Roderich ein; Gagern ist der Zwerg, der auf den Schultern des Riesen steht und mit kurzsichtigem Blick in der Weite schaut. Darum sieht er nur Nebelbilder, statt feste Umrisse, und man erklärt und deutet ihm, was er nicht erkennt, nach dem Wunsch und Belieben der Erklärenden.

— Und die Erklärenden seid Ihr! rief Günter.

[274] — Und doch wollte ihn ein Theil der Linken zum Reichsverweser machen? fragte Gertrud.

— Die Herren wollten eben die Obervormundschaft über ihn haben, antwortete Roderich. Aber still, Herr Robert Blum hat das Wort. Das Glückwunschschreiben des Bundestages an den Reichsverweser hat sein Mißfallen erregt.

— Wunderbar schöne Augen in dem häßlichen Gesicht, sagte Günter.

— Ein prächtiges Organ, meinte Gertrud. Und wie schön und einfach er spricht; gewiß, das ist ein großer Redner.

— Und ein ganzer Mann, sagte Roderich, ein mächtiger Wille, der Alles beherrscht und als Mittel zum Zweck benutzt.

— Zum Zweck der Freiheit! ergänzte Gertrud.

— Sie irren, mein gnädiges Fräulein, erwiderte lächelnd der Diplomat. Die Freiheit ist ihm Mittel zum Zweck; er ist sehr ehrgeizig. Lassen Sie ihn an der Spitze seiner Partei den Sieg erringen und er wird ein großer Tyrann.

— Möglich, daß er in Euern verkehrten Verhältnissen auf diesen Weg getrieben würde, sagte Werner, aber stelle ihn in unser freies, schönes Leben, so wird [275] er mit seiner seltenen Begabung, mit seinem Herzen gewinnenden und fesselnden Wesen der Mittelpunkt des freien Schaffens.

— Also doch immer der Mittelpunkt! rief Roderich. Wo bleibt

die republikanische Gleichheit?

— Die ist ein Unding, versetzte Werner. Solche Naturen, solche reichbegabte Naturen können sich nicht in der Menge verlieren, sie sollen und müssen herrschen; sie sollen und müssen an der Spitze der Gliederungen und Stufenleitern im Leben stehen. — Die Diskussion über den Blum'schen Antrag ist genehmigt, wie ich sehe. Ah! wir sollen Herrn Schmerling hören.

— Er redet gut, wie immer, sagte Roderich nach einer Pause; wie eine Schlange windet er sich durch alles Gestrüpp, spritzt rechts und links ein Tröpfchen Gift aus und lächelt über Alles, über Schmerz und Kampf und Freude — ich glaube über sich selbst sogar.

— Ein widriges Organ hat er und einen häßlichen österreichischen Dialekt, meinte Günter.

— Oho! Sturm auf der Linken, Herr von Schmerling hat sie beleidigt; seht nur, mit welchem [276] Lächeln er es anhört, daß der Präsident den Ruf zur Ordnung verweigert!

— Wer ist der schöne blonde Mann, der eben die Tribüne betritt? fragte Günter.

— Schuselka ist's, erwiderte Roderich. Es ist auch so ein Ritter vom deutschen Herzen — — nun, habe ich's doch gedacht: »die hochwichtigen Grundrechte — der Bundestag eine Leiche — sein Geist als Gespenst — Mißtrauen im Volke — Verrath der Regierungen — das großmüthige Volk« — bravo! bravo! ich möchte der hohen Versammlung immer zurufen:

> »S'il es tun conte usé, commun et rabattu,
> C'est celui qu'en vos vers« *u. s. w.*

— O still doch! bat Günter. Laß uns zuhören.

— Ich will Dich nicht stören, lieber Freund, Du sollst schon müde werden. Jetzt spricht eine mir unbekannte Größe. — Aha! nun kommt Vogt von Gießen. Eine mächtige Stirn, ein Löwengesicht, ein vernichtender Hohn um Mund und Augen. Ich

höre ihn gern; er ist pikant, frivol, trivial zuweilen, immer schlagfertig, immer aufrichtig und voller Verachtung für gleisnerisches Prahlen mit Hochgefühlen und Thatendurst.

[277] — Mir ist sein ewiges Negiren fatal, sagte Werner; ich höre ihn ganz gern, aber ich sähe ihn nicht gern als Kämpfer für eine Sache, die mir heilig ist.

— Heilig ist ihm freilich Nichts, erwiederte Roderich — o weh! der arme Gagern hat schon wieder Aerger von den bösen Buben auf der Linken. Jetzt aber, Fräulein von Ringen, erbitte ich mir Ihre besondere Aufmerksamkeit für den feinsten, elegantesten der Staatsmänner, für den Volksvertreter mit dem Fürstenhute: Lichnowsky.

— Ganz salonfähig, sagte Gertrud; eine angenehme Erscheinung.

— Und weiter Nichts, ergänzte Roderich. Nun aber — o armer Bundestag! Herr Blum rückt noch einmal ins Feld.

— Und nun geht's zur Tagesordnung, sagte Günter; die Grundrechte — bei welchem Artikel seid Ihr?

— O, lieber Freund, wie unbescheiden! wir haben erst eine Sitzung über diese Vorlage gehabt und haben uns darin vollständig über die Art der Abstimmung geeinigt und das ist viel, in Erwägung, daß wir Deutsche sind, daß so und so viele Professoren hier [278] sitzen und so manches bei der Abstimmungsart zu erwägen ist und so fort.

— Eine Fluth von Anträgen ist dem Büreau wieder zugeströmt, sagte Günter.

— Wie gewöhnlich, antwortete Roderich. Ach Himmel! der erste Redner über die Grundrechte ist der süße Biedermann mit dem wohlfrisirten Kopfe. — Er ist glücklich, der Erste zu sein! Nun, das wird eine herrliche lange, rauschende, klingende Professorenrede, ein Wasserfall in der Wüste! Lassen Sie uns in der Erwartung anderer Redner noch ein Bischen umherschauen. Den sanften Raveaux kann ich Ihnen heute nicht zeigen; er ist mit bei den sieben Weisen aus dem Abendland, die dem Reichsverweser

entgegengeritten sind. Aber dort unten sitzt ein Mann mit weißem Haar, den Sie gewiß gern einmal sehen. Der alte Itzstein ist's — er kommt mir vor wie eine Ruine, die ein einsames, künstlich erhaltenes Leben unter vielen modernen Bauwerken führt. Er spricht nie und geht mit so eigenem Lächeln umher, als wollte er sagen: ich erkenne die Zeit, die Ihr Alle überschätzt — es ist Nichts um Eure Begeisterung! — Dort weiter Rechts sehen Sie ein feines, blasses, geistreiches Gesicht, dessen Ausdruck die Mißgestalt des Körpers ver[279]gessen macht; es ist der Herr von Wydenbruck; noch weiter Rechts…

— Lieber Roderich, laß Gertrud jetzt zuhören, sagte Werner, es ist zu merkwürdig, die Herren Abgeordneten wissen nicht Alle, was das heißt, »jeder Deutsche!« Das ist wieder eine Freude für das Ausland.

— O, lieber Freund, solche Sachen sind hier täglich zu hören, antwortete Roderich; aber ich will nicht stören; zudem ist meine Frühstückszeit gekommen. Adieu, ich hole Euch nachher ab. Ihr sagt mir dann, ob die hohe Versammlung beschließt, daß ein Deutscher ein reales oder ein chimärisches Wesen ist. Adieu!…

❄

XV.

CARLOTA GUARDI SASS im Salon am geöffneten Fenster; sie war bleicher als gewöhnlich, ihre Glieder zuckten oft in heftigen Schmerzen und sie mußte den [280] Brief, den sie in der Hand hielt, zu wiederholten Malen lesen, um den Inhalt ganz zu fassen. Der eintretende Diener meldete den Pater Matteo.

Carlota stand mit Anstrengung auf, um ihm entgegen zu gehen; er begrüßte sie mit ernster Freundlichkeit, führte sie zu ihrem Sitz zurück und nahm ihr gegenüber in der Fensternische Platz. Mit Besorgniß sah er die Veränderung in den Zügen und der Gestalt der Signora, die sich matt in die Kissen des Lehnstuhls zurücklegte. — Gut, daß Sie da sind, sagte sie nach dem ersten Willkommen; eben habe ich Nachrichten von Teresa erhalten, die mir schreibt, daß die Gräfin kälter und kälter wird, und andeutend von meines Kindes baldiger Abreise spricht. Warum schreiten Sie nicht rasch zum Ziel, mein Vater? —

— Ihre Gesundheit, Signora, war bisher so angegriffen, antwortete der Geistliche, daß wir nicht wagten…

— Meine Gesundheit? rief sie dazwischen. Aber Ehrwürdigster, sehen Sie nicht, daß die sich täglich verschlimmert? Je länger wir zögern, desto beschwerlicher wird mir die Reise.

— Ich hoffte noch immer, Teresa zu vermögen, [281] ohne Ihren Beistand die Aufgabe zu erfüllen, sagte Matteo.

— Nein, nein! rief die Signora heftig. Es wird ein Sturm losbrechen, dann will ich wenigstens dem armen Kinde zur Seite stehen. Die alte Kraft schien in der Kranken aufzuleben; sie richtete sich mit blitzenden Augen auf und fuhr mit lauterer Stimme fort: Vor Allem aber will ich die langgenährte Rachlust sättigen, ich will

mich an dem Verzweifeln der Besiegten weiden.

— Nun wohl, erwiederte der Pater; ich gehe in den nächsten Tagen wieder nach Launeck, dann wollen wir sehen, was zu thun ist.

— Matteo, sagte die Italienerin in eindringlichem Tone, ich bin krank, sehr krank; ich habe vielleicht nicht mehr lange zu leben. Soll ich sterben, ehe ich mein Ziel erreichen konnte?

Matteo war in Verlegenheit. Teresa durfte das Schloß nicht verlassen, ehe ihr Bild vollendet wäre, Alamus wollte dasselbe in der nächsten Zeit benutzen, Matteo selbst hatte in Launeck für die arme Teresa Manches zu ordnen — er flüchtete darum in die alte, schon oft gebrauchte Redensart: Signora, die Zeit ist noch nicht erschienen.

[282] — O heil'ge Mutter Gottes, rief Carlota, verlängere Du mein Leben mir so lange noch. Und wenn es tausend Qualen in sich faßt, ich will sie gern ertragen!

In dieser Weise spann sich das Gespräch noch lange zur Pein des Geistlichen fort. Er wollte gern Manches erfragen, aber die Worte wollten sich nicht formen und fügen, endlich sagte er: Signora, die ernsten Todesgedanken, die Sie beschäftigen, dürfen Sie nicht ganz unempfindlich für die Zukunft Ihrer Tochter machen. Was soll Teresa beginnen, wenn Sie nicht mehr sind?

— Teresa? rief die Italienerin verwundert. Aber mein Vater, das ist schon lange bestimmt: sie geht in's Kloster…

— Della santa croce bei Neapel, das weiß ich schon lange, fiel Matteo ungeduldig ein. Aber bis sie dort ist? Sie können das Kind nicht dorthin begleiten — ich hoffe, Sie behalten Teresa bei sich, bis der Tod die Erfüllung Ihrer Kindespflicht beendet.

— Nein, sagte Carlota mit traurigem Kopfschütteln, nein mein Vater! so sanft zu sterben hat die Sünderin nicht verdient. Sobald unsere Aufgabe in [283] Launeck gelöst ist, verläßt Teresa dies verfluchte Land, diesen ketzerischen Boden, und flüchtet sich in den Schutz der heiligen, friedegebenden Mauern.

»Diesen ketzerischen Boden«, das Wort fuhr wie ein Dolchstich

durch Matteo's Seele. Auch Wolf war ein Ketzer, und in seine Hände wollte er die heilige Blume legen, die er als Seelsorger für den Himmel zu erziehen berufen war? Die Signora hatte sein Erschrecken bemerkt, sie deutete dasselbe auf ihre Weise, reichte dem Pater die abgezehrte Hand und sagte freundlich: Sie leiden mit mir, durch den Gedanken an den Abschied von meinem theuern einzigen Kinde. Ich danke Ihnen, mein treuer Freund. Es ist wohl ein großer Schmerz, der mir bevorsteht, aber doch nicht so schwer, wie Sie wohl meinen. Der Tod hat schon sein lösendes Wort über mich ausgebrochen; die Heiligen legen ihren Frieden um mein zuckendes Herz — von Allem, was auf Erden ist, sehe ich nur das Schloß am Rhein, die Bibliothek, die Tapetenthür, und ich begehre nichts mehr als Rache — Rache!

Sie war aufgestanden, sprach lauter und lauter, und das letzte Wort erstarb in einem gellenden Schrei; mit convulsivischen Zückungen stürzte sie zu den Füßen [284] des Paters nieder. Er rief nach Hülfe und suchte die Kranke empor zu richten. Die Dienerschaft kam herbei, man kannte diese sich oft wiederholenden Zufälle der Signora. Der Arzt wurde gerufen und bald lag Carlota still, mit halbgeschloßenen Augen in ihrem Bette, sie hatte gewünscht, daß man sie mit dem Geistlichen allein lasse.

Matteo betrat zum ersten Male das Schlafzimmer der Signora und blickte mit Verwunderung auf die nackten Wände, die mit der prachtvollen Einrichtung des ganzen Hauses den schreiendsten Widerspruch bildeten.

Die Mauern waren nur mit Kalk getüncht, die Fenster verhüllten schwere Vorhänge von grauem, wollenem Zeuge. Die Hauptwand des Zimmers nahm ein Altar ein, das Bild des Gekreuzigten hing darüber. Auf dem Altar lag ein Todtenkopf, ein Rosenkranz und ein Gebetbuch, davor war ein Betschemmel ohne Polster. Seitwärts stand auf einer Alabastersäule eine kleine silberne Lampe mit dem ewigen Lichte; daneben hing ein kostbares Weihwasserbecken. Uebrigens war das große Gemach ganz leer, nur in der Mitte stand auf einer Art Estrade ein schwarzer Sarg mit

einer Matratze darin: [285] das war das Bett der Signora. Ein Strick mit vielen Knoten lag daneben auf dem Fußboden, wahrscheinlich das Werkzeug, mit dem Carlota in frommer Wuth ihren Leib kasteite.

Wie oft hatte Matteo solche Büßerinnen gesehen, aber nie hatten sie ihm den widrigen Eindruck gemacht, den er dieses Mal empfand. Es war, als ob die Atmosphäre des protestantischen Landes auch ihn angeweht hätte mit der ernsten Mahnung, der Vernunft ihr Recht und dem Leben seine Freude zu lassen.

Er trat an das Lager der Kranken; in diesen bleichen, verzerrten Zügen lag Teresa's liebliches Gesicht; diese gebrochne Gestalt war einst so schön gewesen, wie die ihrer Tochter — und auch Teresa sollte, wie die Mutter, ihr Leben in nutzloser Qual verzehren? Warum diese Qual? Es war das erste Mal, daß Matteo mit solcher Frage das lange Geglaubte und Verehrte zu berühren wagte. Alamus trat vor seine Seele in drohender Gestalt. Was wollte er der armen Teresa bereiten? Matteo wandte sich schaudernd ab von diesem Bilde. »Nein, nein, mein Gott!« rief er in Herzensangst, »den Grabesfrieden des Klosters gieb ihr, ehe sie befleckt und mißhandelt dem Leben fluchen muß!« Den Frieden? konnte sie den noch fin[286]den? hatte sie nicht schon zu tief den Gehalt des Lebens in das junge Herz geschlossen?

„Laß sie glücklich sein in Liebe“, betete Matteo weiter. In dem Gefühl für Teresa ging ihm die Offenbarung der Erlösung auf — er fühlte, daß Liebe das einzige Band, das beseligende Band zwischen der Creatur und dem Schöpfer ist.

Carlota schlug die Augen auf, der Geistliche beugte sich zu ihr nieder.

— Mein Vater! flüsterte sie kaum hörbar, ich weiß, ich werde mich nicht lebend von meinem Kinde zu trennen brauchen; ich werde bald, bald erlöst sein.

Sie athmete schwer, strich mit der Hand über Stirn und Augen und fuhr nach einer Pause fort: Aber ich lasse Teresa auch nicht allein zurück. Im entscheidenden Augenblick wird ihr der beste

Schutz nicht fehlen. Alamus wird kommen; ich weiß es, ich fühle es; die Heiligen haben es mir vertraut.

— Alamus! rief Matteo erschreckt.

— Alamus! wiederholte die Kranke. In seine treuen Hände, an sein treues Herz lege ich das Köstlichste, was ich hinterlasse, er wird sie hüten, meine liebe, schöne, meine reine Teresa! Matteo wußte schon lange, daß im entscheidenden Moment Alamus [287] kommen würde; aber niemals war ihm diese Gewißheit so fürchterlich nah getreten. Er mußte rasch vollbringen, was er zu thun entschlossen war.

— Morgen will ich nach Launeck gehen, sagte er zu der Kranken, will dort Alles prüfen und berechnen, und bald komme ich zurück und bringe Ihnen die ersehnte Nachricht.

— Gott sei mit Ihnen, rief Carlota und segne Ihr Gebet für mich; ich werde Tag und Nacht mit Angst und Sorgen die Heiligen anflehen. Grüßen Sie mein liebes Kind, fügte sie weicher hinzu; flößen Sie ihr Muth ein — o wie freue ich mich, sie wieder zu sehen! Sie reichte dem Pater zum Abschied die Hand und er verließ sie mit bekümmertem Herzen.

Draußen wurde ihm wohler, denn vor dem ruhigen Fortschreiten der Natur, vor diesem schmerzlosen Wachsen, Blühen und Absterben verbleichen die Sorgen um das kleine Menschenleben. Wir kommen mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß trotz aller Noth und Pein, das Leben schon an und für sich ein großes Gut ist, und wir lernen es immer besser verstehen, immer zweckmäßiger gebrauchen, je mehr uns die Natur, unter der Flucht der Erscheinungen, das ewig Bleibende zeigt. Das waren Matteo's Ge[288]danken, als er unter den schattigen Bäumen dem Eschenheimer Thore zuging. Zwei Männer kamen in lebhaftem Gespräch an ihm vorüber; der Eine war Graf Günter, der Andere — Gestalt, Gang und Haltung erinnerten an Alamus, sollte er es sein? Matteo wünschte nach Launeck abzureisen, ohne mit ihm zusammenzutreffen, aber er konnte sich dem Einfluß nicht entziehen, den der alte Priester von jeher auf

ihn ausgeübt hatte. Er mußte den Beiden nacheilen, und erreichte sie am Thore. Graf Günter schüttelte dem Fremden die Hand, Matteo hörte, daß er sagte: »Adieu, lieber Caroni, ich suche Sie morgen in Ihrer Wohnung auf.« Und mit höflicher Verbeugung erwiederte der Andere: »Herr Graf, ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen meine Vorarbeiten zur Prüfung vorzulegen.«

Sie trennten sich; Günter ging in die Stadt, der Fremde kam Matteo entgegen. Es war Alamus, aber nicht in der gewöhnlichen Gestalt. Eine Perrücke verhüllte die Tonsur, die greisen Augenbrauen waren gefärbt und seine Kleidung von modernerm und sarkastischerm Schnitt, als er sie sonst zu tragen pflegte. Er begrüßte seinen Zögling mit freundlichem Lächeln.

— Wie gefällt Dir meine Maske? sagte er. Bin [289] ich nicht ein interessanter Künstler? Und ohne die Antwort abzuwarten fuhr er fort: wie stehts in — Launeck? wollte er sagen, aber Matteo fiel ihm mit der Frage in's Wort: Seit wann sind Sie zurückgekehrt, mein Vater?

— Seit gestern, war die Antwort; hast Du mich noch nicht erwartet? ich glaubte, Du wärest hier, um mir Bericht zu geben?

Matteo konnte des Paters Blick nicht ertragen und antwortete mit niedergeschlagenen Augen: Nein, mein Vater, ich erwartete Sie noch nicht und war nur hier, um…

— Vollende! sagte Alamus.

— Um den Zustand der Signora Guardi selbst zu prüfen, fuhr Matteo mit Anstrengung fort.

— Wie ist ihr Befinden, wie ihre Stimmung?

— Die Stimmung ist die alte, ihr Befinden sehr schlecht.

— Nun wohl, so müssen wir eilen, sagte der Priester.

— Das Bild ist noch nicht fertig, antwortete Matteo mit unsichrer Stimme. Alamus runzelte die Stirn und zog die Augbrauen zusammen, nach einer Pause sagte er in strengem Tone: Ich bin, zum er[290]sten Male, sehr unzufrieden, mein Sohn. Wo bleibt Dein Eifer, Deine Geschicklichkeit?

Der junge Mann bezwang sich und erwiederte mit größerer

Dreistigkeit: Ich durfte keinen Verdacht erregen, ich durfte den Maler nicht mehr antreiben, und wie gesagt, ich erwartete Sie noch nicht.

— Und doch ist der Reichsverweser schon vor mehreren Tagen eingezogen, mit der obligaten Begleitung von Glockengeläut, Blumenkränzen, Fahnen, Liedern und Zweckessen, sagte der Pater.

Matto wollte das Gespräch auf diesem Felde erhalten.

— Sie sind zufrieden mit dem Stand der Dinge? fragte er.

— Vollkommen, erwiederte Alamus. Die Zusammensetzung des Reichsministeriums hat mich — beinah überrascht! Dabei fällt mir ein, mein Sohn, daß ich Dir noch meine Zufriedenheit wegen des Berichts über den Herrn von Ringen auszusprechen habe.

— Waren meine Notizen brauchbar? fragte Matteo.

— Wir haben sie benutzt, antwortete der Andere mit dem ihm eigenen schlauen Lächeln; und zwar so [291] gut, daß die Luftschlösser des Enthusiasten auch bald *seinen* Augen entschwinden müssen.

— Der König interessirte sich wirklich für diese Theorien?

— Er hatte sie wenigstens angehört; aber nun hat man ihm die Sache von der lächerlichen Seite und in ihrer ganzen Unhaltbarkeit gezeigt.

— Verzeihung, mein Vater, für die vielen Fragen, wenn die Sache unhaltbar ist, warum läßt man sie nicht in sich selbst untergehen?

Der Pater faßte den Arm des jungen Mannes und sprach leiser im Weitergehen: Hast Du gelesen, was ich Dir über den Socialismus zuschickte?

— Ja, mein Vater!

— Und ist Dir die Sache unhaltbar, das heißt unzweckmäßig, unvernünftig erschienen? Deine aufrichtige Meinung!

— Mein Vater, ich kenne das Leben und die Menschen zu wenig, um mir ein Urtheil zu erlauben. Aber es ist ein schönes Bild, das uns vorgeführt ist, es ist ein wünschenswerthes Ziel.

— Es ist natürlich, daß sich die Jugend dafür begeistert, sagte

Alamus. Das Fourier'sche System verspricht dem Wunsche des Genusses vollständige Be[292]friedigung. Aber sind wir hier um zu genießen? Was sagt Dein Herz, was sagt Dein Glaube?

— Das Herz sagt *ja*! der Glaube, der Glaube der Kirche sagt *nein*!

Alamus blickte überrascht in das aufleuchtende Auge des Jünglings. Was konnte ihm diese Kühnheit geben? Gewohnt sich zu beherrschen, ließ Alamus indeß Nichts von seiner Verwunderung blicken und fuhr mit freundlicher Ruhe fort: Du unterscheidest gut, mein Sohn; das Herz der sündigen Creatur sagt *ja*, die erlösende, erbarmungsvolle Kirche tritt mit ernster Mahnung zu ihm, und straft das hochmüthige Begehren.

— Vater! rief der junge Mann, wer sagt uns, *wo* das Rechte ist? die Kirche hat der Welt den Frieden nicht gegeben.

— Die *Welt* wird niemals den Frieden haben, erwiederte Alamus, weil *der Mensch* den Frieden nicht hat. Ueber Dich, mein Sohn, ist eine böse Stunde gekommen — was hat Dich gestört in Deiner Glaubens- und Arbeitstreue?

Matteo senkte den Kopf und antwortete nicht. Teresa stand vor seinem geistigen Auge. Alamus begann aufs Neue: Du sagst, die Kirche hat der [293] Welt den Frieden nicht gegeben, aber zu jeder Zeit bietet sie bekümmerten und verzagten Herzen eine Ruhestatt und eine Hoffnung für die Zukunft. Und sie thut noch mehr. Sie kann den Frieden nicht über Alle ausgießen, aber sie kann im Staat und in der Familie die Ordnung erhalten; und die Ordnung ist das Gewand des Friedens.

— Und mit dem Gewande, mit dem Scheine sollen wir uns begnügen, wenn wir uns nach dem Wesen sehnen?

Alamus schüttelte unmuthig den Kopf und erwiederte: Du willst mich heute nicht verstehen, denn sonst habe ich Dich immer überzeugt und ich rede nicht anders als sonst. Sage mir, was verstehst Du unter Frieden? ich meine Frieden für den Einzelnen.

— Ich dächte, der Einzelne fände den Frieden, wenn sich alle seine Kräfte im Gleichgewicht regen und entwickeln könnten, wie

es uns die Socialisten versprechen.

— Du denkst falsch, antwortete Alamus. Wenn die Wünsche nach dem Möglichen befriedigt sind, werden sie sich, besonders in der Unersättlichkeit der Jugend, dem Unmöglichen zuwenden. Und dies Sehnen und [294] Streben wird denselben Schmerz und natürlich niemals Befriedigung bringen.

— Ich glaube, ich könnte meine Wünsche begrenzen, ich könnte ein Genügen finden, sagte Matteo.

— Auf welchem Wege? fragte Alamus, seine scharfen Blicke schienen bis in den Grund der Seele dringen zu wollen; der junge Mann schlug wieder die Augen nieder, er konnte nicht antworten und der alte Pater sah sich gezwungen, in anderer Weise sein Examen fortzuführen.

— Matteo, sagte er nach einer Weile in freundlichem Tone, ein großer deutscher Dichter hat gesungen:

in Hoffende und Genießende theilen wir das Menschengeschlecht. Der Hoffnung ist die Erde bald zu klein, die Hoffnung wendet sich darum dem Himmel zu — da ist ihr Genügen. Die Genießenden sind eigentlich die Bescheidenern und jedenfalls die Klügern. Sie wissen den Augenblick zu nutzen und die Zukunft bleibt ihnen unbenommen. Aber oft vergreifen sie sich im Genuß und das bringt Schmerzen. Im [295] Enthusiasmus der Jugend verlangen sie Liebe, Freundschaft, Begeisterung, Ruhm — das Alles ist trügerisch, denn die Fähigkeit, diese Güter zu genießen, stumpft sich mit den Jahren ab. Das einzig Bleibende ist die *Macht.*

— Aber die Macht ist nur Wenigen gegeben, sagte Matteo, sie ist nicht zu erringen, nur zu ererben.

— Du irrst, mein Sohn, erwiederte Alamus. Nur der Schein der Herrschaft ist's, der sich ererbt. Um die Macht wird fort und fort gekämpft und sie liegt gewöhnlich in den Händen solcher, die ziemlich unbemerkt durch's Leben gehen. Aber das ist ein neuer Reiz. Die Verhältnisse verwirren und lösen sich — sie haben die Fäden in der Hand, sie übersehen, sie lenken, sie benutzen das

Ganze, sie sind auf Erden die Repräsentanten der Gottheit, wie diese in der Natur wirken *sie* unvermerkt, allmälig, aber sicher auf das Menschheitleben. Und das ist Genuß, das ist Befriedigung, ohne Frieden zwar, denn es ist ein ewiger Kampf.

Matto schüttelte den Kopf: — In diesem Kampfe ist zu viel Haß, sagte er, als daß er Befriedigung geben könnte.

Alamus Auge blitzte zornig auf, aber er bezwang [296] sich, sein Ton war ruhig, als er erwiederte: der Haß ist vorübergehende Krankheit, er wird besiegt; auf der Höhe der Zeit stehend, kann der Mächtige nichts mit Haß, nichts mit Liebe erfassen, denn das ganze Getriebe des Lebens wogt unter ihm hin. Zuweilen mag er in der Flut die Perle des Genusses erhaschen — er wird genießen, ohne Lieb und Haß — er ist sich selbst genug, er ist der Mittelpunkt der Welt, die ihm allein dient, die er in jeder Gestalt zu seinem Zweck benutzt.

— Und die Kirche? wandte Matteo ein; die christliche Demuth?

Alamus lächelte. Die Kirche, sagte er, ist eben die Verbrüderung der Mächtigen. Die christliche Demuth ist der unbedingte *äußere* Gehorsam.

— Aber in dieser Verbrüderung ist keine Gleichheit, meinte der junge Geistliche. Da ist ein Ringen und Streiten, da ist Unterordnung und Rangesverschiedenheit.

— Die Unterordnung ist da, wie sie nach den Geistesgaben eben da sein muß. Die Rangesverschiedenheit ist eben nur Form, der Klügste, der Feinste, der Weitblickendste ist der Mächtigste, er mag stehen, wo er will. Matteo schwieg, nach einer Pause fuhr Alamus fort: Es hat eine Zeit lang scheinen können [297] als wäre unsere Macht vernichtet, erschüttert war sie auch; die Philosophie sandte tödtliche Pfeile in unser Lager, aber die politischen Kämpfe geben uns Alles zurück. Auf *dem* Felde ist Alles geordnet, ist Alles unser. Auf dem Gebiet der Socialreform aber sind wir nicht eingebürgert. Wir müssen sie darum bis auf Weiteres hemmen. Ob wir sie ganz ersticken, ob wir sie später zu unsern Zwecken benutzen, das wird die Zukunft lehren.

Dem jungen Geistlichen war wunderbar zu Muth. Ein alter lieber Glaube, ein liebes, langgenährtes Vertrauen war durch dies Gespräch in ihm zerstört. »Der Zweck heiligt die Mittel,« das war ihm so oft gesagt, daß er es glaubte, er benutzte das Unedle, aber er glaubte an den guten Zweck. Wie sollte er ferner daran glauben; er hatte den Egoismus auf dem Throne der Welt befestigen helfen.

Alamus ging eine Zeit lang schwiegend neben ihm. Dann faßte er seine Hand, drückte sie heftig und sagte: Matteo, ich muß jetzt weiter gehen, ich habe viel zu thun. Du gehst nach Launeck und richtest Alles baldmöglichst in's Werk. Er ging. Matteo athmete erleichtert auf — plötzlich legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, sich umschauend sah er in Alamus [298] funkelnde Augen, der in eigenem, drohendem Tone sagte: — Vergiß nicht, daß meine Blicke Dich auf Schritt und Tritt begleiten. Dann ging er hastig weiter und verschwand im Gebüsch.

❄

XVI.

GRÄFIN HEDWIG SUCHTE ihren Gemahl in seinen Zimmern auf, sie fand Egbert bei ihm.

— Habt Ihr eine halbe Stunde für mich? fragte sie, indem sie sich sorgsam mit ihrer Mousselin-Robe auf dem Kanapee ausbreitete. Die Angeredeten setzten sich zu ihr und sahen sie erwartungsvoll an.

— Heute kommen Werner und Gertrud zurück, fuhr Hedwig fort; Heinrich ist dem Tode nahe und wir werden bald die Familie Ringen auf immer Abschied nehmen sehen. Es wäre also Zeit, unsere Angelegenheiten vollständig in Ordnung zu bringen.

— Ich denke, es steht Alles nach Wunsch, sagte der Hofmarschall.

— Ja wohl, lieber Laun, es handelt sich auch [299] nur darum, Teresa ohne zu viel Eklat aus dem Schlosse zu bringen. Die alte Tante ist noch immer krank und ich vermisse meine Fanny auf das Schmerzlichste.

— Zudem ist es hohe Zeit, die Italienerin von meinem Bruder zu trennen, meinte Egbert. Ich habe ihn schon oft verliebt gesehen, aber nie so ernstlich wie diesmal.

— Arme Gertrud! rief die Gräfin spöttisch. Ich muß indeß gestehen, daß sie bei dieser Angelegenheit ein Savoir vivre beweist, wie ich es ihr nicht zugetraut hätte.

— Sie hat ja Zerstreuung genug, sagte der Hofmarschall; siehst Du nicht, wie ihr der Maler complet zu Füßen liegt und Günter! nein, es ist incroyable! seit Ihr mich darauf aufmerksam gemacht habt, bin ich ein eifriger Beobachter gewesen. Er umgiebt sie förmlich mit den zartesten attentions, hat sie nun wieder nach

Frankfurt begleitet und ich wette, er kommt auch heute mit zurück, um ihr die Thränen zu trocknen.

— Und bei alle dem hat sie ein air von Unbefangenheit, das zuweilen sogar mein scharfes Auge täuschen könnte, fügte Egbert hinzu.

[300] — Sie ist eine bewunderungswürdige Coquette, meinte die Gräfin; mit dem prächtigsten Stolze nimmt sie diese Huldigungen an, als wenn sie eine Königin wäre.

— Und drappirt sich dabei in demokratische Gesinnungen! rief der Hofmarschall. En vérité, c'est une comédie.

Adelgunde kam herein, sie hielt ein Tuch in der Hand, das sie zuweilen an die Augen drückte. — Der arme Heinrich! sagte sie — Ihr glaubt nicht, wie mir das zu Herzen geht. Gewiß, er stirbt bald und dabei spricht er von weiten Reisen und schönen Gedichten, die er für mich und Marie schreiben will.

— Es ist schade um den jungen Mann, erwiederte der Hofarschall; ein hübsches Talent und eine interessante Erscheinung.

— Sehr interessant und liebenswürdig, fiel die Gräfin ein; ich kann nie ohne Rührung die reizenden Verse lesen, die er in mein Album geschrieben hat.

— Das ist ein wunderliches Mißverständniß, sagte Adelgunde mit boshaftem Lächeln. Er hat das H.L. mit der Krone darüber für den Namen Lingart gehalten, weil ich ihm erzählt hatte, daß mein Album [301] ein Erbstück meines verstorbenen Bruders Hubert ist; die Verse hatte er eigentlich für mich bestimmt.

Hedwig zuckte die Achseln und erwiederte:

— Der arme junge Mann phantasirt zuweilen, Du kannst das nicht so genau unterscheiden, wie ich; ich beschäftige mich seit den letzten Tagen so viel mit ihm, und er ist so dankbar dafür — o so dankbar!

Egbert hatte indessen in Wigands Prachtausgabe des Nibelungenliedes geblättert; das Bild: »wie die Königinnen sich schalten«, fiel ihm in die Augen, er fürchtete ähnliche Scenen und

sagte rasch:

— Wir entfernen uns von dem Zweck der Unterredung: ich glaube, liebe Mama, wir wollten überlegen, wie wir Teresa aus dem Schlosse entfernen.

— Die schöne Italienerin! rief Adelgunde; warum soll sie fort? der Maler hat ihr Bild begonnen, wenn er das hört, wird er Dein Portrait, liebe Hedwig, ganz bei Seite stellen, um die Arbeit erst zu vollenden, die ihm vor Allem lieb zu sein scheint.

Der Stich hatte seine Wirkung gethan, wie Adelgunde an den zuckenden Lippen der Gräfin bemerkte; diese sagte indessen nichts, aber der Hofmarschall erwiederte:

[302] — Warum sie fort soll? Eh mon Dieu! liebe Adelgunde, hättest Du sie gern zur Schwägerin?

— Gewiß nicht! betheuerte die junge Frau, das ist aber auch nicht zu befürchten; Wolf hat schon dreimal gefragt: kommt Gertrud bald? und ist ihr jetzt ungeduldig entgegen gegangen.

— Entgegen gegangen! wiederholte Egbert, der Hofmarschall schlug die Hände zusammen, Hedwig war sprachlos vor Erstaunen.

Ein Wagen fuhr in den Hof, Alle stürzten an's Fenster. Werner, Günter und Gertrud stiegen aus. Durch das geöffnete Thor sah man zwei Männer die Allee des Schloßberges heraufkommen, Hedwigs scharfes Auge erkannte Wolf und Matteo.

— *Dem* ist er entgegen gegangen, rief sie erleichterten Herzens; es ist der Geistliche, Teresa's Freund! aber kommt, helft mir die Gäste bewillkommnen.

— Heinrich hatte mich fortgeschickt nach der Schwester auszusehen, sagte Wolf nach den ersten Begrüßungen zu dem Geistlichen, der gleich ausgestiegen war, als er den jungen Grafen erblickte; aber, so wunderlich Ihnen das scheinen mag, eigentlich bin ich nur Ihnen entgegen gegangen.

— Mir? wußten Sie, daß ich kommen würde?

[303] — Ich hatte die Hoffnung wenigstens. Sie sind Teresa niemals nothwendiger gewesen als…

— Ist sie krank? rief Matteo erbleichend.

— Das nicht, aber entsetzlich aufgeregt. Sie weint, sie betet, sie sehnt sich nach Gertrud und nach Ihnen; sie spricht von ihren todten Brüdern und ihrer kranken Mutter; sie wünscht Launeck zu verlassen, ach! und ich bin in Verzweiflung.

— Meine arme, arme Teresa! sagte der Geistliche. Ich fürchte, es stehen ihr schwere Stunden bevor und ich kann sie nicht schützen! Herr Graf, Sie werden ihr helfend zur Seite stehen!

— Ich begreife nicht, erwiederte Wolf, was Sie mit…

— Wir begreifen nicht, fiel Matteo ein; wir fühlen nur ahnungsvoll wie das Unglück heraufschreitet und wir müssen, wir wollen uns waffnen.

— Wir wollen uns waffnen! wiederholte Wolf, aber kommen Sie jetzt; ich vermuthe, alle Hausgenossen sind bei dem kranken Heinrich versammelt. Er fühlt sich nur in Gesellschaft wohl und hat dabei sein abgelegenes Zimmer mit dem vertauscht, was früher Fräulein Grimbach bewohnte.

Sie traten ein. Der Kranke lag in einem Pol[304]sterstuhle am Fenster; Gertrud hatte die Arme um ihn gelegt, sein Kopf ruhte an der Schwester Brust, seine Hand lag in der des Vaters; Lorenz stand hinter dem Lehnstuhle und beobachtete Gertrud mit ängstlicher Spannung, er sah, wie sie nur mühsam das Weinen unterdrückte und fürchtete für sie wie für den Kranken einen Ausbruch des Schmerzes. Auch Heinrich schien den Kampf der Schwester zu bemerken, er sagte mit matter, tonloser Stimme:

— Du findest mich sehr verändert, meine Gertrud; aber laß Dich das nicht kümmern. Ich bin nicht kränker, liebe Schwester, es ist nur eine Erkältung.

— Sprich nicht so viel, lieber Heinrich, sagte Werner; wir sind gekommen, weil es Gertrud vor Sehnsucht nicht mehr aushalten konnte und wollen bei Dir bleiben, bis Du uns nach Frankfurt begleiten kannst.

— Ich werde bald mit Euch gehen, sagte Heinrich und wandte das Auge liebevoll nach Gertrud hin. Was Du gut bist, fuhr er fort und schmiegte sich inniger an die Schwester. Ich glaube, ich bin

vor Heimweh nach Dir so krank.

— Gertrud, auch ich habe Heimweh gehabt, sagte Teresa, die auf einem Tabouret neben dem Kranken [305] saß und den Kopf auf die Seitenlehne seines Stuhles gelegt hatte; ich konnte gar nicht ruhig werden vor Schmerz und Angst.

Gertrud reichte ihr die Hand, das Mädchen küßte sie lebhaft, ließ sie aber gleich darauf fallen, denn Matteo's Stimme, der Gräfin Hedwig und den Hofmarschall begrüßte, hatte ihr Ohr berührt. Er war angekommen, die Entscheidung nahte, ein erstickender Schmerz beklemmte ihre Brust, sie wurde todesblaß und ließ den Kopf auf die Stuhllehne sinken.

Wolf konnte sich nicht bemeistern. — Um Gott, Teresa, was ist Ihnen? rief er und stürzte auf sie zu. Sie war einer Ohnmacht nahe, Gertrud bückte sich schnell zu ihr nieder, Adelgunde sprang herzu und führte sie aus dem Zimmer. Matteo folgte. Adelgunde kam bald darauf zurück und setzte sich ins Kanapee, sie verwandte kein Auge von dem Kranken; zum ersten Male fühlte sie, was Sterben ist, Thränen drangen ihr ins Auge.

Die Generalin trat zu ihr. — Ma chère enfant, sagte sie, Du wirst rothe Augen bekommen und die Alteration wird Deinem Teint schaden. Komm, wir wollen in den Garten gehen.

[306] — Die Mittagssonne, liebe Mutter!

— Komm nur, wir gehen ins Bosquet. Halb widerstrebend ließ sich die junge Frau fortführen.

— Die Mittagssonne! Heinrich hatte das Wort gehört und wiederholte dasselbe mit eigenem Ausdruck. Die Mittagssonne! ich sehe sie leuchten, sie gießt wunderbaren Glanz, tausendfarbige Strahlen aus, aber sie wärmt nicht. Und doch sind alle hier, die ich lieb habe. Gertrud hatte sich wieder zu ihm gesetzt, sein Kopf lag an ihrer Schulter; seine fieberheiße, zuckende Hand in ihrer Rechten. Sein Auge leuchtete zuweilen auf, wie im frischesten Leben, aber es sank immer gleich in Ermattung zurück. Plötzlich richtete sich der Kranke auf — Ihr scheint Alle betrübt, sagte er, das soll nicht sein. Eben ist ja meine Gertrud wieder gekommen!

Sein Blick fiel auf Marie, die mit verhülltem Gesicht am Fenster lehnte, er nannte leise ihren Namen.

Sie kam zu ihm. — Mein lieber Bruder, sagte sie, soll ich auch ferner Ihre Schwester sein?

— Meine liebe Schwester, antwortete er, wollen Sie mir einen Wunsch erfüllen?

— Gewiß, gewiß! antwortete Marie mit wehmüthiger Freude.

[307] — Singen Sie uns das Lied von dem treulosen Sonnenstrahl.

— Singen! rief Marie erschreckt.

— Singen, wiederholte der Kranke. Mich friert so sehr, ich glaube, die herzliche, einfache Weise wird mich erwärmen.

Marie trat an das Instrument und schlug zitternd einige Accorde an, aber die Brust war ihr wie zugeschnürt.

— Lauter, lauter! bat der Kranke. Marie machte eine verzweifelte Anstrengung. Es gelang ihr endlich, die tiefe Melodie des französischen Volksliedes halblaut zu singen; Heinrich schloß die Augen, sein Haupt fiel schwerer auf Gertruds Schultern zurück.

Marie sang:

»Die Sonne hat so goldnen Strahl,
So goldnen Strahl!
Er fliegt wohl über die Berge hinaus,
Er dringt in das tiefe Thal.«

Heinrich wurde sehr bleich; Günter und Werner beugten sich über ihn, sie glaubten, er hätte zu athmen aufgehört, aber die kranke Brust hob sich regelmäßig und leise. Die Sängerin fuhr fort, und es lag eine [308] unbeschreibliche Wehmuth in ihrer Stimme, als sie sang:

»Im tiefen Thal die Blume steht,
Die Blume steht,
Sie hat sich gesehnet so lange Zeit,
Bis endlich ihr Duft verweht.«

Marie konnte nicht fortfahren, ihre Finger glitten über die Tasten und riefen klagende Töne daraus hervor, und sie senkte das thränenfeuchte Gesicht.

— O singe, bat Heinrich. Singe fort, die Melodien legen sich warm um mein Herz, der Sonnenstrahl dringt hinein, Blumen wehen mir Düfte zu — Blumen, Sterne — alles ist ewig — was sollen die Töne verhallen? — Singe, Marie, wiederholte er lauter, singe, ich habe Deine Stimme so lieb.

Marie begann aufs Neue, ihre ganze Seele schien in den Tönen zu liegen.

»Verweht ihr Duft, ihr Leben todt,
Ihr Leben todt.
Was kommst Du zurück, o treuloser Strahl?
Für mich ist kein Morgenroth!«

Zusammenschaudernd hatte sich der Kranke in Gertruds Armen aufgerichtet, sein brechendes Auge begegnete dem Blicke der Schwester, der letzte Schmerz [309] dehnte seine Brust in einem Seufzer aus, sein Leben entfloh in diesem klagenden Tone. Gertrud drückte die schöne Hülle in ihre Arme, ihre Thränen flossen langsam auf die starren Züge, auf die Augen, die kein Strahl der Seele belebte. Werner trat zu ihr und nahm ihre Hand aus der des Todten. Lorenz legte die Leiche in die Kissen zurück, Günter streich leise mit der Hand über des Mädchens Haar, der Hofmarschall und Hedwig traten herzu und ehrten den Schmerz der Hinterbliebenen durch stumme Theilnahme, und von Allen unbemerkt legte Marie den Kopf in die Hände und weinte bitterlich.

Während unten im Schlosse der Tod so leise und tröstend einkehrte, hatte Matteo die heftig erschütterte Teresa in die Bibliothek geführt. Hier warf sich das Mädchen in einen Lehnstuhl, legte die Hände in einander, senkte das Haupt und erwartete schweigend ihr Urtheil. Der Geistliche ging unruhig auf und nieder; endlich trat er zu dem Mädchen und fragte:

— Teresa, bist Du bereit?

— Was soll ich? antwortete sie, ohne aufzublicken.

Matteo verstand die qualvolle Bitte in diesen Worten; er sah das schöne, junge Wesen, das er gern [310] auf seinen Händen durchs Leben getragen hätte, vor seinen Befehlen zittern, er fragte sich: habe ich ein Recht, so viel Schmerz auf dies unschuldige Haupt zu legen? Und war es Schmerz allein, war es nicht auch Unrecht? Er schlug die Hände vor das Gesicht und konnte nicht antworten. Der Eid des Gehorsams, den er dem Orden geleistet hatte, der Einfluß des Paters Alamus, die drohenden Abschiedsworte: »vergiß nicht, daß meine Blicke Dich auf Schritt und Tritt begleiten«, tönten wieder vor seinen Ohren. Er schauderte. Ohne recht zu wissen, was er that, zog er den Rosenkranz hervor und ließ mechanisch die Perlen durch die Finger gleiten. Teresa faltete die Hände und betete mit ihm, aber von Beider Lippen flossen nur Worte, Beide waren in innerster Seele von Zweifeln bestürmt. Matteo ließ die Schnur aus den Händen fallen und ging hastig im Zimmer auf und nieder, an einem der Bücherschränke blieb er stehen und rief Teresa.

Das Mädchen gehorchte seinem Rufe, aber sie schlug wieder die Augen nicht auf, als sie fragte:

— Was soll ich?

Matteo ergriff ihre Hand, sie war eiskalt; das Mitleid gewann wieder die Oberhand, er zog das [311] Mädchen näher zu sich heran, hob ihren Kopf in die Höhe und blickte ihr lange in die tiefblauen Augen.

— Meine liebe Teresa, sagte er endlich, könnte ich Dich retten!

— O Matteo, wenn es möglich ist, so laß den Kelch an mir vorübergehen, rief sie mit flehend erhobenen Händen. Du weißt nicht, wie schwer es ist, dem weh zu thun, was man liebt, fügte sie leiser hinzu und senkte das erröthende Antlitz.

Matteo schüttelte wie abwehrend das Haupt und sagte in traurigem Tone:

— Teresa, ich leide eben so viel als Du, aber wir müssen beide

gehorchen; sieh her, mein armes Kind, hier ist es!

— Nein, nein, rief das Mädchen in Thränen ausbrechend, ich kann es nicht, ich thue es nicht!

— Mein Gott, sagte Matteo dumpf, mein Gott, hast Du kein Erbarmen? Aber plötzlich erwachte der Stolz des Priesters in ihm; er richtete sich aus seiner Ermattung auf und sagte ernst, fast streng:

— Du mußt Dich beherrschen, Du wirst Dich beherrschen, mein Kind. Geh jetzt in Dein Zimmer und stärke Dich im Gebet, ich sehe Dich später wieder und finde meine fromme, gehorsame Teresa.

[312] Das Mädchen verließ stumm und zitternd das Gemach.

— Wie wird das enden? fragte sich Matteo. Wenn er Wolf Alles entdeckte? Aber sein Eid und der unversöhnliche mächtige Haß des Alamus.

— Also auf immer gefesselt, dachte der unglückliche junge Mann, mit dem Willen zum Guten als Werkzeug zum Bösen gebraucht. Allem entsagen, was das Leben schmückt, und nicht einmal ein Genügen in segensreicher Arbeit. O wenn ich diese Fesseln abstreifen könnte! Teresa glücklich sehen, in ihrem Glück meine Belohnung finden und frei sein, frei in dem schönen, frischen Leben, das überall aufwacht!

Er trat an das Fenster. Die ganze Landschaft ruhte in der sonnigen Mittagswärme. — Wie schön und glänzend müßtest Du für den Befreiten sein! sagte Matteo, für den Glücklichen, der ohne Lüge sein Tagewerk vollbringt; für den Bescheidenen, der vom Leben nichts verlangt, als Arbeit und eine kleine Ruhestatt. Und das kann ich erringen durch *einen* muthigen Entschluß, das will ich erringen. Ich will brechen mit der Vergangenheit, ich *will*! In muthigem Erglühen hob er das Auge zum Himmel auf, da schwammen weiße leichte Wolken im Himmelblau, [313] wo suchten sie eine Heimath? Matteo dachte an die seine, die er so früh verlassen hatte, an die Mutter, die schon lang todt war, die ihn mit einem segnenden Gruß dem Pater Alamus anempfohlen hatte. Alamus! bei diesem Gedanken wachten die bösen Stunden

seiner Vergangenheit wieder auf. Fast Allen hatte die Lüge, die Heuchelei ihr Siegel aufgedrückt — wie viel hatte er durch sie gesündigt. Freilich immer als Werkzeug nur, aber wer hatte ihn zum Werkzeug erniedrigt? und konnte er jetzt diese Vergangenheit vernichten? konnte er dem freien Leben, dem guten Wirken ein reines Herz, ein reines Bewußtsein entgegen tragen?

Höhnisch blickte ihn Alamus an, höhnisch grinsten ihm die Werke der Vergangenheit entgegen, höhnisch fragte er sich selbst: — Und ich will frei sein? Er fiel in die alten Bande zurück.

Und wenn ich es wäre, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, wenn ich mich losrisse von der Vergangenheit, von Alamus, wenn ich den alten Menschen in mir tödtete, welch ein Loos wäre dem neuen beschieden? Ohne Befähigung zu Allem, was ich ergreifen möchte, vielleicht der Gnade dieser Hochmüthigen anheimgegeben, die ich rette, wenn ich die Wahr[314]heit gestehe? — Die Wahrheit! sie könnte mich vernichten — freilich fiele Alamus mit mir, aber — nein, nein, es ist nicht möglich, nicht möglich!

Er dachte an Teresa: das arme Kind mußte in der Stille des Klosters seine Schmerzen und Erinnerungen begraben. Matteo fühlte kein Mitleid mit ihr. Er war selbst so von Qualen zerrissen, daß er mit wilder Freude an ihr Leiden, an ihre Thränen dachte. — Wir sollen beide elend sein, murmelte er, in unsern Klagen, in unsern Flüchen werden wir uns begegnen. Er war entschlossen, sprang auf, trat zu dem Bücherschranke, der die Tapetenthür verbarg, schob ihn etwas zurück und drückte an der Feder in der goldenen Rose, sie sprang auf, die Thür flog zur Seite, da stand in der Mauernische das Kästchen von Ebenholz, mit der Chiffre der Launeck'schen Besitzer, daneben lag der kleine silberne Schlüssel.

— Morgen, sagte Matteo, morgen! dann schloß er die Thüren, stellte den Schrank wieder zurecht und ging in Gedanken versunken aus dem Zimmer über die langen Gänge, die Treppen hinunter. Aus einer halb offenen Thüre drang Teresa's Stimme zu

ihm, er trat in das Gemach — es war das Sterbezimmer.

Der Todte lag noch in den Kissen des Lehnstuhls, [315] Gertrud hielt wieder seine kalte Hand und sah ohne Thränen in das geliebte Gesicht, auf die geschlossenen Augen. Die Italienerin kniete daneben und hatte die gefalteten Hände auf Gertruds Schooß gelegt, der sie liebevoll zusprach. Wolf stand in der Fensternische und blickte verstört auf die Gruppe.

— O diese schöne, tiefe Todesruh! dachte Matteo.

Sein Eintreten hatte Teresa aufgeschreckt, sie wandte sich mit flehender Geberde zu ihm: — laß uns beten für den Todten, bat sie. Vielleicht daß unsere Bitten ihm Linderung geben.

Matteo schüttelte den Kopf. — Dem Ketzer nimmermehr! aber er ließ die Gedanken nicht zu Worten werden. Sein Blick fiel wieder auf den Verschiedenen, es lag ein süßer Frieden über der bleichen Gestalt, war auch das noch Lüge?

— Wir sollen glauben, nicht wissen, sagte sich der Geistliche, es litt ihn nicht länger im Zimmer. Er eilte fort.

— »Weiß ich denn, ob ich mehr Betrogener oder Betrüger bin,« hatte einst Alamus ausgerufen, warum erinnerte er sich wieder und wieder dieser Worte? Er eilte ins Freie, aber auch hier wurde ihm nicht besser. Es war eine jener Stunden über ihn [316] gekommen, die ein neues Verstehen des Lebens bringen, die schauerliche Abgründe erhellen, die bedeutungsvolle Worte sprechen und uns auf den rechten Weg führen könnten, wenn wir den Muth hätten, ihren Mahnungen zu folgen.

❄

XVII.

DREI TAGE WAREN seit Heinrichs Tode verstrichen; am Morgen des vierten Tages wurde die Leiche bestattet. Gertrud hatte darauf bestanden, daß der bekränzte Sarg nicht in die Familiengruft gebracht, sondern auf dem Friedhof des Dorfes eingesenkt wurde.

— Auch ich möchte im Tode nicht anders gebettet sein, hatte sie gesagt. Ich kann mich des kindischen Gedankens nicht erwehren, daß sich's unter Blumen und Bäumen besser schläft und träumt.

Man zuckte die Achseln über diese plebejische Ansicht, aber man ließ sie gewähren; der Hofmarschall sandte sogar den Gärtner hinaus, um das Grab mit den besten Gewächsen aus dem Treibhause zu [317] schmücken. Im Schlosse war indeß viel Bewegung: Werner, Gertrud und Günter wollten an demselben Tage noch abreisen, Lorenz bestand darauf, sie zu begleiten. Seine Bilder waren freilich nicht vollendet, aber er fand tausend Gründe, um seine Abreise zu entschuldigen — es fehlten ihm verschiedene Farben, Erbschaftsangelegenheiten riefen ihn in die Heimath, er wollte recht bald wiederkehren; man ließ ihn ungern ziehen, aber er war nicht umzustimmen. Auch Matteo hatte das Mögliche gethan, um ihn zurückzuhalten; als er aber jede Bemühung scheitern sah, konnte er sich einer gewissen Freude nicht erwehren. Die Pläne des alten Italieners stießen auf immer neue Schwierigkeiten.

Was ihn hauptsächlich zur Reise antrieb, hatte der Maler verschwiegen; er wollte Gertrud nicht allein lassen. Der Abschied von Launeck, der Abschied von Wolf, der seit Heinrichs Tode mit wehmüthiger Reue zu ihr zurückzukehren schien, mußte sie

furchtbar erschüttern. Sie war freilich still und heiter, aber wer mochte sagen, welche Schmerzen unter diesem Lächeln verborgen waren.

Noch einmal versammelte das Frühstück die ganze Gesellschaft im Eßsaal, nur Teresa fehlte. Gräfin [318] Hedwig fragte nach dem Befinden der Italienerin; Marie war bei ihr gewesen und hatte sie etwas kräftiger gefunden, als am vergangenen Tage. Das böse Fieber, das sie in Folge ihrer Aufregungen befallen hatte, war nicht wiedergekehrt. Matteo athmete auf, seit zwei Tagen wartete Carlota in einem benachbarten Dorfe; endlich mußte sich Alles entscheiden. Nach beendigter Mahlzeit nahm Gertrud Hut und Shawl, um vor der Abfahrt noch einen Besuch am Grabe zu machen. Marie bot ihr den Arm, sie nahm ihn schweigend und ging schweigend mit ihr über die Terrasse, durch die Allee und das Bosquet dem Hinterpförtchen zu, durch welches man auf Feldwegen zum Kirchhofe gelangt. Das kleine Gotteshaus lag hell im Sonnenschein vor ihnen; hohe Linden breiteten ihren Schatten längst der Mauer hin, in deren Begrenzung Grab an Grab gereiht war. Das Licht des schönen Tages spielte durch die Baumzweige, ruhte auf den Steinen und Kreuzen und leise neigten sich Blumen und Gräser in der sanftbewegten Luft. Am äußersten Ende des Gottesackers, wo die höchsten Linden stehen und darunter Syringen und Rosenbüsche, lag das reichgeschmückte, frische Grab, das Gertrud und Marie suchten.

[319] — Heinrich, mein Heinrich! flüsterte die Schwester, sank auf die Kniee, legte das Gesicht in die Hände und weinte.

— Heinrich, mein Heinrich! sagte auch Mariens weinendes Herz, aber sie durfte, sie wollte dem Gefühl keine Worte geben. Sie zerdrückte die Thränen, die ihr heiß ins Auge stiegen, pflückte einen Zweig vom Grabe, den sie in ihrem Busen verbarg und eilte dann geräuschlos, ohne daß Gertrud es merkte, auf dem Wege zurück, auf dem sie gekommen war.

Gertruds Schmerz wurde milder und milder; sie konnte sich zu einem Ueberblick ihres Lebens sammeln. In diesem Grabe ruhte,

was sie Jahre lang in Arbeit und Wunsch, in Hoffnung und Furcht beschäftigt hatte.

— Auch meine Liebe muß ich einsargen, sagte sie zu sich selbst, meine Liebe mit ihren thörichten Hoffnungen, ihren beseligenden Träumen; aber über das Grab der Liebe will ich Blumen decken, will ohne Vorwurf und Bitterkeit ins Leben zurückkehren und will mich freuen an Allem, was mir geblieben ist.

Sie strich leise mit der Hand über die Blumen, die ihr entgegen dufteten. Wie hat mein Heinrich die Blumen geliebt! dachte sie; auch auf diesen lieblichen Formen und Farben hat sein Auge geruht; er ist nicht [320] mehr, sie blühen ruhig weiter. Ruhig? weiß ich's denn, ob nicht auch sie Freude und Schmerz in ihrer Weise empfinden? Aber ihr Duft bleibt derselbe und ihre Farben glänzen, im Thau wie im Sonnenlicht. So laß mein Leben sein: still und heiter, trotz aller Schmerzen, ein Blumenleben auf einem Grabe!

Sie stand auf und trat hinaus, da lag die Welt so reich, so prächtig vor ihr. Gewiß mußte in ihr auch für Gertrud eine Arbeit, eine Freude zu finden sein. Sie dachte an ihren Vater, an seine Pläne und Hoffnungen. In diesem Streben erwuchs auch ihr eine köstliche Ernte. Sinnend ging sie langsam weiter zwischen dem hohen Korne; bei einer Biegung des Weges hörte sie erschreckend ihren Namen nennen.

Wolf stand vor ihr. — Gertrud! rief er mit bebender Stimme; Gertrud, kannst Du, willst Du mir verzeihen?

— Ich habe vergeben, erwiederte sie und reichte ihm die Hand.

— O Du himmlisches Herz! rief der junge Mann und drückte das Mädchen heftig an seine Brust. Sie machte sich sanft aus der Umarmung los, faßte seine Hände, sah ihm ruhig ins Auge und sagte:

— Nicht so, Wolf, nicht so! sei ein Mann, sei [321] ganz, was Du sein mußt; erfasse mit ganzer Seele, was sich Dir zu eigen gab; mache sie glücklich, die reine, herrliche Teresa.

Wolf erglühte. — Teresa! rief er seufzend aus, er bebte bei diesem Namen, sein ganzes Wesen hing an dem Mädchen, aber

doch wollte er Gertrud nicht lassen. Sein schwaches, eitles Herz trieb ihn hin und her, er verstand sich selbst und seine Schmerzen nicht.

Aber Gertrud verstand ihn; sie konnte ihn nicht glücklich machen, weil sie nicht mehr an ihn glaubte. Aber Teresa hing an ihm mit der schwärmerischen Gluth der ersten Liebe, vielleicht daß er an ihrem Feuer sich läutern und erheben konnte. — So muß es sein, sagte sie ernst und mild. Wolf, versprich mir, das Kind zu hüten vor dem Schmerz der Enttäuschung — und vergiß nicht, fügte sie leiser hinzu, vergiß nicht, daß ich immer Deine Freundin bin! Sie drückte ihm noch einmal die Hand, dann ging sie rascher von dannen.

Er breitete die Arme aus, sah ihr nach, hätte ihr nacheilen und sie an sein Herz drücken mögen; dann dachte er wieder an Teresa, an ihre Liebe, ihre Schönheit, ihre Jugend — wiederholte endlich Gertruds [322] Worte: so muß es sein! und kehrte langsam nach dem Schlosse zurück.

Der Wagen war schon vorgefahren, die Abreisenden waren von den Bewohnern des Schlosses umringt, auch Teresa kam in ihre Mantille gehüllt. Das leidende Gesicht sah rührend aus dem schwarzen Schleier hervor. Sie warf sich heftig weinend in Gertruds Arme und sagte: Mir ist, als ob mein guter Engel von mir ginge; aber ich hoffe Dich bald, bald in Frankfurt wieder zu sehen.

Gertrud drückte die Weinende an ihr Herz, ihr Blick flog bittend zu Wolf hinüber, er verstand seine Sprache und legte wie zum Schwure die Hand auf die Brust.

— Komm, Gertrud, sagte Günter, der das Uebermaß der Aufregung für sie fürchtete.

Sie machte sich sanft von Teresa's umschlingenden Armen los. Lebt wohl! lebt wohl! rief sie noch einmal; ihr Blick suchte noch einmal Mariens thränenschweres Auge, Wolfs schöne, tiefbewegte Züge, dann lehnte sie sich in den Wagen zurück und zog den Schleier vor's Gesicht. Der Schlag wurde zugeworfen, die Pferde zogen an und bald war die Kalesche von dem aufwirbelnden

Staube verhüllt.

[323] — Ich athme freier auf, seit sie fort sind, sagte Hedwig zum Hofmarschall und zu Egbert, mit denen sie die Treppen hinaufstieg. Nun muß Teresa fort, dann ist Alles gut.

Adelgunde war mit der Generalin in den Garten gegangen. Liebe Mama, sagte sie leicht gähnend, es wird hier immer langweiliger.

— Aber die Trauer steht Dir gut, erwiederte die Mama. Noch gestern sagte Grimbach…

— Ach Grimbach, liebe Mutter, denke nur, auch er geht fort!

— Grimbach! rief die Generalin.

Eben kam der Kammerherr langsamen Schrittes die Allee herauf, die Generalin ging ihm hastig entgegen.

— Liebster Grimbach! rief sie schon von weitem, ist's wahr? warum denn? so schnell! So plötzlich!

Der Angeredete verstand die Frage und den Schmerz der Dame.

— Meine Gnädige, sagte er kleinlaut, leider ist's wahr. Eine inconcevable caprice meiner Schwester. Sie will durchaus nach Carlsbad, der Arzt sagt zu Allem, was sie verlangt, Ja und Amen und ich muß Sie begleiten.

[324] — Mais c'est désolant! rief Adelgunde. Seufzend gingen sie weiter.

Fräulein von Grimbach und Matteo hatten die weinende Teresa auf ihr Zimmer zurückbegleitet. Sie schien mit Marie allein bleiben zu wollen; Matteo verließ sie, um Wolf aufzusuchen. Er fand ihn in der Bibliothek mit unruhigem Auge auf und niedergehend.

Mit eindringlichen Worten wollte er ihn an Teresa erinnern, um die er sich in den letzten Tagen wenig gekümmert hatte und wollte ihn an sein Versprechen mahnen; das war nicht mehr nöthig.

— Teresa wird mein Weib, sagte Wolf, und wenn die Welt darüber zu Grunde geht.

Der Pater lächelte bei dieser Betheuerung, die sein Vertrauen eben nicht stärkte, aber er ließ seine Zweifel nicht durchschimmern und suchte nur andeutend auf die nahende

Katastrophe vorzubereiten. Aber Wolf verstand ihn nicht. Der Hofmarschall und Egbert kamen, ein Wagen fuhr in den Hof; man eilte an's Fenster, Kurt sprang heraus und eilte, den Vater zu begrüßen. Die Damen folgten ihm. Er kam aus Berlin; tausend Fragen, flüchtige Antworten, Mißverständnisse und Gelächter flogen hin und her. Mat[325]teo rettete sich sobald als möglich aus diesem Wirrwarr und suchte die einsamen Schattengänge des Bosquets.

Aber er sollte keine Ruhe finden; während er langsam den verschlungenen Gängen folgte, hörte er das Gartenpförtchen knarren und bald darauf trat ihm Alamus entgegen.

Er bot ihm nicht wie sonst die Hand und sagte in strengem Tone: Gut, daß ich Dich finde, Matteo — ich habe Dir viel zu sagen, aber nicht hier, komm mit in's Feld, hier könnte man uns belauschen. Er wandte sich dem Pförtchen zu, Matteo folgte.

Als sie eine kurze Strecke gegangen waren, blieb Alamus stehen, faßte die Hände seines Gefährten und fragte: Bei Deinem Eide, Matteo, wirst Du mir Wahrheit geben?

Der junge Mann antwortete nur durch ein leises Neigen des Hauptes.

— Matteo, fuhr der Andere fort, Matteo, ist es wahr, daß Teresa den jungen Grafen liebt?

Das hatte Matteo nicht erwartet; er war seiner Bewegung nicht Herr, seine Mienen sprachen, deutlicher als Worte, das Erschrecken aus, das ihm die Sprache raubte.

— Also doch! sagte der Pater mit zornigem Auf[326]leuchten in den großen dunkeln Augen. Und Du wußtest es, und Du hast es mir verschwiegen! Nach einer Pause begann er wieder: Hast Du Teresa's Bild?

— Nein, mein Vater! Obwohl Matteo das Auge nicht erhob, fühlte er den Blick des Paters brennend auf seinem Antlitz. Er wollte sich abwenden, aber Alamus hielt seine Hände mit eiserner Kraft.

— Matteo! sagte er dumpf, Matteo, Du hast schwer gesündigt.

Du bist ungehorsam, ungehorsam aus sündiger Liebe!

Der junge Mann war vernichtet. Willenlos beugte er sich der ihm überlegenen Kraft, in sich zusammensinkend rief er aus: Gnade, Gnade, mein Vater!

Mit der Geberde des Abscheus trat Alamus von ihm weg und erhob drohend die Hand. Sein Schweigen war noch fürchterlicher als seine Rede.

— Gnade, Barmherzigkeit! rief Matteo wieder und fiel auf die Kniee.

Mit unbeschreiblicher Verachtung blickte der Pater auf den Jüngling; er hätte ihn gern mit einem Fußtritt von sich gestoßen; aber er brauchte das Werkzeug — es war ganz in seine Hand zurückgegeben, darum [327] bezwang er seinen Ekel, trat wieder näher und sagte: Du wirst büßen und gehorchen!

— Büßen und gehorchen! Wiederholte Matteo.

— Steh auf und höre mich an! befehl Alamus; maschinenmäßig gehorchte der junge Mann, nach einer Pause fragte der Pater: Weiß Teresa von des Grafen Liebe? er von der Neigung des jungen Mädchens?

— Teresa weiß nichts, sie ahnt nur — Wolf weiß Alles.

— Alles? fragte Alamus gedehnt und waf zornige Blicke auf seinen Schüler. Wer hat uns verrathen?

— Erbarmen, flehte Matteo, aber der Priester war unerbittlich; Matteo mußte auf das Genaueste berichten, wie Alles gekommen war, und er verschwieg und beschönigte Nichts.

Alamus gewann nun wenigstens die Beruhigung, daß von der Hauptsache nichts verrathen war. Die Rache der Signora konnte noch immer die Bewohner des Schlosses treffen.

— Es ist gut, sagte er, als Matteo geendet hatte. Ich will an Deine Reue glauben, mein Sohn, und zum Beweise, daß ich Dir vertraue, will ich die Sache in Deinen Händen lassen.

[328] — Eine schwere Buße! dachte der unglückliche junge Mann, aber er wagte keine Einwendung. Alamus verstand sein Leiden, er traf immer mit sicherer Hand die wundeste Stelle.

— So wie ich's früher wollte, kann jetzt nicht mehr zu Werk gegangen werden, sagte er. Wir müssen Teresa auf immer vom Grafen trennen.

Matteo mußte von allen Hoffnungen scheiden. Er dachte an Bardini, die schwerste Buße war ihm noch vorbehalten.

— Die Signora ist hier in der Nähe, sagte der Pater, ich werde sie holen; sie kommt heute Abend noch ins Schloß, natürlich in Begleitung ihres Advokaten, den ich gleichfalls herbeibeschieden habe. Sie erneuert ihre Ansprüche an das Erbtheil des Vaters und verlangt augenblickliche Durchsuchung des geheimen Schranks. Teresa ist in's Schloß gekommen, um zu spioniren — Du verstehst Matteo, das macht sie zum Gegenstande der Verachtung. Teresa hat den vorborgenen Schatz aufgefunden; *sie* führt den Notar an die verhängnißvolle Thür, *sie* zeigt ihm die goldne Rose, *sie* drückt an der Feder, — wahrhaftig, wenn das nicht erkältet und tödtet!

Der Mann mit dem weißen Haar, der Priester [329] der christlichen Liebe, blickte mit triumphirender Bosheit in die schmerzlich bewegten Züge seines Gefährten — er fühlte seine Macht, und Nichts war in diesem Augenblicke seinem Wunsche unerreichbar, seinem Willen überlegen. In tiefster Seele zerrissen kam Matteo in das Schloß zurück. Er sollte Teresa nicht von der Ankunft der Mutter benachrichtigen; darum vermied er sie, er fürchtete auch das Kind zu sehen, das mit gläubigem Herzen an ihm hing. Er konnte sie nicht trösten; ihm war, als ob seine Nähe den Engel befleckte, als ob er Theil hätte an den teuflischen Plänen seines Meisters.

Langsam gingen die peinvollen Stunden an Matteo vorüber und doch kam der Abend nur zu schnell heran. Die Theestunde versammelte die Schloßbewohner im Speisesaale. Auch Teresa kam, Marie hatte sie gebeten, den letzten Abend mit ihr zusammen zu bleiben; Gertrud hatte Marien sehr lieb gehabt, Wolf war unten — Wolf der nicht mehr so freundlich wie sonst war, den sie aber immer inniger, immer bewußter liebte. Aber trotz seiner Nähe war es schaurig öde in dem großen Zimmer, Heinrich fehlte,

Gertrud fehlte, vielleicht kam auch eine Ahnung drohenden Unheils über das arme Kind. Sie hüllte sich fröstelnd [330] in ihre Mantille und nahm schweigend einen Stuhl neben Fräulein von Grimbach. Wolf setzte sich an ihre andere Seite.

— Teresa, fragte er, sind Sie vollkommen hergestellt?

Das war der alte liebe Ton der früheren Tage, entzückt blickte Teresa zu ihm auf; auch in den Augen lag wieder die Innigkeit, die sie lange vermißt hatte. Erglühend schlug sie den Blick zur Erde und antwortete ein leises, zitterndes Ja.

— Und wollen Sie wieder heiter und glücklich sein? fuhr er fort.

Diesmal antwortete nur ihr Lächeln und ihr Auge, aber die Antwort war so beredt, daß Wolf sich kaum beherrschen konnte.

— Meine liebe, liebe Teresa! flüsterte er kaum hörbar, aber das Mädchen hatte ihn verstanden und senkte erschreckend das Gesicht, damit Niemand ihr Glück aus den verrätherrischen Thränen errathe, die ihr unaufhaltsam in's Auge traten.

Gräfin Hedwig trat rasch ins Zimmer.

— Verzeihung, daß ich warten ließ, sagte sie; ich habe erst Teresa's Schmuck geholt. Kurt hat ihn abschätzen lassen, aber in Wahrheit, liebes Kind, er ist [331] zu kostbar für mich. Indeß, fuhr sie mit kalter Höflichkeit fort, indem sie der Italienerin das Kästchen überreichte, indeß werde ich ihm immer dankbar sein, denn er hat mir die Freude gegeben, Sie kennen zu lernen — und wenn Sie ihn in Zukunft erblicken, werden Sie auch wohl an den Aufenthalt auf Launeck zurückdenken.

— Gut gegeben! flüsterte der Hofmarschall dem neben ihm stehenden Egbert zu. Teresa antwortete mit bewegter Stimme: Gewiß, meine gnädige Gräfin, immer mit dankbarer Freude.

— Erlauben Sie noch einmal, bat Adelgunde. Teresa reichte ihr den Schmuck. Liebste Mama, sieh nur die Pracht! rief die junge Frau zur Generalin gewendet.

— C'est magnifique! sagte die Generalin; sehen Sie, lieber Grimbach, wie schön!

— Kaufen Sie den Schmuck für Ihre künftige Braut! rief Hedwig, die das Geschmeide um Alles nicht in Adelgundens Händen lassen wollte.

— Für meine Braut! erwiederte lächelnd der Kammerherr, bin ich nicht schon genug in Fesseln geschlagen? sein Blick eilte von Adelgunden zu Hedwig, Beide verneigten sich dankbar.

[332] Nur Matteo hatte gehört, daß ein Wagen vorgefahren war; kurze Zeit nachher kam der Bediente und meldete: Signora Guardi und Herr Doktor Meyer.

Teresa drückte erbleichend die Hand auf's Herz und sank in ihren Stuhl zurück, der Hofmarschall, Hedwig und Egbert sprangen auf. Durch die geöffnete Thür trat eben die Signora ein, von dem Juristen begleitete, der klein und schmächtig war, eine goldne Brille trug und sich nach allen Seiten höflichst verneigte. Aber man übersah seine schönen Komplimente und blickte mit Erstaunen auf die schwarz verhüllte hohe Gestalt der Signora. Glühend blickten die dunkeln Augen aus dem todesblassen Gesicht hervor, sie hielt sich aufrecht, sah stolz um sich her und ging langsam nach der Mitte des Zimmers. Teresa war aufgestanden, aber sie zitterte so stark, daß sie der Mutter nicht entgegeneilen konnte.

Aber die Signora hatte ihre Tochter gesehen.

— Teresa, mein Kind! rief sie, komm zu mir! weinend fiel das Mädchen in ihre ausgebreiteten Arme.

Unwillen, Staunen, Neugier malten sich in den Zügen der Anwesenden, nur Matteo begriff und hatte nichts zu sagen.

[333] Gräfin Hedwig ermannte sich zuerst; mit prächtigem Stolze trat sie den Fremden entgegen. Signora, sagte sie, wenn wir verwundert fragen…

Mit demselben Stolze fiel ihr Carlota in's Wort: Madam, mein Geschäftsführer wird sprechen. Mit einer Verbeugung ging sie, Teresa mit sich nehmend, nach dem Divan im Hintergrund des Gemaches, lehnte sich in die Kissen zurück, legte den rechten Arm um Teresa's Nacken und verwandte kein Auge von der Gruppe am Theetisch.

Der kleine Doktor Meyer trat vor, ließ noch einige Verbeugungen vom Stapel laufen, räusperte sich und begann — er schien gut vorbereitet: Meine gnädigen Herrschaften! ich werde Ihre Aufmerksamkeit nicht lange in Anspruch nehmen. Das Begehren meiner Clientin, der Signora Carlota Guardi geb. Gräfin Laun, ist Ihnen bekannt. Er schwieg. Ein höhnisches Lächeln der Gräfin, ein Kopfnicken des Grafen, das war die ganze Antwort.

— Es hatten sich bis jetzt nicht die nöthigen Dokumente zur Begründung dieser Ansprüche gefunden, fuhr der Doktor fort; wir sind darum gekommen, um hier das Fehlende zu beschaffen.

[334] — Hier! rief der Hofmarschall; der Kleine schaute triumphirend umher.

— Ja hier! begann er wieder, weidete sich einen Augenblick an der allgemeinen Verwunderung und sagte dann: Signora Guardi hat mich autorisirt, die wahrhaft wunderbare Art der Entdeckung, Ihnen meine gnädigen Herrschaften, mitzutheilen.

— Aber Herr Doktor, setzen Sie sich gefälligst, rief Egbert, der eine lange Auseinandersetzung befürchtete.

Einigermaßen außer Fassung gebracht, suchte Doktor Meyer den ersten besten Stuhl, machte, ehe er sich niedersetzte, noch eine Verbeugung, die Adelgundens Lachlust mächtig erregte, ließ sich dann nieder und sah eine Weile in dem Kreise umher, der sich am Tische versammelt hatte. Endlich gelang es dem Redner, wieder anzuknüpfen; mit salbungsvollem Tone fuhr er fort: Signora Guardi hatte fünf Söhne verloren, nur das jüngste ihre Kinder, Signora Teresa, war ihr geblieben. Schon wollte die unglückliche Mutter allen Erdengütern entsagen und sich mit dem Kinde in die Einsamkeit des Klosters zurückziehen, da bediente sich die Vorsehung dieses Kindes, um den [335] Entschluß der Signora zu ändern. Im Traum sah die kaum 10 jährige Teresa dieses Schloß und den verborgenen Schatz darin, der die Ansprüche der Mutter begründen sollte, zu gleicher Zeit empfing sie die Mahnung, nicht nachzulassen, bis sie ihr Recht errungen hätte.

Teresa richtete sich auf: das ist nicht wahr, murmelte sie,

Matteo, der zu ihr getreten war, legte ihr die Hand auf die Lippen: Ruhig, mein Kind, sagte er leise, wir müssen gehorchen und dulden.

— Seit dieser Zeit nun, fuhr der Doktor fort, aber Egbert fiel ihm ungeduldig in die Rede. Mein lieber Herr, sagte er, verschonen Sie uns mit weitern Märchen. Es sind schon genug Gaukeleien in dieser Sache getrieben. Das schöne Fräulein hat sich unter falschem Namen hier eingeschlichen, hat ihre Rolle meisterhaft gespielt und wird auch wohl Schatzgräberei verstehen, das heißt, sie vergräbt die Schätze.

Carlota war zornig aufgesprungen, mit erhobener Hand trat sie an den Tisch.

— Genug! rief sie mit bebender aber volltönender Stimme, genug der Beleidigungen! Euer Unglaube wird fürchterlich bestraft werden, Euer Hohn fällt auf [336] Euer eigenes Haupt zurück. Lassen Sie uns zum Werke gehen.

— Wohin? fragte der Hofmarschall ironisch, in den Keller, in den alten Wartthurm oder in irgend einen Gartenwinkel.

Die Italienerin maß ihn mit höhnischem Blick. In die Bibliothek, antwortete sie kalt. Komm Teresa!

Aber Teresa war todtenbleich im Divan zurückgesunken, ihr unschuldiges Haupt war zu tief gebeugt von der ungerechten Anklage und dem Unrecht der Lüge, das sie willenlos tragen mußte.

Wolf war zu ihr getreten; er beugte sich über das blasse Gesicht, drückte ihre Hand und nannte zärtlich ihren Namen.

Sie schlug die Augen auf und faltete die Hände. Glaubst Du? glaubst Du? fragte sie flüsternd.

— Meine liebe Teresa, ich glaube, daß Du ein Engel bist.

In diesem Augenblick trat die Signora näher. Wolf's Zusprache hatte das Mädchen gestärkt, sie richtete sich auf, nahm Matteo's Arm und folgte der voranschreitenden Gesellschaft.

Der Hofmarschall hatte die Bedienten zurückge[337]wiesen; Egbert zündete in der Bibliothek zwei Wachskerzen an und ließ die

Vorhänge nieder, damit kein unberufener Blick von außen eindringe.

Carlota sah mit Erstaunen in dem Gemach umher, das ihr der Pater auf das Genaueste beschrieben hatte. Von Aufregungen übermannt, fühlte sie mehr und mehr ihre Kräfte schwinden, sie ließ sich in einen Lehnstuhl nieder.

— Mein Fräulein, Sie werden die Güte haben, der Komödie bald ein Ende zu machen, sagte Gräfin Hedwig in schneidendem Tone. Das arme Kind schmiegte sich zitternd an den Geistlichen, der sie stützte.

— Muth, liebes Kind! rief Carlota mit erhobener Stimme. Es ist der letzte Kampf; die Heiligen werden Dich in unserer schönen Heimath belohnen.

— Komm! flüsterte Matteo und zog das Mädchen nach dem Eckschrank, der die Tapetenthür verdeckte.

Sie folgte ihm fast ohne Besinnung.

— Nun mußt Du sprechen! flüsterte der Pater wieder.

Sie deutete nur stumm auf den Bücherschrank.

— Darin sind Ihre Beweise? fragte Egbert, der [338] hinzugetreten war. Ein schönes Plätzchen! Altdeutsche Poesie steht in den Fächern, Sie haben italienische Sagen und — Intriguenstücke hinzugefügt.

Das Mädchen wandte sich mit flehender Geberde zu dem Geliebten.

— Wolf! sagte sie leise.

Er faßte ihre herabhängende Rechte, drückte sie und sah ihr fragend in's Auge. Es war so dunkel in der Tiefe des Zimmers, daß Niemand als Matteo es bemerkte. Aber Teresa hatte den Blick gefühlt, eine wunderbare Kraft kam über sie; sie richtete sich auf, trat hastig vorwärts und sagte mit klarer Stimme: Der Schrank muß abgerückt werden.

Der kleine Doktor sprang herzu, Matteo half, bald war dem Eingeweihten die Tapetenthür sichtbar.

— Hier ist's, sagte Teresa wieder; dort oben in der

Goldpressung der Ledertapete, in der Rose ist eine Feder; Matteo hilf mir, ich kann sie nicht erreichen.

Ueberrascht folgte Matteo dem Befehl; er kannte die schüchterne Teresa kaum wieder in diesem sichern Auftreten. Die geheime Thür flog zurück, mit einem Ausdruck des Erstaunens drängten sich die Bewohner des Schlosses herbei, Egbert und Kurt hielten Kerzen in den Händen, der Lichtstrahl fiel auf die silbernen [339] Verzierungen des Ebenholzkästchens. Matteo legte den gefundenen Schatz in die Hände des Rechtsgelehrten.

Teresa griff hastig nach dem Schlüssel.

Auch Carlota war herzugetreten mit flammendem Blick stand sie dem Hofmarschall gegenüber, der sehr kleinlaut geworden war. Egbert blieb kalt und sagte: Lassen Sie uns Alles sehen, Herr Doktor.

— Nicht so! rief Teresa, nicht so! nahm das Kästchen aus des Doktors Hand und eilte damit zum nächsten Tische. Alle folgten ihr, Egbert und Kurt stellten die silbernen Leuchter neben das Kästchen, auf welchem Teresa's linke Hand lag, mit der rechten drehte sie langsam den Schlüssel, indem sie sagte: Was hier liegt ist mein, und ich gehöre dem Kloster. Die Signora folgte angstvoll ihren Bewegungen; der Decken sprang auf, Teresa nahm die vergelbten Papiere aus dem Kästchen.

— Aber auch ohne diese Schätze werde ich im Kloster eine Freistatt finden! rief sie und hatte in demselben Moment die Urkunden zerrissen und dem Licht genähert, die verzehrende Flamme schlug hoch empor.

Mit einem Ausbruch des Entsetzens fiel die Sig[340]nora ihrer Tochter in die Arme, es war zu spät, mit der verstiebenden Asche sanken ihre Hoffnungen zu Boden.

❄

XVIII.

SEIT VIER TAGEN war Gertrud in Bockenheim. Sie hatte den Vater in die Paulskirche begleitet; nach dem Schluß der Sitzung war er durch Geschäfte für die nächsten Stunden in Anspruch genommen, und sie ging allein nach Hause zurück. Um dem Strom der Spaziergänger zu entfliehen, wählte sie den Weg, der an den Kettenhöfen vorüberführt. Sie ging langsam, denn die Luft war schwül, ihre Gedanken waren in Launeck und sie bemerkte nicht, daß eine verhüllte Gestalt ihr in geringer Entfernung folgte. Am Ende der Häuserreihe, wo man die Kettenhöfe und einen großen Theil des Weges übersieht, blieb der Vermummte stehen, blickte sich sorgfältig nach allen Seiten um, schlug dann den Mantel zurück und eilte schnell der einsamen Wanderin nach.

[341] — Fräulein von Ringen, sagte er, ich muß Sie sprechen.

Verwundert blickte sie auf und erkannte Matteo. Sie erschrack, das schöne Gesicht des Italieners war todesblaß, eine fieberhafte Aufregung sprach aus seinem Auge.

— Ist Teresa hier? fragte sie ahnungsvoll. Der junge Geistliche erzählte die letzten Vorgänge auf Launeck.

— Das herrliche Kind! rief Gertrud.

— Das arme Kind, sagte der Pater. Sie ist seitdem in der schrecklichsten Aufregung; ich habe Tage lang für ihr Leben gezittert.

— Und die Signora? fragte Gertrud.

— Die Unglückliche ist in einem furchtbaren Zustande. Sie rast, sie zerrauft ihr Haar, sie verflucht ihr Kind, dann sinkt sie in Ermattung nieder, aber sobald ihr Teresa nahe kommt, richtet sie sich mit erneuter Wuth zu neuem Toben auf.

— Und Wolf? fragte Gertrud nach einer Pause, wie war er beim Abschiede?

— Der Herr Graf nahm sich unserer nach der schrecklichen Katastrophe sehr freundlich an, erwiederte der Italiener. Die Signora war in Krämpfen [342] niedergesunken, schluchzend kniete Teresa neben der Mutter, alle Schloßbewohner flüchteten vor dem gräßlichen Anblick. Nur Wolf blieb bei uns. Der Doktor Meyer war nach dem Arzt gelaufen, als er mit demselben zurückkam, war es uns gelungen, die Signora in einen der Lehnstühle zu legen. Die Mattigkeit, in die sie immer nach ihren Krämpfen verfällt, war diesmal ärger als je zuvor, wir durften sie nicht berühren, sie nicht anreden. Es war eine schreckliche Nacht.

— Und Niemand von meinen Verwandten bekümmerte sich um die Kranke?

— O ja, mein gnädiges Fräulein, der Hofmarschall ließ durch den Bedienten fragen, um welche Zeit Signora abzureisen dächte.

Gertrud schauderte. — Und Wolf? fragte sie wieder.

— Er blieb die ganze Nacht bei uns, antwortete Matteo; mit gekreuzten Armen stand er neben der Kranken und verwandte kein Auge von der knieenden Teresa.

— Und hat er gar nicht mit ihr gesprochen, sie nicht getröstet, ihr nicht seinen Schutz angeboten?

Der Geistliche schüttelte den Kopf. — Gegen [343] Morgen durften wir die Signora fortbringen, sagte er; als Teresa zu ihr in den Wagen stieg, hörte ich nur, wie der junge Graf dem Mädchen zuflüsterte: ich komme nächstens nach Frankfurt. Wir haben bis jetzt vergebens gewartet.

— Warten Sie noch! hoffen Sie noch! rief Gertrud; er kann, er wird Teresa nicht verlassen.

— Die Zeit drängt, antwortete Matteo, ein mächtiger Feind bedroht Teresa's Frieden; in meiner Seelenangst bin ich zu Ihnen gekommen. Gertrud sah ihn fragend an.

Der Pater erzähte von Alamus. — Sie können denken, schloß er, daß Teresa's muthige That ihn furchtbar erbittert hat; mit

teuflischer Rachelust wird er nun den anderen Plan verfolgen — er kommt täglich ins Haus, überwacht mich auf das Strengste und ich möchte nicht von ihm in Ihrer Gesellschaft, mein Fräulein, gesehen werden.

— Darf ich Teresa sprechen? rief Gertrud, wo finde ich das geliebte Mädchen? wird man mich zu ihr lassen?

— Kommen Sie, bat der Geistliche und gab ihr Teresa's Adresse; das arme Mädchen hat oft nach Ihnen gefragt, man wird Sie ganz gewiß zu ihr las[344]sen. Aber seien Sie vorsichtig und nennen Sie meinen Namen nicht. Er verließ sie. Gertrud ging schnell nach Hause, schrieb einige Zeilen an den Maler, den sie bat, sich in etwa zwei Stunden bei der Signora Guardi einzufinden, um sie abzuholen; dann ließ sie einen Fiakre kommen und fuhr nach dem bezeichneten Hause vor dem Eschenheimer Thore.

Die Thürschelle war gehemmt und Gertrud mußte wiederholt anpochen, ehe der kleine Diener öffnete. Sie nannte ihren Namen und begehrte Fräulein Teresa zu sprechen; der Diener führte sie in den Salon und bat einen Augenblick zu warten. Kaum hatte Gertrud ihre Umgebung gemustert und diese düstere Pracht mit dem Wesen der Bewohner verglichen, als der Vorhang der Seitenthür heftig zurückgeschlagen wurde und Teresa in ihre Arme stürzte.

— Mein liebes, liebes Kind, sagte Gertrud und strich mit der Hand über die gerötheten Augen ihres Lieblings, warum hast Du mich nicht gleich zu Dir rufen lassen?

— Weil es nicht gut ist, wenn die Lebendigen zu den Todten kommen, antwortete Teresa. Dies Haus ist ein Grab, liebe Gertrud, seine Bewohner gehören der Erde nicht.

[345] — Aber, Teresa, liebstes Kind! wie kannst Du so muthlos sein? Die bösen Tage gehen vorüber, gute Tage kommen wieder.

Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte mit wehmüthigem Lächeln:

— Nein, nein, nicht für mich. Sieh mich nur an; bin ich wohl noch, was ich früher war? und wie mein Gesicht blaß und alt

geworden ist, so ist mein Herz matt und verzagt.

— Komm! setze Dich zu mir, sagte Gertrud; Du bist krank, bist aufgeregt und übermüdet. So, lege Dein Köpfchen an meine Brust, drücke die Augen zu — sie müssen Dich schmerzen; Du hast zu viel geweint.

— Ach ja! antwortete Teresa; ich war so ganz allein!

Gertrud verstand die Klage, sie drückte das Mädchen inniger an sich und sagte: Jetzt bist Du's nicht mehr; ich bin bei Dir; Deine Schwester, Deine Mutter!

— O meine arme Mutter! rief Teresa und richtete sich wieder auf. Sie leidet furchtbar; man sagt, sie würde bald sterben. Und ich — fügte sie schaudernd und leiser hinzu — ich habe sie getödtet.

[346] — Nicht doch! antwortete Gertrud. Du hast mir oft gesagt, daß sie Jahre lang schon dem Tode nahe gewesen ist.

Die Italienerin beachtete die Worte ihrer Freundin nicht. — Ach, Gertrud! rief sie mit zusammengeschlagenen Händen, ich werde furchtbar büßen müssen!

— Ich habe Dir schon gesagt, liebe Teresa; die bösen Tage gehen vorüber und die guten kehren wieder.

— Gute Tage, liebe Gertrud? weißt Du, was ein Kloster ist?

— Das wenigstens weiß ich, daß Du nicht ins Kloster gehen darfst.

— Ich muß, ich muß, antwortete seufzend das junge Mädchen. Dort will ich beten, bis ich vergessen habe.

— Du wirst nicht vergessen, sagte Gertrud, und Dein getheiltes Herz wird doch nicht ganz bei dem Gebet sein.

— Man hat mich doch vergessen! Es lag eine so wehmüthige Ergebung in diesen Worten, daß Gertrud Thränen ins Auge drangen. Sie dachte mit stillem Vorwurf an den Mann, der so leichtsinnig diese schöne [347] Blüthe geknickt hatte. Aber sie wollte das Kind nicht in diesem Verzagen lassen, um nicht unrettbar in Alamus Hände zu fallen, mußte Teresa am Leben festhalten. Darum suchte sie in Teresa eine Hoffnung zu wecken, die sie selbst nicht

hatte.

— Du mußt warten und hoffen, sagte sie; ich weiß, daß ein treues Herz für Dich sorgt und arbeitet. Wolltest Du durch ein thörichtes Verzweifeln sein Glück und Dein Glück zerstören?

Ein Freudenschimmer brach aus Teresa's Augen. — So weißt Du Alles? sagte sie. So bist Du, ohne daß ich's wußte, mein Beichtiger geworden? Und Du willst mir Hoffnung geben. O, Gertrud! ich hoffe gern — und ich weiß, daß Du immer die Wahrheit sagst.

Gertrud konnte diese ungegründete Freude noch weniger ertragen, als das Verzweifeln des Kindes, aber sie mußte sich bekämpfen. — Teresa, erwiederte sie, indem sie des Mädchens Augen küßte, um ihren Blick nicht länger ertragen zu müssen; Teresa, versprich mir, Alles zu thun, was ich Dir sage — wenigstens Nichts zu thun ohne meine Einwilligung.

— Ich darf nicht, ich kann nicht, sagte Teresa. Ich gehöre mir selbst nicht. Du weißt vielleicht, fuhr [348] sie nach einer Pause fort, daß ich durch die Papiere, die ich verbrannt habe, in den Besitz großer Reichthümer gekommen wäre? ich habe das Kloster darum betrogen — und doch ist Pater Alamus so mild und gut und verlangt nur meinen Gehorsam als Buße.

Gertrud schauderte und war zweifelhaft, ob sie nicht die Pläne des Priesters seinem Opfer enthüllen sollte, aber Teresa gehörte zu den reinen Wesen, die schon von der Ahnung des Bösen verletzt werden. Gertrud schwieg eine Weile in ehrfurchtsvoller Scheu, dann sagte sie:

— Teresa, wie kam Dir so plötzlich der Entschluß, die Papiere zu verbrennen? Hattest Du das Kloster vergessen?

— O nein, erwiederte die Italienerin; es war mir in dem Augenblick, als sagten mir die Heiligen, ich *müßte* das thun. Sieh, Gertrud, ich will Dir Alles sagen; man drang mit häßlichen Beschuldigungen auf mich ein, die ich kaum verstand; meine arme Mutter war in ihrem Zorne einer Furie gleich; Alle waren verzerrt von Angst, Schrecken oder bösem Hohn, nur Wolf war voll gütiger Milde, nur Wolf sagte mir ein trostreiches Wort — und ihm sollte

ich Trübsal bereiten? das konnte nicht des Himmels Wille [349] sein — ich folgte der Mahnung meines Herzens — es war mir, als brächte ich ein Opfer, das Gott gefallen müßte.

— Und was hat Dein Priester gesagt?

— Alamus sagte, es wäre ein Irrthum meines sündigen Herzens; ich hätte eine schwere Schuld auf mich geladen.

— Und wenn Du heute wieder in Launeck wärst und das verhängnißvolle Papier läge noch einmal in Deiner Hand?

Teresa senkte das Haupt und antwortete zögernd und leise:

— Ich glaube — ich glaube, ich thäte wieder, wie das erste Mal.

— Und mit derselben Ueberzeugung, das Rechte zu thun?

— Mit derselben Ueberzeugung! wiederholte Teresa.

— So halte fest an dieser Herzensmahnung, sagte Gertrud. Glaube mir, liebes Mädchen, wir bedürfen keines Mittlers zwischen uns und der Gottheit, die wir anbeten.

— Das habe ich oft gefühlt, aber ich wollte mir selbst nicht glauben, antwortete die Italienerin. Ach, [350] Gertrud! man glaubt so gern, was mit den Herzenswünschen übereinstimmt.

— Und das ist der rechte Glaube, der uns selig machen kann, antwortete Gertrud gerührt; sie träumte sich zurück in die Zeit, wo auch sie noch diesen Glauben hatte. »Möchte Teresa ihn niemals verlieren!« dachte sie, während sie mit sinnender Zärtlichkeit das Haar aus des Mädchens Stirn strich und die weichen kindlichen Züge betrachtete. Auch Teresa schwieg eine Weile, dann sagte sie:

— Alamus verlangt, daß ich in den nächsten Tagen abreise.

— Du willst Deine Mutter verlassen! rief Gertrud erschreckt.

— Ich will nicht, aber ich soll — der ehrwürdige Vater sagt, meine Anwesenheit könnte ihre Qual nur vermehren — ach, Gertrud! ich habe die Hoffnung der armen Frau zerstört, ihre lang genährten Rachepläne…

— Teresa, fiel Gertrud ein, das Christenthum lehrt uns lieben und verzeihen, aber die Kirche spricht anders als das Christenthum. Weißt Du wohl, daß es heißt: wir sollen Gott mehr gehorchen als den Menschen?

[351] Teresa blickte erglühend zu ihr auf und sagte leise:

— Ich wußte schon lange, daß Du mein guter Engel bist, Gertrud, verlaß mich nicht!

— Gewiß nicht — Dich glücklich zu sehen, ist der Hauptwunsch, für den ich jetzt arbeite.

— Und Du selbst, Gertrud, hast Du für Dich keine Herzenswünsche?

— Für mich? antwortete sie mit wehmüthigem Lächeln. Ich weiß nicht, wie Du das verstehst. Alles, was ich erfasse, erfasse ich mit ganzem Herzen; jede Arbeit, die ich vollende, ist *mein*, ob der Ertrag derselben Andern zufällt, das bleibt sich gleich.

— Ich weiß nicht, ob ich Dich recht verstehe, sagte Teresa. Oft erscheinst Du mir so außergewöhnlich, daß ich mich Dir kaum zu nähern wage; und doch komme ich in jedem Schmerz wieder zu Dir und finde in jedem Schmerz wieder Trost und Hülfe bei Dir. Aber nicht wahr, Gertrud? so wie andere Frauen lebst Du nicht; unsere Schmerzen und Freuden können Dich nicht berühren.

— Thörichtes Kind! erwiedert Gertrud und küßte das junge Mädchen auf die Stirn. Es wurde ihr unbeschreiblich weh zu Muth, aber sie wollte dieser Schwäche nicht nachgeben. Sie stand auf und trat [352] an's Fenster, Teresa folgte ihr und legte den Arm um ihre Schultern.

Die tief niederhangenden Wolken begannen sich in einem Gewitterregen zu entladen, von Zeit zu Zeit zuckte ein Wetterleuchten durch die schwarzen Dunstmassen und in der Ferne verhallte der Donner. Teresa und Gertrud blickten schweigend hinaus und spannen sich tiefer und tiefer in ihre Träume ein.

So fand sie Alamus; er erkannte Gertrud, wünschte aber nicht von ihr gesehen zu werden und eilte mit flüchtigem Gruß nach dem Schlafzimmer der Signora.

Teresa trat ihm in den Weg. — Ihren Segen, hochwürdiger Pater! sagte sie und küßte ihm die Hand. Er mußte wohl oder übel ihren Wunsch erfüllen. Unterdessen fand Gertruds scharfes Auge, trotz der Tonsur und des weißen Haars, den Bildhauer Caroni in

ihm wieder. Von diesem intriguanten Priester war Alles zu fürchten. Es mußte Alles in Bewegung gesetzt werden, um ihm entgegen zu arbeiten. Als Teresa an das Fenster zurückkehrte, war Gertruds Plan gemacht.

— Meine liebe Teresa, sagte sie, morgen geht Lorenz nach Launeck zurück und kommt in kurzer Zeit [353] wieder. Wirst Du erlauben, daß er Dein Bild hier vollendet?

— Das wird mir schwerlich gestattet sein, antwortete das Mädchen, aber sie lächelte glückselig — Lorenz konnte ihr von dem Geliebten Nachricht bringen.

— Ich weiß, es liegt ihm viel an dem Bilde, fuhr Gertrud fort. Wenn er es nicht vollenden darf, wird er sobald nicht wieder kommen, er hat auf Launeck noch Verschiedenes zu thun. Teresa erschrak. Nicht wieder kommen! das war nicht zu ertragen.

— Ich will Alamus fragen! sagte sie und ging zu ihm hinein. Gertrud hatte sich nicht getäuscht; dem Pater lag zu viel an dem Bilde, als daß er seine Erlaubniß verweigert hätte, er machte die schnelle Vollendung des Porträts zur einzigen Bedingung und wollte der Kranken gegenüber, die fast beständig schlummerte, alle Verantwortung übernehmen. Teresa war überglücklich und Gertrud verließ sie mit dem Versprechen, sie am folgenden Tage wieder zu sehen.

Der Regen hatte aufgehört, die Sonne brach durch das Gewölk, zwitschernd schlüpften die Vögel durch das nasse Gebüsch; der Weg war einsam und Gertrud ging, auf den Maler wartend, langsam vor [354] dem Garten auf und nieder, denn er durfte Teresa jetzt nicht sprechen. Sie brauchte indessen nicht lange zu warten; die Ungeduld hatte Lorenz vor der bestimmten Zeit hinausgetrieben, und nun freute er sich, Gertrud schon allein zu finden. Sie nahm seinen Arm, erzählte ihm ausführlich, was sie von Matteo und Teresa erfahren hatte und bat ihn, seine Hand zum Schutz der armen Kleinen zu bieten.

Lorenz war zu Allem bereit, obwohl es ihn schmerzte, daß das Glück, zu dessen Befestigung er beitragen sollte, Gertruds

Herzenswünsche zerstörte; aber er wagte keinen Widerspruch. »Sie wird vergessen, sie muß vergessen!« dachte er, »Wolf ist nicht werth, von ihr geliebt zu sein.«

Gertrud errieth seine Gedanken und sie waren ihr peinlich, darum fragte sie nach einer längern Pause:

— Waren Sie heute im Parlament, lieber Freund?

— Nur eine kurze Zeit, antwortete er, doch hatte ich die Freude, den Reichsminister erklären zu hören, wie energisch man den Krieg in Schleswig fortzuführen denkt.

— Es ist wunderbar, antwortete Gertrud; ich betrachtete sonst jeden Krieg als den rohen Ausbruch physischer Kraft, als eine Entwürdigung des Men[355]schengeistes, der Kampf in Schleswig aber hat alle meine Sympathien.

— Wir ringen dort auch nach den besten Gütern, nach der Behauptung unserer nationellen Individualität.

— Darum hat auch dieser Krieg ganz Deutschland so mächtig angeregt, sagte Gertrud. Jeder hat gleichsam instinktmäßig gefühlt, daß dieser große Kampf den Kampf um die Berechtigung Jeder persönlich mitentscheidet. [sic!]

— Noch gestern sprach ich mit Ihrem Vater darüber, liebe Gertrud; es ist merkwürdig, mit welcher Beharrlichkeit er das Streben unserer Partei negirt.

— Er bekämpft es wenigstens, wie Sie wieder seine Richtung bekämpfen.

— Verzeihung, liebe Gertrud, unser Standpunkt ist ein durchaus verschiedener: wir, das heißt die Träger der Revolution von 1848, sehen in dieser Revolution, in den Freiheiten, die sie begründet, in den Rechten, die sie uns wahrt, nur einen Uebergang zu dem, was Werner anstrebt. Wir halten diesen Uebergang für nothwendig. Die politischen Umwälzungen sind die Aequinoctialstürme, welche den Frühling ankündi[356]gen und vorbereiten. Die Macht und Zweckmäßigkeit dieser Stürme will Werner nicht anerkennen.

— Sie irren, lieber Freund, antwortete Gertrud. Mein Vater fürchtet nur, daß Sie sich mit den politischen Errungenschaften

begnügen und er meint, daß in diesen dem Volke wenig gegeben ist; er meint, daß diese Umwälzungen alten Verhältnissen neuen Namen geben und die Gestalt der Machthaber, nicht aber das Wesen der Macht verändern.

— Liebste Gertrud, es scheint, als ob auch Sie abtrünnig würden? fragte lächelnd der Maler.

— Darauf kann ich mit *Ja* und *Nein* antworten, sagte Gertrud. Die Mißverhältnisse im gesellschaftlichen und Familienleben berühren mich nothwendig viel lebhafter und unmittelbarer, als die im staatischen Leben und darum…

— Darum wollen Sie dem Wohlsein des Einzelnen die Wohlfahrt des Ganzen opfern, fiel der Maler ein.

— Nicht doch, lieber Lorenz; Sie haben mich nicht ausreden lassen. Ich wollte sagen, daß ich mit Ihnen glaube: die politische Reform muß der socialen vorangehen. Hat Ihnen mein Vater von seinen Hoffnungen auf königliche Unterstützung gesagt?

[357] — Ja, liebste Gertrud; aber ich habe nie daran glauben können.

— Ich fürchte, er selbst glaubt nicht mehr daran. In den letzten Tagen hat er viele Briefe bekommen und beantwortet; er ist unruhig, verstimmt; er geht nicht mehr mit mir spazieren; entwickelt nicht mehr seine Theorien von der Gliederung der Arbeit, sogar seine Gesundheit scheint zu leiden.

— Gertrud, erlauben Sie dem Freunde ein aufrichtiges Wort: Sie gehen einem schweren Winter entgegen, und ich ängstige mich um so mehr, da ich nicht weiß, ob ich Ihnen immer nahe sein werde. Sie könnten diese Angst von mir nehmen.

— Wie so, lieber Freund? ich verstehe Sie nicht.

— Gertrud, Ihr Vater hat kein Herz für Sie — er liebt das Große, das Allgemeine; das Verständniß des Einzelnen ist ihm verloren gegangen. Er schwieg, Gertrud wurde sehr blaß, aber antwortete nicht, der Maler begann nach einer Pause:

— Und doch bedarf Niemand mehr als Du, meine Gertrud, einer innigen, menschlichen Verständigung; darum bitte ich Dich, geh

diesen Winter nach Wengerau.

— Zu Günter? —

[358] — Warum dies Erschrecken, liebste Gertrud? ist er Dir nicht im vollen Sinne des Worts ein treuer väterlicher Freund?

— Das ist er! antwortete Gertrud — aber doch Lorenz, doch kann es nicht sein. Der Maler sah sie verwundert an, sie schien sehr aufgeregt. Nach einer Pause drückte sie ihm die Hand und sagte:

— Lieber Freund, laß mir die Ueberzeugung, daß ich meinem Vater nothwendig bin; es wird mir sonst Alles noch schwerer.

— Lorenz verstand sie nicht, aber es lag so viel Schmerz in ihrem Tone, daß er nicht weiter in sie zu dringen wagte. Er begleitete sie schweigend nach Hause zurück und ließ sie allein.

Sie trat an's Fenster; der kühle Abend führte die Stadtbewohner ins Freie, der Weg nach Rödelheim war sehr belebt. Auch viele Parlamentsmitglieder gingen hinaus; Alle besprachen mit lebhaften Worten und Geberden die Ereignisse des Tages.

»So viel Kraft, Muth und Einsicht auf ein Ziel gerichtet, sollte dies Ziel verfehlen können?« dachte Gertrud, »unmöglich!«

Sie blickte hoffend in die Ferne, auch für ihren Vater konnte Segen erblühen. Ein jüdischer Ban[359]quier, den sie öfter in der Paulskirche gesehen hatte, ging vorüber und sagte zu seinem Begleiter:

— Was thu' ich mit das Alles? de Papiere steigen, und so ist's gut!

Gertrud fiel auf die nackte Erde zurück: das ist die Klippe, an der alles Gute und Große scheitert! sagte sie sich mit trauriger Resignation; sie trat vom Fenster zurück, auf ihrem Schreibtische lag Heinrichs Tagebuch. Sie nahm die Blätter zur Hand, ihr Auge fiel auf die Worte:

»Ich habe nie gewußt, was eine Heimath ist und darum auch wohl nie den Begriff des Vaterlandes recht erfaßt. Der wahrhafte Mensch, deucht mir, sollte gar kein Vaterland haben; er gehört der Menschheit, deren Gesammtinteressen er zu den seinigen macht. Er kann sich nicht beschränkten im Wünschen; er arbeitet nicht allein

für die Zeit, in welcher er lebt, für den Raum, welcher ihm zur Wohnung angewiesen ist. Er will säen, wer da erntet, das ist ihm gleich. Aber wie selten ist dieser große, ganze Mensch; wie selten lernen wir die Gesammtidee erfassen. Wir begnügen uns, die einzelnen Strahlungen derselben in einzelnen Individualitäten zu lieben. Und wenn uns in diesem Einzelnen die Ahnung des Ganzen mächtig erfaßt, [360] mit Sehnsucht durchdringt und unser Herz ausdehnt, unsern Blick schärft und unsern Horizont erweitert, so legen wir dieser Sehnsucht Fesseln an, so begrenzen wir unser Streben durch den heiligen Namen des Vaterlandes, und wie wir früher dem Egoismus der Persönlichkeit dienten, so dienen wir nun dem Egoismus der Nationalität.

Das ist's, was mir das Leben so schwer und unverständlich macht, daß wir nicht mehr wissen, was ein rein menschliches Dasein ist. Daß wir um der Zeit zu nützen, in welcher wir stehen, an allen ihren Verkehrtheiten Theil haben müssen.«

Die Stubenthüre wurde heftig aufgerissen; erschreckend ließ Gertrud das Tagebuch fallen, Wolf stand vor ihr und ergriff ihre zitternden Hände.

— Gertrud! rief er, wo ist Teresa, ich muß sie sehen, ich muß sie sprechen.

— Gott sei Dank, daß Sie hier sind! sagte Gertrud.

— Ist ein Unglück geschehen? rief Wolf erbleichend.

— Nicht doch! antwortete Gertrud und bot dem Gast einen Stuhl, aber Ihr Einfluß wird nothwendig [361] sein, um den des Pater Alamus zu entkräften, der das Haus der Signora fast nicht mehr verläßt.

— Meine Ahnung hat mich also nicht betrogen, sagte Wolf, ich wollte gleich nach Teresa's Abreise kommen, aber es ging nicht. Tausend Rücksichten fesselten mich.

— Aber Wolf, antwortete Gertrud mit eindringlichem Tone, ich dächte es wäre Zeit, die Rücksichten bei Seite zu werfen. Was Sie thun wollen müssen Sie bald und muthig thun; was soll aus Teresa werden, wenn die Mutter stirbt?

Wolf sprang auf und ging im Zimmer auf und nieder. — Ich bin in einer verzweifelten Lage, sagte er endlich; Teresa muß und wird die Meine werden, aber unter welchen Bedingungen? ich zerfalle mit der ganzen Familie durch diese Heirath und mein mütterliches Erbtheil ist gering.

— Das alte Bibelwort: »arbeiten mag ich nicht«, fiel Gertrud ein, sie lächelte wehmüthig, was hätte sie darum gegeben, Teresa von diesem schwachen Manne zu trennen, aber es war zu spät; nach einer Pause sagte sie: — Teresa hat um ihrer Liebe willen mit ihrer Vergangenheit gebrochen und ihre Zukunft [362] zerstört; Sie werden nicht weniger Muth haben, als dies junge Mädchen.

— Gewiß nicht, Gertrud! ich thue Alles, wenn ich erst weiß, *was* zu thun ist.

— Vor Allem muß Teresa eine Zufluchtsstätte haben, ich kann sie ihr leider nicht bieten, Sie wissen, wie prekär meine Lage ist — aber Günter kann sie Ihnen geben; sprechen Sie mit dem Onkel.

— Unmöglich, Gertrud! ich stehe mit dem Onkel nicht auf dem besten Fuße. Sie wissen vielleicht nicht, mit welchem Hohn er immerfort meine ganze Lebensweise und Richtung beurtheilt hat. Ich kann mich ihm nicht als Bittender unterordnen.

— So will ich die Sache in die Hand nehmen, sagte Gertrud mit einem leisen Anflug von Bitterkeit und Verachtung; Sie müssen mir aber versprechen, nichts ohne mich zu thun, was Teresa Schmerz oder Verlegenheit bereiten könnte.

— Ich verspreche, mich ganz Ihrer Leitung zu fügen — aber, Gertrud, sie versprechen dagegen auch, dem Onkel gegenüber meine Selbstständigkeit, meine Ehre zu wahren.

— Ihre Ehre soll durch mich in keiner Weise ver[363]letzt werden, antwortete Gertrud und entzog ihm die Hand, die er an seine Lippen drücken wollte.

Werner kam und befreite seine Tochter von dem peinlichen tête-à-tête.

XIX.

GERTRUDS VORSICHTIGEM BEMÜHEN war es gelungen, das Wiedersehen der Liebenden zu vermitteln. Wolf hatte geschworen, daß er, um zu Teresa's Besitz zu gelangen, Himmel und Erde in Bewegung setzen würde, nun hätten Himmel und Erde gegen Teresa's Liebe ankämpfen mögen, sie hätte nicht gezagt und gewankt; sie gehörte nicht mehr sich selbst, nicht mehr ihrer Familie, sie konnte nur in dem Geliebten leben und seinem Willen sich fügen.

Lorenz war von Launeck zurückgekehrt; man hatte ihm in dem Hause der Signora ein Atelier eingerichtet und er arbeitete mit Liebe, aber mit der möglichsten Langsamkeit an Teresa's Bilde. Graf Günter war nämlich in Geschäften abwesend und vor seiner Rück[364]kehr durfte nichts Entscheidendes unternommen werden. Wolf konnte nicht lange in Frankfurt bleiben, in Launeck fühlte er sich unbehaglich und kehrte darum noch vor Ablauf des Urlaubs in seine Garnison zurück; Gertrud und Lorenz besorgten die Briefe. Wolf erwartete das Beste von Gertruds Plänen und Teresa war glücklich im Vertrauen auf ihres Geliebten ausdauernde Thätigkeit.

Anfangs überwachte Alamus Gertruds häufige Besuche mit argwöhnischem Blick, aber der Maler ließ einige Andeutungen von Wolf's Verhältniß zu Gertrud fallen, und so war der Pater beruhigt. Ueberdies nahm ihn die Signora mehr und mehr in Anspruch; sie weigerte sich standhaft, ihre Tochter zu sehen, verlangte immer heftiger die Abreise des Kindes nach Neapel und dachte zuweilen ihr ganzes Vermögen dem Ersten Besten zu geben, der sie von Teresa's verhaßter Gegenwart befreien würde. Der Pater lächelte zu dieser ohnmächtigen Wuth. Teresa's Bild war noch nicht fertig,

überdies war auch »die Zeit noch nicht erschienen«, denn Eminenz Bardini war anderweit beschäftigt. Ueberdies kam es darauf an, den Orden für den Verlust der Güter Launeck, Warburg u. s. w. zu entschädigen. Teresa's Mitgift war immer noch [365] eine fürstliche zu nennen, wenn sie auch getheilt wurde, das Kloster della santa croce mochte sich mit der Hälfte begnügen. Pater Alamus arbeitete eifrig und geschickt im Interesse der heiligen Brüderschaft, welcher er angehörte.

So war der August vergangen. In den ersten Septembertagen kehrte Günter nach Frankfurt zurück. Er fand Werner aufgeregt, verstimmt und sehr beschäftigt, Gertrud heiterer als er erwartet hatte.

In der ersten einsamen Stunde erzählte sie ihm die Vorgänge auf Launeck, die ihm übrigens schon brieflich vom Hofmarschall mitgetheilt waren. Er empfand das lebhafteste, mitleidsvollste Interesse für Teresa und kam Gertruds Wünschen auf halbem Wege entgegen. — Ich kenne die Signora, sagte er, und halte es für durchaus nothwendig, das junge Mädchen ihrem Einflusse zu entziehen. Man mag die Geschichte übrigens ansehen, wie man will, unsere Familie ist den Italienerinnen nahe verwandt und Teresa kann auf unsern Schutz Anspruch machen.

Gertrud küßte Günters Hand und sagte:

— Ich wußte zum Voraus, daß ich an Dich keine Fehlbitte thun würde. Du nimmst Teresa zu Dir nach Wengerau, nicht wahr? und aus Deiner Hand [366] wird der Hofmarschall die Schwiegertochter empfangen.

— Die Schwiegertochter?

— Ja, lieber Onkel. Ich glaubte, Du hättest schon lange gewußt, daß Wolf und Teresa sich lieben.

— Geahnt hab' ich es allerdings, antwortete Günter. Jetzt freut es mich doppelt, denn Deine Fürsprache für diese Liebe überzeugt mich, daß eine andere Ahnung mich getäuscht hat.

Gertrud wandte sich erröthend ab, sie war so bewegt, daß sie nicht antworten konnte. Günter meinte, sie hätte ihn nicht

verstanden; er wollte nicht weiter darauf eingehen und fuhr fort:

— Es wird ein schöner Winter auf Wengerau: die liebliche Teresa, der feurige Wolf und Du, der gütige Schutzengel ihrer Liebe. Wie schön werdet Ihr meine Einsamkeit schmücken und beleben.

— Ich nicht, lieber Onkel! rief Gertrud und streckte ihm wie abwehrend die Hände entgegen.

— Warum nicht, liebes Kind? ich weiß, Du bist gern bei mir, Du liebst Teresa, Du interessirst Dich für Wolf.

— Lieber Onkel, die Beiden sind so glücklich und ich bin so trübe; ich würde Euch stören.

[367] — Nein, meine Gertrud, Du bist still, aber nicht trübe. Deine Wehmuth hat Nichts, was die Heiterkeit stören könnte; und dann, mein liebes Mädchen, ist auch das Glück, das wir gepflegt haben, ein Heilmittel gegen unsern Kummer. Wolf und Teresa…

— Nein, nein, fiel Gertrud dazwischen; es ist nicht möglich, lieber Onkel. Ich ließe meinen Vater zu einsam zurück.

— Auch das ist ein Irrthum Deines aufopfernden Herzens. Ich kenne Werner seit dreißig Jahren, ich weiß, daß er nur Ideen, nicht Menschen lieben kann. So lange Du seinen Plänen und Hoffnungen förderlich sein kannst, bist Du ihm werth, aber auch nur so lange.

— Du bist grausam! sagte Gertrud mit bebender Stimme.

— Nur um Dich vor einem Irrthum zu bewahren. Du wirst mir glauben, liebes Kind, wirst mich nach Wengerau begleiten; ich bin überzeugt, daß Werner gern seine Einwilligung dazu giebt.

Gertrud schüttelte den Kopf. — Du wirst ihn nicht darum fragen! bat sie.

— Wunderliches Mädchen, sagte Günter. Ich [368] werde mich immerfort um Dich ängstigen; ich lasse Dich gar zu einsam zurück.

— Nicht doch, lieber Onkel, Lorenz ist ja hier.

Sie hatte das ganz unbefangen gesagt, aber sie erröthete, als sie Günters forschendem Blicke begegnete und ein feines Lächeln um seinen Mund spielen sah.

— Nun bin ich beruhigt, sagte er; warum hast Du mir nicht gleich aufrichtig gesagt: ich wünsche hier zu bleiben, weil Lorenz hier ist. Er ist ein wackerer Mann, ein tüchtiger Künstler, ich begreife und billige Deine Neigung.

— Du hast mich falsch verstanden, lieber Onkel. Thränen standen in Gertruds Augen, sie schlug den Blick zu Boden.

— Verzeihung, wenn ich Dich verletzt habe, liebe Gertrud; ich bin wohl voreilig, indiskret gewesen? aber sieh, ich bin ein alter Mann und betrachte mich immer als Deinen Vater. Dem Vater kann man nichts übel nehmen.

Er küßte sie herzlich auf Stirn und Mund, sie lächelte freundlich durch Thränen zu ihm auf und er verließ sie, beruhigter über ihre Zukunft und ohne zu ahnen, welche Schmerzen er in ihr aufgeregt hatte. [369] Lorenz begegnete ihm, Günter reichte dem Maler die Hand.

— Woher und wohin? mein junger Freund.

— Ich komme aus dem Parlament, Herr Graf, und wollte Herrn von Ringen besuchen.

— Werner ist vor einer Viertelstunde in die Stadt gegangen; kehren Sie mit mir um, begleiten Sie mich zu der Signora Guardi.

Der Maler folgte der Einladung mit schwerem Herzen; er sehnte sich, Gertrud zu sprechen. Günter bemerkte diese Verstimmung und deutete sie nach seinen Wünschen. Nach einer Pause begann er:

— Ich habe eben Gertrud verlassen; sie ist ruhig, heiter beinah; sie hat den Tod des Bruders leichter überwunden, als ich erwartete.

— Sie irren, Herr Graf, antwortete Lorenz; Gertrud fühlt sich seit Heinrichs Tode sehr verlassen; sie hat mit ihm ihren Bruder, ihren Freund und eine liebgewordene Sorge verloren, die sie Jahre lang beschäftigt hatte.

— Sie ist schon wieder thätig für das Glück anderer Menschen, sagte Günter; ich glaube, sie kann nie unglücklich sein.

— Aber auch niemals glücklich! antwortete der [370] Maler, Günter verstand ihn nicht; aus Scheu den jungen Mann verletzen

zu können, führte er das Gespräch auf ein anderes Feld.

— Sie waren im Parlament, sagte er, haben Sie viel Gutes gehört? Man hat über den Waffenstillstand von Malmö berathen.

— Die Sistierung desselben ist heute beschlossen.

— Ich möchte Roderich darüber sprechen hören; er wird gute Notizen gesammelt haben, sagte Günter.

— Die Diplomaten sind heute unterlegen, antwortete der Maler, obwohl ihre besten Kämpfer ins Feld rückten; selbst Roderich hat vergebens gesprochen.

Günter schüttelte den Kopf. — Aus den Netzen der Diplomaten retten sie sich doch nicht, sagte er. Ist der Krieg diesen Herren erwünscht, so wird er fortgesetzt, wo nicht, so wird der Waffenstillstand bestätigt.

— Verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich dieser Meinung lebhaft widerspreche. Eine Ratification dieses Waffenstillstandes würde das Parlament in den Augen des Volkes total ruinieren.

Sie waren am Garten der Signora angelangt, Günter schellte, der kleine Diener kam an die Pforte. Lorenz ging mit freundlichem Gruße.

[371] — Signora Guardi ist sehr krank, sagte der Diener; sie empfängt keinen Besuch.

— Mich wird sie empfangen, antwortete Günter und gab dem Diener seine Karte, der ihn, wie das erste Mal, in den Salon führte und ihn bat, hier zu warten.

Die alte Catarina war zu ihrer Herrschaft zurückgekehrt; der Knabe brachte ihr die Karte und sagte, der fremde Herr wolle sich nicht abweisen lassen. Kopfschüttelnd ging sie in das Schlafzimmer der Signora.

Alamus war bei der Kranken. Nachsinnend betrachtete er den Namenszug des Grafen. Was konnte er wollen? auf jeden Fall muß man ihn hören.

— Ehrwürdiger Vater, sagte Carlota mit matter Stimme, übernehmen sie die Vermittlung zwischen meinem Bruder und mir.

—Nein, Signora, sagte der Priester; Ihren Bruder müssen Sie

selbst hören!

— Es wird mich furchtbar erschüttern, mein Vater!

— Seit wann denkt meine Tochter nur an sich?

Die Kranke seufzte und erwiederte nach einer Pause:

[372] — Nun wohl, er mag kommen; aber Sie werden neben mir stehen und meiner Schwachheit zu Hülfe kommen.

Alamus schüttelte den Kopf, der Bildhauer Caroni durfte hier nicht als Beichtvater auftreten. — Nein, meine Tochter, sagte er; es ist nie meine Art und Weise gewesen, mich zwischen so nahe Verwandte zu drängen. Ist irgend etwas in der Unterredung, was Ihr Herz bedrückt, so können Sie mir nachher in der heiligen Beichte das Alles vertrauen. Er gab der Kranken seinen Segen und ging in das Maleratelier, um Teresa's Bild zu betrachten. Catarina führte den Grafen in das Schlafzimmer der Kranken.

Mit Ekel wandte er sich von der Umgebung ab, die Signora streckte ihm die abgezehrte Hand entgegen, er erschrak über die Veränderung ihrer Züge und die Mattigkeit ihres Blickes.

— Verzeihung, Signora, begann er, wenn ich Sie störe, ich will Ihnen mit wenigen Worten sagen, was ich von Ihnen erbitte und erwarte.

Sie drückte matt seine Hand und sagte:

— Es freut mich, Sie zu sehen, obwohl Sie nicht, wie ich früher hoffte… die Ermattung und ein kurzer röchelnder Husten hinderten sie fortzufahren.

[373] — Lassen wir das Vergangene ruhen, Signora, sagte Günter ernst. Ich habe Sie um eine Zukunft für Ihr Kind, für Teresa zu bitten.

Die Kranke fuhr auf, sank aber gleich wieder auf die Matratze zurück und murmelte mit einer Geberde des Abscheues:

— Zukunft! — Teresa!

— Sie hatten das Kind dem Kloster bestimmt, fuhr Günter fort, aber das Leben ist mit seinen Ansprüchen dazwischen getreten. Teresa kann nicht ins Kloster gehen.

Die Augen der Kranken leuchteten in zornigem Feuer. — Teresa

muß und wird thun, was ich befehle, erwiederte sie mit großer Bestimmtheit.

— Sie können das Kind allerdings zwingen, ins Kloster zu gehen, aber ihr Herz gehört einer irdischen Liebe. Sie begeht also die größte Sünde und diese Sünde, Signora! fällt auf das Haupt derjenigen zurück, die das junge Wesen in diesen Zweispalt gebracht hat.

— Ich verstehe Sie nicht! rief Carlota in furchtbarer Aufregung.

— Teresa war dem Kloster bestimmt, erwiederte Günter; sie mußte bis zur Ablegung des Gelübdes [374] in Einsamkeit leben, um ein unberührtes Herz zu bewahren. Sie haben das Kind, ohne Schutz und Halt, in das Leben hinausgestoßen, und es hat sich an das erste Herz angeschlossen, das ihm liebevoll entgegengekommen ist.

Ein heftiger Fluch entrang sich den bebenden Lippen der Italienerin, und sie erhob die geballten Hände.

— Sie sind ungerecht, begann der Graf auf's Neue. Nicht Teresa, Sie selbst und Ihre Rathgeber haben gefehlt.

— Darauf kommt es jetzt aber nicht an, ich komme um Ihnen meinen väterlichen Schutz für Teresa anzubieten, bis ich sie dem Schutz ihres Gatten anvertrauen kann.

— Niemals! niemals! rief der Kranke. Ihr Zustand kehrte heftiger wieder und raubte ihr beinahe die Besinnung. Catarina trat besorgt an das Bett und flößte ihr einen Löffel voll Arzenei ein, Günter beugte sich über sie und sagte: Sie sind jetzt zu angegriffen, Signora, um einen Entschluß zu fassen. Ich komme morgen wieder. Vergessen Sie nicht, daß ich das Recht des Verwandten und des Freundes dem jungen Mädchen gegenüber behaupten kann.

[375] Das Gesicht der Signora verzerrte sich in ohnmächtiger Wuth, aber sie konnte nicht sprechen und sank mit geschlossenen Augen in Catarina's stützende Arme zurück. Günter ging, im Salon fand er Teresa, die ihn mit ängstlicher Freude begrüßte.

Er ergriff ihre Hände und küßte sie auf die Stirn.

— Mein liebes Kind, sagte er, ich hoffe, Sie bald von allen

Widerwärtigkeiten zu befreien. Wollen Sie mit mir nach Wengerau gehen, und meine gute Tochter sein und bleiben, auch wenn Sie mir durch Wolf entführt werden?

Sie drückte des Grafen Hand an ihre Brust, ihr Dank sprach sich in dem entzückten Lächeln aus, das ihr schönes Gesicht verklärte.

— Adieu, für heute, liebes Kind, fuhr Günter fort: wenn Sie irgend einer Hülfe oder eines Trostes bedürfen, so kommen Sie zu mir, hier ist meine Adresse.

Sie verbarg die Karte in ihrem Kleide und begleitete den Grafen bis zur Hausthüre; diese war kaum geschlossen, als Alamus die Treppe herab kam und Teresa fragte: Was hat Dir der Fremde gesagt?

— Er ist mir nicht so ganz fremd, antwortete [376] ausweichend das junge Mädchen. Ich habe ihn öfter in Launeck gesehen.

— Aber warum ist er hierher gekommen? Doch wohl nicht, um Teresa Verdi zu begrüßen!

— Er hat lange mit der Mutter gesprochen.

Der Geistliche warf einen kummervollen Blick auf das Mädchen und sagte mit sanftem traurigem Tone: Du bist nicht aufrichtig, liebe Tochter. Es thut mir leid, daß ich Dein Vertrauen nicht mehr besitze.

Und mit der Miene eines zärtlich bekümmerten Vaters verließ er sie, um von der Kranken zu erfahren, was er wissen mußte.

Er war zum Aeußersten entschlossen. Teresa's Bild konnte der Maler aus der Erinnerung vollenden, das Mädchen mußte aber so bald als möglich fortgeschafft werden. Ein Kloster in Böhmen sollte sie aufnehmen, bis Alamus sie abholen und weiterführen konnte.

Für jetzt war seine Thätigkeit durch die Waffenstillstandsfrage so sehr in Anspruch genommen, daß er Teresa nicht selbst begleiten konnte, aber Matteo war zu gebrauchen. Mit umsichtiger Eile traf Alamus seine Maßregeln, sandte Befehle nach verschiedenen Reisestationen und suchte noch an demselben Abend den [377] jungen Geistlichen auf. Er fand ihn in seinem Zimmer von Büchern und Landkarten umgeben.

— So spät noch, mein Vater! sagte Matteo, vor dem boshaften Lächeln des Paters erschreckend.

— Man kann eine gute Botschaft nie zu früh überbringen, erwiederte Alamus; ich habe eine Arbeit für Dich, mein lieber Sohn, die Dich angenehm beschäftigen wird. Er nahm einen Stuhl, drehte die Lampe so, daß deren voller Schein auf das Gesicht seines Zöglings fiel und begann weitläufig seine Pläne und Anordnungen zu entwickeln.

Schreck und Freude, Schmerz und Angst wechselten in Matteo's ausdrucksvollen Zügen, seine Brust hob sich schneller und schneller, er hing mit seinen Blicken am Munde des Paters, plötzlich leuchtete ein muthiger Entschluß in seinen Augen auf, Alamus war befriedigt und erhob sich zum Abschiede.

— Morgen übergebe ich Dir die nöthigen Gelder und Papiere, sagte er, und hoffe, Dich bereit zu finden.

— Bereit zu Allem, mein Vater!

— So lebe wohl und empfange meinen Segen. Matteo küßte die Hand seines Meisters und begleitete ihn mit dem Licht bis zur Hausthür. Unter den [378] Fenstern blieb Alamus stehen, sie waren nicht verhüllt; der Pater sah, wie Matteo zurückkehrte, die Lampe auf den Tisch stellte und mit hastigen Schritten das Zimmer durchmaß. Er schlug mit der geballten Hand an Brust und Stirn, blieb eine Weile mitten im Gemache stehen, warf sich in einen Sessel, sprang hastig wieder auf und trat an's Fenster. Alamus drückte sich in dem Häuserschatten dicht an die Mauer, er hörte Matteo's schwere Athemzüge, zuweilen einen Ausruf, den er nicht verstand, ein satanisches Lächeln drückte seine Freude aus. Das Werk war der Vollendung nah, und welche Vollendung. Das junge schöne Mädchen in die Gewalt dieses leidenschaftlichen, liebeglühenden Mannes zu geben, wahrhaftig, das war ein Meisterstück. Teresa war verloren. Matteo kämpfte zwar noch, aber die Reise war lang, er mußte unterliegen.

— Er wird unterliegen! sagte sich Alamus, indem er vorsichtig weiter ging; und dann? — dann war Teresa unrettbar in seine

Gewalt gegeben, Bardini war durch das schöne Mädchen in seinen Händen — er baute weiter und weiter an den Plänen seines frommen priesterlichen Ehrgeizes.

Am folgenden Tage wurde Günter bei der Sig[379]nora nicht angenommen. Sie wäre zu krank, hieß es, hoffte aber in einigen Tagen so weit hergestellt zu sein, daß sie den Herrn Grafen empfangen könnte. Auch Teresa war nicht zu sprechen, der Diener behauptete, sie wäre in die Kirche gegangen, obwohl die Zeit der Messe längst vorüber war.

Der Abend kam und führte Matteo in das Haus der Signora. Erst hatte er mit Alamus eine lange Unterredung im Salon, dann ließ er sich bei Teresa melden. Das junge Mädchen kam ihm auf der Treppe entgegen und reichte ihm vertraulich die Hand.

— Sie sind lange nicht hier gewesen, sagte sie, ich habe mich oft nach Ihnen gesehnt, Matteo.

Er zitterte bei der Berührung der kleinen weichen Hand und erwiederte mit bebender Stimme: Ich war immer sehr beschäftigt, aber jetzt bin ich frei und gehöre nun wieder mit ganzer Seele meiner lieben Teresa.

— Sind sie krank gewesen? fragte das Mädchen besorgt. Sie sehen aus, als wenn Sie noch im Fieber wären. Ihr Blick ist so unstät und Ihre Hände glühen und zittern.

Sie waren die Treppe hinaufgestiegen und traten in Teresa's Zimmer. Matteo hatte dasselbe schon [380] oft gesehen, aber nie war ihm die anmuthige Einfachheit dieses jungfräulichen Closets so aufgefallen wie heute.

Das ganze Zimmer war zeltartig mit blauer Seide und weißem Mousselin drappirt; eine Ampel von blauem Glase hing an silbernen Ketten von der Mitte des Zeltdaches nieder; zwischen den blauseidenen Divans standen weißlackirte Kasten mit Erde gefüllt, aus denen die feinen Gewinde eines Convolvulus mit seinen blauen Glocken an den Wänden hinaufrankten; einige Bücher lagen auf den Tischen, einige Familienportraits standen auf zierlichen Staffeleien im günstigsten Lichte, eine Volliere von Silberdraht

beherbergte Teresa's gefiederte Lieblinge. Die Fenster waren geöffnet, die Abendluft spielte mit den leichten Blätterranken, mit den schon halbgeschlossenen Blumenglocken; ein Körbchen voll später Rosen, Heliotrop und Reseda erfüllte das Zimmer mit süßem Duft, und aus diesem stillen Asyl sollte Matteo das geliebte Mädchen in ein Leben voll Kampf und Reue führen?

Da er noch immer schwieg und mit unstäten Blicken um sich schaute, wiederholte Teresa ihre Frage nach seinem Befinden.

— Ich bin wirklich etwas fieberhaft aufgeregt,[381] sagte er; ich hätte vielleicht besser gethan, zu Hause zu bleiben. Aber auch ich sehnte mich, Sie endlich einmal wieder zu begrüßen. Hier im Zimmer ist es eng und warm, lassen Sie uns ein wenig hinaus gehen, auch Ihnen wird ein Spaziergang gut sein.

— Ich weiß nicht, ob Alamus es gestattet, antwortete das junge Mädchen; er ist seit einiger Zeit sehr streng, sehr unfreundlich — aber das habe ich verdient, fügte sie rasch und mit niedergeschlagenen Augen hinzu.

— Fragen Sie ihn, liebe Teresa, er ist im Salon.

— Aber Sie müssen mich begleiten, sonst fürchte ich mich zu sehr.

Matteo lächelte so sonderbar, daß es dem jungen Mädchen auffiel, aber sie hielt auch das für eine Folge seines Unwohlseins, ließ sich Hut und Mantille bringen und ging mit ihm, dem Pater ihre Wünsche vorzutragen.

Er schien erst einige Bedenken zu haben, gab aber doch seine Einwilligung zu dem Spaziergange und begleitete die jungen Leute bis an die Hausthür. Als sie einige Schritte im Garten gegangen waren, rief er [382] Matteo zurück und fragte: Du wirst den bestellten Wagen zu finden wissen?

— Ja wohl, mein Vater! Matteo ging zu Teresa zurück, der Pater sah ihnen nach, bis sie hinter den Gartenbüschen verschwanden und lächelte wieder, kalt und höhnisch.

Matteo bot seiner Begleiterin den Arm, sie gingen eine Zeit lang schweigend nebeneinander. Teresa blickte mit ruhiger Freude in

das verschwimmende Abendroth. Matteo's Brust durchtobten die rasendsten Leidenschaften. Auf Augenblicke vergaß er die ganze Zukunft, die ganze Vergangenheit, um sich im Genuß der Gegenwart zu berauschen, die ihm ein langes Alleinsein mit Teresa versprach. Ein langes Alleinsein, er fragte nicht, was er davon erwartete und begehrte, aber es war ihm, als stünde er am Ziel aller Wünsche. Teresa's Stimme weckte ihn aus seinen Träumen.

— Sie glauben nicht, mein Vater, sagte sie, welch ein sonderbares Leben ich jetzt führe; nicht in der Gegenwart, nicht in der Vergangenheit, kaum in der Zukunft. Es ist Alles in mir ein unbestimmtes, formloses Hoffen.

[383] — Ein unbestimmtes Hoffen, wiederholte Matteo, und mischt sich nie die Furcht hinein?

— Niemals, Matteo! ich ruhe beständig in dem Gedanken an Wolf, und Sie glauben nicht, wie glücklich mich dies macht.

Sie misdeutete den Blick, der aus Matteo's Augen ihr entgegenflammte und begann auf's Neue: Sie können mich nicht verstehen; Sie lieben Nichts, was auf Erden ist, und leben nur für den Himmel, aber ich beneide Sie nicht um diese einsame Größe.

— Diese einsame Größe! wiederholte Matteo in fast drohendem Tone, ohne recht zu wissen, was er sagte. Teresa blickte besorgt zu ihm auf und sagte: Sie sind kränker als Sie sagen mögen, Matteo; lassen Sie uns nach Hause zurückkehren.

— Nein, nein! rief heftig der junge Priester.

Sie gingen wieder eine Weile schweigend vorwärts, Matteo wurde ruhiger, sein Blick wurde klarer. Er fragte sich: was habe ich gewollt? was darf ich wollen? Das verführerische Bild, das ihn vor wenigen Minuten entzückt hatte, verblaßte: der Genuß eines Augenblicks, aber ohne die Weihe der Liebe. Er wandte sich schaudernd ab von diesem Gedanken. Nein, lieber Teresa und ihre Liebe und ihr [384] Glück in eines andern Hände legen und mit ewig unbefriedigter Sehnsucht von ferne stehen und sie geborgen wissen.

Aber er mißtraute seinem schwachen Herzen; er mußte schnell

seinen Willen fesseln und sagte darum; Teresa, ich habe den Auftrag, Sie von hier fort in ein Kloster zu schaffen; aber ich kann nicht gehorchen. Sie werden zu Fräulein von Ringen gehen und — seine Stimme verhallte in einem Seufzer. Teresa hing bleich und zitternd an seinem Arme.

— Matteo! rief sie, Matteo ist's denn möglich? er drückte ihre Hand und bat sie, ruhig zu sein, es würde noch Alles gut.

— Aber Alamus? fragte sie bebend. Ihre Sicherheit Matteo?

— Was liegt daran, antwortete er mit bitterm Lächeln. Uebrigens können Sie ruhig sein, Teresa, ich werde fliehen und mich verbergen. Dort steht ein Fiakre; Sie werden ihn nehmen und gleich nach Bockenheim fahren.

Er riß ein Blatt aus seiner Schreibtafel, schrieb hastig einige Worte, legte das Papier in ein Päckchen, das er aus seiner Brusttasche zog, übergab es Teresa und bat sie, es Gertrud einzuhändigen. Dann [385] rief er den Kutscher herbei und hob das zitternde Mädchen in den Wagen.

— Matteo, sagte sie und reichte ihm die Hand, Matteo, mein Dank wird Sie immer begleiten.

— Sei glücklich Teresa! meine Teresa! mehr konnte er nicht sagen, aber er küßte wiederholt ihre Hand. Es mußte geschieden sein, er schlug den Wagen zu und trat zurück, die Pferde zogen an und bald war Alles, was er liebte, seinen Augen entschwunden.

❄

XX.

TERESA WAR in Günter's Schutz geborgen; Matteo hatte alle Beweise von des Paters Schuld in Gertruds Hände gelegt, so mußte Alamus verstummen er verschob seine Rache auf eine gelegenere Zeit und begnügte sich vor der Hand damit, daß er die Signora zu einer vollständigen Enterbung ihrer Tochter veranlaßte. Das große Vermögen der Familie Guard wurde dem Pater Alamus zu wohlthätigen Zwecken übergeben. Teresa hatte indessen schwere Stunden, [386] sie liebte ihre Mutter und war tief betrübt, sie so qualvoll und verlassen sterben zu sehen, aber die Signora weigerte sich beharrlich, die ungehorsame Tochter wiederzusehen, auf deren Haupt sie die schwersten Flüche legte. Matteo war spurlos verschwunden; Wolf war glückselig über die Wendung im Geschick der Geliebten. Günter hatte Teresa gerichtlich adoptirt und den Hofmarschall um seinen Segen für die Liebenden gebeten. Er hatte auch wirklich eine mürrische Einwilligung zu der Verbindung bekommen — so blieben doch des Onkels Güter in der Familie, man hatte aber zugleich gebeten, die Schwiegertochter möge den Eltern so fern als möglich bleiben. Günter war damit sehr zufrieden. Wolf sollte den Abschied nehmen und mit Teresa auf Wengerau wohnen. Vorläufig blieb er aber mit dem Mädchen in Frankfurt, denn Teresa hoffte noch immer auf das Wiederwachen des Muttergefühls im Herzen der sterbenden Carlota. Sie hoffte vergebens — am Abend des 17. September brachte ihr die weinende Catarina die Nachricht von dem Tode ihrer Herrin. Günter war schon lange zur Abreise bereit und betrieb sie nun mit um so größerem Eifer, da in der Stadt Alles auf das Losbrechen eines Sturmes deutete.

[387] Teresa war indeß durch die Todesnachricht so aufgeregt, daß Günter für ihre Gesundheit fürchtete; sie hatte ihn gebeten, sie allein zu lassen, auch fühlte er, daß sein Zuspruch wenig zu ihrer Beruhigung beitragen könnte, desto mehr hoffte er von Gertrud, und fuhr darum hinaus, um sie zu holen.

Er fand sie allein und sie empfing ihn mit der Frage: Hast Du meinen Vater und Lorenz nicht gesehen?

— Nein, liebes Kind! aber was ist Dir, Du bist so bleich, bist Du krank?

— Nein, liebster Onkel, aber ich ängstige mich um die Meinigen, um Dich, um Alles.

— Ich verstehe Dich nicht, Gertrud! sage mir…

— Sie kommen, sie kommen! rief Gertrud, die den Schritt des Vaters und des Freundes erkannt hatte. Sie traten ein; Gertrud warf sich in Werners Arme, der ihre Aufregung nicht zu begreifen schien und sich mit sanfter Gewalt von ihr losmachte, um Günter zu begrüßen. Der Maler drückte der Freundin die Hand.

— Was habt Ihr beschlossen? fragte sie.

— Die Mehrheit, die den Waffenstillstand bestätigte, des Hochverraths schuldig zu erklären.

[388] — Und dann?

— Wer kann das Weitere ermessen, Gertrud? antwortete der Künstler. In uns Allen gährt der Zorn — wir sind beschimpft, verrathen.

— Durch Eure Vertreter, fiel Werner ein. Aber ich glaube sie wissen nicht, was sie thun.

— Wir wissen aber, was wir zu thun haben! rief Lorenz; wir müssen vor allen Dingen das Parlament sprengen, das uns zertritt, anstatt uns zu vertreten.

— Ruhig, ruhig junger Mann, sagte Günter und erfaßte des Malers Hand. Die Mehrheit, durch welche Ihre Partei besiegt ist, steht auf dem Boden der Praxis, sie handelte nach den Gesetzen der Staatsweisheit…

— Einer Weisheit, die uns seit so und so viel Jahren

herabgewürdigt hat, fiel Lorenz ein, die uns zum Spott des Auslandes gemacht hat, die das Gedeihen im Innern hemmte. Das Parlament ist eine durch und durch revolutionäre Macht, wenn es die Revolution verleugnet, giebt es sich selbst den Todesstoß.

— Aber es ist doch nicht berufen, um die Revolution permanent zu erklären, sagte Günter; es soll im Gegentheil die Revolution besiegen.

[389] — Nein, Herr Graf! rief Lorenz, das Parlament hat Nichts zu *besiegen*, nur zu ordnen und zu begründen. Es soll die Revolution schließen, indem es ihren gerechten Forderungen genügt. Durch die ergriffenen Maßregeln aber verlängert es den Zustand der Unordnung.

— Aber lieber junger Freund, Sie müssen doch das Mögliche berechnen. Das Parlament ist nicht allmächtig.

— Es könnte allmächtig sein, wenn es Hand in Hand mit den Millionen ginge, deren Interessen es vertreten soll; im Volke liegt die Macht und wir alle…

— Die Macht wohl, aber nicht die Erkenntniß, fiel Günter ein. Weiß das Volk, was es will?

— In diesem Falle ja, sagte Werner. Es will in Schleswig die Freiheit seiner Brüder und die Ehre des ganzen Vaterlandes retten.

— Mir scheint, Ihr legt der ganzen Frage zu große Wichtigkeit bei, erwiederte Günter. Es handelt sich um einen Waffenstillstand; Ihr könnt den Kampf auf's Neue beginnen, und mit verstärkter Kraft. Das Parlament arbeitet während der Waffenruhe an der innern Einigung.

[390] — Lieber Günter, fiel Werner ein, dieser Waffenstillstand ist die Klippe, an welcher die Macht des Parlamentes, die Bedeutung unserer Revolution und das Selbstvertrauen des Volkes scheitern. Die Regierungen lernen unsere Schwäche kennen, sie gehen weiter und weiter. Das Parlament ist, wie der Bundestag, nur noch ein Gespenst, das auf dem Grabe seiner Macht und Ehre wandeln geht. Bei diesen Worten fiel dem Grafen der Zweck seines Besuches wieder ein; er erzählte, was vorgefallen und bat Gertrud

um ihre Begleitung. Sie willigte um so lieber ein, da Werner und Lorenz noch mehrere Clubbs besuchen wollten. An der Thür wandte sie sich noch einmal zu dem Freunde und sagte: Lorenz, Sie werden die Besonnenheit nicht verlieren!

— Ich werde ein Mann sein, liebe Gertrud! er küßte ihre Hand; sie stieg mit dem Onkel in den Wagen und suchte durch den Gedanken an die trauernde Teresa, der sie Trost bringen sollte, den eignen Schmerz zu besiegen. Als sie Günter's Wohnung erreichte, war sie, äußerlich wenigstens, vollkommen ruhig.

Sie fand Teresa in ihrem Zimmer, den Kopf in die Kissen des Divans gedrückt und in heftigem Schluchzen zusammenschaudernd.

[391] — Mein liebes Kind! sagte sie und legte die Arme um die Schultern der Weinenden: meine liebe Teresa, vergiß nicht, daß Dir viel Liebe und Freundschaft auf Erden geblieben sind.

— O Gertrud! mehr konnte Teresa nicht sagen, aber sie legte den Kopf an Gertrud's Brust und weinte leiser und leiser.

Gertrud schwieg eine lange Zeit, dann sprach sie von der Vergangenheit, von der Gegenwart, von der Zukunft. Sie fand immer lichtere Bilder, immer schönere Farben. Sie sprach von Wolf; von dem Leben auf Wengerau; von den süßen Jugendträumen, die nur die Liebe zur Wirklichkeit macht; von der heiligen Sympathie, die zwei Seelen zu einem Leben verbindet; von Allem, was sie für sich selbst gehofft und ersehnt und was sie nun aufgegeben hatte. Teresa lächelte unter Thränen und schlief endlich von Weinen erschöpft, in den Armen der Freundin ein.

Gertrud blickte mir inniger Zärtlichkeit auf die ruhende Gestalt. Es war so viel Frieden in den kindlich reinen Zügen, in dem Lächeln, das die halb geöffneten Lippen umschwebte — gewiß, sie konnte, sie mußte glücklich werden. Glücklich! Was ist Glück und was ist Unglück? Sie erinnerte sich an die Worte des [392] Vaters: Glück ist Befriedigung im Schaffen und Genießen. Die Arbeit setzte Werner immer als Bedingung des Genusses voraus und gewiß mit Recht. Aber was ist meine Arbeit? fragte sich Gertrud. Heinrich

schlief im Frieden; Teresa hatte in der Liebe eine Heimath gefunden; mit der Vergangenheit konnte Gertrud abschließen. Was hatte ihr diese Vergangenheit gegeben? was durfte sie von der Zukunft erwarten? Dankbar blickte sie in die letztvergangene Zeit zurück; sie war stiller, friedvoller, in sich reicher geworden, reicher an Hoffen, Lieben und Glauben. Mit diesem warmen reichen Herzen trat sie in die unbekannte Zukunft. Des Vaters Pläne waren zerstört — aber es giebt ja überall bekümmerte Herzen, die wir trösten, verarmte Wesen, die wir unterstützen können. Dem liebevollen Willen wird niemals die Arbeit fehlen.

Der Tag brach an. Teresa schlug die Augen auf, ihr Blick fiel in Gertrud's stille Züge.

— O Gertrud, sagte sie, ich habe schön geträumt, Deine Worte hatten mich eingewiegt, wie ein süßes Lied. Sie richtete sich auf, strich die Haare aus der Stirn, faßte Gertrud's Hände und fragte: Wie kommt es nur, daß Du ein Glück so gut verstehst, das Du für Dich nie begehrt hast?

[393] — Woher weißt Du das, liebes Kind? erwiederte Gertrud lächelnd.

— Weil ich weiß, daß Du nicht bist wie andere Menschen; weil Dein Herz zu groß ist, um sich an dem kleinen Glück eigener Befriedigung zu sättigen; weil Deine Mission ist, überall zu trösten, zu helfen, zu erheben. Du liebst nur, wo Du Segen bringen kannst. Das ist schön, das ist groß — aber ich beneide Dich nicht um diese Größe.

Günter kam, um nach dem Zustande seiner Tochter zu sehen; er war sehr glücklich, sie so ruhig zu finden und bat sie, sich zur Abreise fertig zu machen.

Die nächsten Stunden verstrichen in den kleinen Besorgungen, denen sich die Frauen immer und gern unterziehen; beim Frühstück erneuerte Günter die Bitte, daß Gertrud den Winter bei ihm zubringen möge. Teresa war von dem Gedanken ganz entzückt und bot Alles auf, den Widerstand der Freundin zu besiegen, aber vergebens; Gertrud wollte bei dem Vater bleiben. Werner kam, um

seine Tochter abzuholen.

— Wie ist der Zustand der Stadt? Fragte Günter.

— Von Mainz ist ein Theil der Garnison her[394]übergekommen, die Paulskirche ist mit Truppen umgeben.

— Und das Volk? fragte Gertrud.

— Baut Barrikaden, lärmt und droht, antwortete Werner.

— Der Wagen ist vorgefahren, meldete ein Diener.

Teresa hüllte sich in Mantel und Schleier, Gertrud wollte helfen, da schlang die Italienerin die Arme um den Hals der Freundin und flüsterte:

— Gertrud, nur Dir verdanke ich meine schöne Zukunft, möchtest Du so glücklich werden, wie ich es bin.

— Ich bin glücklich! antwortete Gertrud mit leuchtenden Augen. Günter trat herzu und schloß Gertrud in seine Arme; ich hoffe, Du kommst und theilst unser Glück, sagte er; das Mädchen widersprach nicht, um ihn nicht zu betrüben.

— Auf Wiedersehen! antwortete sie freundlich und begleitete mit ihrem Vater die Abreisenden bis zum Wagen. Ein letzter Händedruck, ein Blick noch, ein Lebewohl.

— So geht Alles vorüber! seufzte Gertrud.

— Das mag uns trösten, wenn wir leiden, ant[395]wortete Werner; in der Flucht der Erscheinungen bleibt unveränderlich nur das ewig Wahre und Gute als die Seele der Welt.

Sie gingen dem Bockenheimer Thore zu, in den Straßen war es sehr unruhig. Man baute in den kleinen Gassen, die vom Main ab in das Innere der Stadt führen, kleine, unbedeutende Barrikaden, wahrscheinlich nur, um das Militair zu beschäftigen und von der Paulskirche wegzulocken. Aber dieser Zweck blieb unerreicht, man baute ungestört weiter und verständigte sich dabei auf das Freundlichste mit den Hauseigenthümern über die Wahl des Terrains und die Höhe der Bollwerke.

Gertrud war ängstlich, Werner beruhigte sie und meinte, eine einzige Reiterpatrouille könnte diese Maulwurfshügel zerstören, und man würde schon zur rechten Zeit einschreiten. Aber Gertrud's

Besorgniß wollte nicht schwinden, wo mochte Lorenz sein? der Vater hatte ihn seit Mitternacht nicht gesehen, wollte aber, sobald er seine Tochter nach Bockenheim zurückgebracht hätte, ins Parlament gehen und hoffte dort seinen jungen Freund zu finden.

Dort war er in der That, aber für Werner unerreichbar, im äußersten Ende der Gallerie stand er mit [396] verschränkten Armen und schaute bitter lächelnd auf die versammelten Volksvertreter. Da saßen sie von Soldaten bewacht und beschützt vor dem Zorne der Menge, von Ferne hörte man das Toben. Das Parlament blieb ruhig, hörte ruhig die Petition der Volksversammlung vom 17. Und trennte sich wie gewöhnlich.

Hell und warm schien die Herbstsonne in die Straßen nieder, die immer mehr zum Schauplatz der Unordnung wurden; die Abgeordneten gingen hin und wieder, man wollte beruhigen, vermitteln, versöhnen, es war Alles umsonst, man dürstete nach Kampf und Blut.

Gestalten, die sonst nie an das Tageslicht kommen, wahre Kinder des Elends, in zerlumpten Kleidern, mit blassen, hohläugigen Gesichtern, strömten in Massen nach den Hauptbarrikaden in der Fahr- und Schnurgasse; hier stand auch das kräftige, mit den socialen Verhältnissen unzufriedene Proletariat und die heranwachsende Jugend der mittlern und höhern Stände.

Lorenz drängte sich unter die dichtesten Haufen; er hatte kein Urtheil, keinen Ueberblick, aber die erste Leiche erweckte auch in ihm den Rachedurst, der im [397] Wuthgeheul der Menge ausbrach. Man gab ihm Waffen und er kämpfte mit dem Muth der Verzweiflung.

Das Geschrei der Streiter, das Aechzen der Verwundeten, das Fluchen und Todesröcheln der Sterbenden erfüllte die Luft; Schüsse knallten dazwischen, die Glocken wimmerten hülferufend über der unglücklichen Stadt.

In rasender Kampfeslust drängte sich Lorenz weiter und weiter voran, er stand doch oben auf der Barikade mit glühender Stirn, mit funkelndem Auge und wehendem Haar, neben ihm der

Fahnenträger, ein junger blonder Mann, mit schwarz-roth-goldenem Bande auf der Brust. Er fiel von einer Kugel durchbohrt, Lorenz ergriff das sinkende Banner; in eines der benachbarten Häuser waren Soldaten eingedrungen, sie eröffneten ein mörderisches Feuer auf die Barrikadenkämpfer, einer der Soldaten zielte auf den Fahnenträger, der in diesem Augenblicke ziemlich vereinzelt am äußersten Ende der Barrikade war. Lorenz schien verloren, plötzlich warf sich aus der Menge, die ihm folgte, ein junger Mann über ihn her und zog ihn abwärts, die Kugel streifte den Arm des Retters, der strauchelte und fiel. Lorenz hatte die Fahne ver[398]loren, ein Anderer trug sie empor; der Maler bückte sich zu dem Verwundeten nieder und erkannte Matteo. Mit großer Anstrengung gelang es ihm, den Blutenden aus dem Gewühl zu retten und in ein nahes Haus zu schaffen, wo ihm mitleidige Frauen zu Hülfe kamen. Indeß war eine halbstündige Waffenruhe eingetreten.

Matteo drang in den Künstler, mit ihm fortzugehen. — Es ist ein Kampf ohne Zweck und Ziel, sagte er; ein thörichter Wuthausbruch, ein schreckliches Gemetzel unter Brüdern.

Lorenz widerstrebte.

— Bedenken Sie, daß wir Beide verloren sind, wenn wir bleiben, fuhr der Italiener fort. Ueber den Ausgang des Kampfes ist kein Zweifel — und Alamus hat uns gesehen und erkannt — und denken Sie an Gertrud!

Lorenz war besiegt, mit großer Anstrengung gelang es ihm, mit dem Verwundeten fortzukommen. Als sie über die Zeil kamen, rasselten hessische Kanonen ins Thor, zur Unterdrückung des wiederausbrechenden Kampfes; aus allen Fenstern wehten ihnen Tücher entgegen — schaudernd wandte sich Lorenz ab.

[399] Gertrud hatte die Stunden in größter Angst verlebt; Lorenz kam nicht, der Vater kam nicht. Singende, schreiende Menschenhaufen zogen am Hause vorüber gen Frankfurt. Heulende Weiber kamen ihnen entgegen oder folgten der Schaar der Kampflustigen. Zu dem Knattern des Kleingewehrfeuers gesellte

sich nun der Donner der Kanonen.

Was wollte die tobende Menge? wo war ihr Führer, wo ihr Ziel? Es ist der Zorn eines Kindes, dachte Gertrud, das weder seine Kräfte kennt, noch die Waffen zu gebrauchen weiß, die ihm in die Hände fielen.

Ein Fiakre kam langsam die schöne Aussicht heraufgefahren und hielt an Werners Thür. Zwei Männer stiegen aus, der eine war verwundet, er stützte sich auf seinen Begleiter. Gertrud erkannte Lorenz und Matteo.

Zitternd öffnete sie die Thür, Matteo sank in den nächsten Stuhl, Lorenz sah bleich und düster in Gertruds fragendes Auge. — Alles verloren, Alles! murmelte er.

— Um Gotteswillen, Lorenz, was hast Du gethan?

— Hilf dem Kranken, Gertrud, wir müssen fort!

[400] Sie trat zu Matteo, er reichte ihr die linke Hand, die rechte hing schlaff am Körper nieder und war mit blutigen Tüchern umwickelt.

— Ich will zum Wunderarzt schicken, sagte das Mädchen.

— Unter keiner Bedingung! rief Matteo; Sie könnten in Ungelegenheit kommen, man könnte unsere Spur auffinden, — Alamus könnte sie finden!

— Nur etwas kaltes Wasser, liebste Gertrud, bat Lorenz; wir verbinden des Freundes Wunde so gut es geht.

Gertrud holte das Verlangte. — Der Vater kommt hoffentlich bald zurück, sagte sie; er wird uns helfen.

— Wir dürfen nicht auf ihn warten, sagte Matteo, wir müssen gleich weiter reisen.

— Wohin? fragte Gertrud zu Lorenz gewendet.

— Wir wissen es selbst nicht, erwiederte er; ich kann natürlich Matteo nicht verlassen.

— Ihr habt am Kampfe Theil genommen?

— Ja, Gertrud! ohne Matteo's Dazwischenkunft läge ich jetzt bei den Todten.

Das Mädchen wandte sich mit einer Geberde des Dankens zu

dem Verwundeten.

[401] — Unser Freund ist dafür nicht so erkenntlich, wie Sie, sagte er, und doch habe ich mich nur um ihn zu retten ins Gewühl gestürzt.

Der Maler reichte ihm die Hand. — Auch ich bin dankbar, sagte er; im Anfange beseelte mich freilich der Wunsch zu sterben, um die Schmach nicht zu überleben, welche wir…

— Der Sieg ist unmöglich, sagte Lorenz. Ich habe von Anfang an nicht an den Sieg geglaubt. Es war eben nur der Ausbruch der Verzweiflung, der Todesschrei unserer gemordeten Hoffnung.

— Und nun? fragte Gertrud.

— Ich will leben, weil ich weiß, daß eine Zeit kommen wird, die uns bessere Waffen und einen schönen Sieg geben muß!

— Und bis dahin wirst Du verbannt und einsam in der Fremde leben?

— Verbannt und einsam! wiederholte Lorenz. Aber reich an Erinnerung und Hoffnung.

Gertrud hatte indessen die Wunde des Italieners ausgewaschen und einen neuen Verband um den Arm gelegt. Er stand auf.

[402] — Wir müssen eilen! sagte er.

Lorenz schloß Gertrud in die Arme.

— Leb wohl, mein einziger Freund, sagte sie; auch ich bin einsam und ohne Heimath.

— Gertrud, erwiederte er, unsere Heimath ist die Zukunft, unser Freund die Erinnerung.

Er wandte sich zum Gehen, kehrte noch einmal zurück, erfaßte Gertruds Hände, drückte sie an seine Brust und sagte:

— Wo immer wir gehen, können wir glücklich sein, wenn wir recht thun, was uns zu thun gegeben ist, und wenn wir recht lieben, was sich uns zu eigen gab.

Er küßte sie noch einmal auf die Augen und Lippen und ging. Sie blieb in der Mitte des Zimmers stehen, bis das Rollen der Wagenräder verhallt war, dann trat sie an's Fenster. In der Stadt tobte der Kampf; die Kanonen donnerten, die Glocken heulten,

aber ruhig, friedvoll, wie immer, breitete sich der Abend über die Erde aus.

Werner kam, niemals hatte ihn Gertrud so aufgeregt gesehen. Er ging eine Weile im Zimmer auf und nieder, dann sagte er:

— Wer bis jetzt noch an die Zweckmäßigkeit des [403] eingeschlagenen Weges geglaubt, muß ihn von heute an verlassen. Sie wollen Menschen zu menschlichem Glücke erziehen, und reizen Hyänen zum Morde auf.

— Vater, Vater, was ist geschehen! rief Gertrud.

— Frage nicht, sagte er; wie sie früher dem Gott der Liebe schändliche Opfer brachten, so morden sie jetzt im Namen der Freiheit.

— Sie kämpfen, aber sie morden nicht, sagte das Mädchen.

Werner erfaßte heftig der Tochter Arm. — In diesem Augenblick stirbt vielleicht Eines der Opfer unter gräßlichen Qualen, sagte er; das Andere ist schon todt. Sie haben Auerswald und Lichnowsky überfallen.

Gertrud verhüllte schaudernd das Gesicht. Werner sah lange in die wachsenden Abendschatten hinaus, endlich sagte er:

— Und doch ist es thöricht, zu zweifeln und zu zagen. Die Menschheit ist krank, sie ringt in den Schmerzen, in der Angst der Krisis; aber die Zukunft wird Glück und Frieden bringen.

Er ging hinaus, Gertrud schaute ihm nach. Der letzte Tagesschimmer überstrahlte Heinrichs Bild, das [404] vom liebsten Freunde gemalt, lächelnd auf die Schwester niederblickte. Sie faltete die Hände und flüsterte:

»Recht thun, was uns zu thun gegeben ist, recht lieben, was sich uns zu eigen gab und die Zukunft nach Gottes Willen bereiten helfen.«

❄

Zu diesem E-Book

Cover-Motiv

Frankfurt am Main, Germany. Session of the Nationalversammlung at the Paulskirche; the speaker is Robert Blum (source: Peter Reichel: Robert Blum, S. 109), ca. June 1848. Coloured Drawing by Ludwig von Elliott, 1848. Historic Museum Frankfurt a. M.

Textvorlage

Scan und Transkription der Brigham Young University, USA

Editorische Bemerkung

Textlücken in der Vorlage wurden ergänzt durch Exemplare der Universitätsbibliothek Köln sowie der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel (Danke an Frau Wild!).

Die Rechtschreibung blieb, bis auf offensichtliche Druckfehler, unverändert; die Seitenzahlen des Originals stehen in eckigen Klammern. Gesperrter Druck wird kursiv dargestellt.

Bibliografische Angaben

Claire von Glümer, Fata Morgana. Ein Roman aus dem Jahre 1848. Leipzig: Otto Wigand, 1851

© Whink E-Books | im Juli 2024

whink44@posteo.de

❄